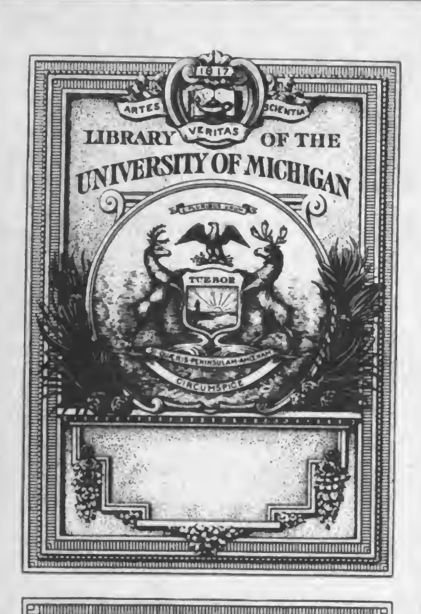
# Arme Komödianten

Adam Müller-Guttenbrunn


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





# Arme Komödianten

Ein Geschichtenbuch

Von demselben Verfasser
sind im gleichen Verlag erschienen:

## Die Glocken der Heimat

Roman

8. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

## Götzendämmerung

Ein Kulturbild aus Ungarn

7. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

## Der kleine Schwab'

Abenteuer eines Knaben

10. Tausend. Kart. M. 1.—

# Arme Komödianten

Ein Geschichtenbuch

von

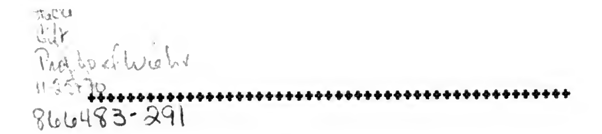
Adam Müller-Guttenbrunn

Drittes Tausend





Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1912




# Inhalt

# Grenzen der Liebe.

Die Wiener Gerichte hatten zu Beginn der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts einen ganz stillen und doch gar merkwürdigen Scheidungs-prozeß durchzuführen. Es wurde kein Aufhebens von der Sache gemacht, die Zeitungen waren gebeten worden zu schweigen, und sie erfüllten diese Bitte gern, da der Fall jeglicher Pikanterie entbehrte. Um der Personen willen, die daran beteiligt waren, hätte man freilich davon reden können, denn die waren sehr bekannt, und es wäre immerhin interessant gewesen für weite Kreise, zu erfahren, daß . . .

Nun, es geschah nicht. Der große Freundes-kreis des Herrn Hofrates von Werner, der vor kaum einem Jahr plötzlich durch dessen späte Vermählung überrascht wurde, erfuhr lange nichts von der frühen Scheidung. Nur die Nächst-stehenden, die es erfahren mußten, erhielten Kenntnis davon.

Eugen Werner hatte einst als junger Jurist in den vornehmsten bürgerlichen Häusern Zutritt gefunden. Sein elegantes, geselliges Wesen warb ihm viele Freunde, und wenn er auch, als der Sohn einer Beamtenfamilie, ohne Vermögen war, so war ihm doch eine schöne Laufbahn sicher, und er konnte immerhin als eine annehmbare Partie gelten. So schätzten ihn auch die Mütter ein, und sie sahen es gern, wenn Dr. Werner bei ihren Jours erschien und sich bei ihren Hausbällen als eifriger Tänzer betätigte. Und als er in das Ministerium kam und endlich sogar den Titel eines Ministerialvizesekretärs erhielt, da wunderten sich schon manche, daß er noch immer keine ernsten Absichten zeigte und stets nur der glatte Gesellschafter blieb, als den man ihn schon seit Jahren kannte.

Eugen Werner war kein schöner Mann, aber uninteressant war er nicht, und daß er kein Dutzendmensch sein mochte, das sah man ihm an den hellen grauen Augen an, die einen Ausdruck von Schwärmerei hatten und Begeisterungsfähigkeit verrieten. Sein braunes Haar, das sich an den Schläfen ein klein wenig ringelte, war immer ein bißchen länger als das der schablonenhaften Beamtentypen in den Ministerialkanzleien, und auch sonst

stach, sein Wesen von diesen ab. Von hagerer, hoher Gestalt, ging er still und bescheiden seinen Weg, und immer ein wenig gebeugt, als ob er sich selbst zu groß vorkäme. Er war frei von jeder Unterwürfigkeit gegenüber Vorgesetzten, aber es war ihm immer peinlich, wenn ein solcher zu ihm aufblicken mußte. Werner hatte seine Eltern früh verloren und stand nunmehr allein.

Von allen Häusern, in denen er verkehrte, war ihm das des Großindustriellen Bernhard Scholz am liebsten geworden. Da gab es zwei Töchter, so grundverschieden in ihrem Äußeren wie nach ihrer inneren Veranlagung, und beide sahen ihn gern, beide liebte er mit gleicher Wärme. Oft ging er mit sich zu Rate, welche von beiden ihm eigentlich teurer wäre, er konnte sich nicht entscheiden: die schwarze, feurige Sidi oder die hellbraune, gelassene Emma. Die eine plauderte wie ein Schalk und tanzte wie eine Mänade, die andere spielte so herrlich Klavier und sang wie eine Primadonna. Bei Emma wäre er oft gern im Musikzimmer sitzen geblieben, aber Sidi lockte ihn immer an sich heran. Und plötzlich wußte er auch, daß diese ihm lieber war; denn es erschien ein Freier für Sidi auf der Bildfläche, sie sollte ihm entrissen werden.

Eugen Werner verkehrte gleichzeitig mit vielen anderen jungen Männern in dem gastfreundlichen Hause, und es fiel ihm nie ein, zu denken, daß er irgendwem unwillkommen wäre, oder daß er da nicht für voll gälte. Die Mama kam ihm zwar manchmal etwas verstimmt und angesäuert vor, aber er hatte doch nie bemerkt, daß er mitschuldig daran wäre. Jetzt zum ersten Male kam ihm dieser Gedanke, denn es war ganz auffällig, wie sie ihn von Sidi fernzuhalten suchte, seitdem der junge Wallner im Hause erschien, der Sohn des großen Seifensieders und Kerzenfabrikanten.

Das reizte und stachelte ihn aber nur noch mehr, und er suchte eine Unterredung unter vier Augen mit Sidi. Die fand sich bald, und Eugen gestand ihr seine Liebe, er bat sie um ihre Hand. Sie war davon gar nicht überrascht, schmiegte sich lächelnd an ihn, gewährte ihm einen Kuß, machte ihm aber keinerlei Zusage. Das habe sie ihren Eltern längst feierlich geloben müssen, daß sie sich nie überrumpeln lasse, daß sie kein Versprechen gebe auf eigene Faust. Er müsse mit ihrer Mama sprechen. Der junge Wallner bewerbe sich zwar auch um sie, aber sie gebe ihm den Vorzug vor jenem. Wenn ihre Eltern ein=

verstanden seien, werde sie seine Frau. Emma würde ihr zwar die Augen auskratzen, fügte sie hinzu, aber das schade nichts.

„Emma?!" rief Werner bestürzt.

„Nun ja, die Arme betet Sie doch an," erwiderte triumphierend das Mädchen.

Er scherzte die Bemerkung, die ihn in tiefster Seele traf, mit lächelndem Gesichte hinweg und spielte den ganzen Abend den Glücklichen. Da der reiche junge Seifensieder auch anwesend war, wich er nicht von der Seite Sidis, und er sah mit Ergötzen, wie er das Mißfallen des Rivalen erweckte. Aber den Ingrimm der Frau des Hauses sah er nicht. Erst ganz zuletzt, als er sich verabschiedete, merkte er so etwas wie eine Verstimmung. Und jetzt begegnete er auch dem fragenden, erstaunten Blick Emmas, dem er den ganzen Abend ausgewichen war.

Tief in seinem Innern regte sich etwas wie Reue, wie Scham, und ratlos verbrachte er eine schlaflose Nacht. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er sich habe hinreißen lassen; dann wieder sagte er sich, daß er dem Doppelspiel seiner Gefühle ja doch einmal ein Ende habe machen müssen, und er war mit sich zufrieden. Wenn es schon eine der Schwestern

Scholz sein sollte, so war am Ende Sidi doch die richtige. Freilich, Emma war ganz anders, viel gediegener, viel charaktervoller, aber so hübsch, so geistreich, so fesch war sie nicht. Und er überredete sich, daß seine Wahl gut war.

Am nächsten Tag stand er vor Mama Scholz. Sie empfing ihn um zwölf Uhr mittags in ihrem Salon, den er bis dahin nur selten betreten hatte, und war äußerst kühl. So hatte er die Frau noch gar nie gesehen. Freilich, er war auch noch nie mit ihr allein gewesen; nie wurde bis dahin ein ernstes Wort zwischen ihnen gewechselt, immer nur Redensarten. Und jetzt auf einmal sollte über seine Zukunft entschieden werden in diesem Raum, von dieser kalten, stolzen Frau.

Als sie ihm einen Platz angewiesen und sich selbst auf dem Diwan niedergelassen hatte, entspann sich folgendes Gespräch:

„Ich kann mir wohl denken, Herr Doktor, warum Sie gekommen sind. Haben Sie sich die Sache auch wohl überlegt?"

„Gewiß, gnädigste Frau. Ich bin wohl sehr kühn, wenn ich es wage, Sie zu bitten, mir zu gestatten ... Ich liebe Ihre Tochter aufrichtig —"

„Welche, wenn ich bitten darf?"

Eugen Werner fühlte die Ironie, die in dieser Frage lag, aber er ging nicht darauf ein und fuhr fort: „Fräulein Sidi hat mir erlaubt, mich um sie zu bewerben. Ich fühle ja, daß ich heute vielleicht noch nicht ganz würdig bin, in Ihre hochgeehrte Familie aufgenommen zu werden, aber meine Aussichten, mein Avancement und meine aufrichtige Zuneigung und Ergebenheit für Ihr Haus —"

„Und Ihre große Liebe, ja, ja. Glauben Sie, daß man damit ein Mädchen wie meine Tochter glücklich machen kann? Was haben Sie denn für ein Einkommen, Herr Doktor?"

„Heute? Achtzehnhundert Gulden. Aber —"

„Achtzehnhundert! Nicht übel. Genau so viel braucht Sidi für Taschentücher und Handschuhe im Jahr."

„Gnädige Frau . . . ."

„Sie haben sich die Sache doch wohl nicht gut überlegt. Es wäre mir lieber, sie hätten sich mir gegenüber nicht erklärt. Aber wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf, so ist es der: Suchen Sie sich eine bescheidener erzogene Frau, oder warten Sie noch zehn Jahre, bis Sie ein größeres Gehalt und einen Titel haben. So wie ich meinen Manne kenne, würde er unter

gar keinen Umständen den ganzen Haushalt seines Schwiegersohns bestreiten."

„Sie sind sehr offen, meine Gnädigste —"

„Muß ich es nicht sein? Es ist in Ihrem Interesse. Sie würden nicht glücklich werden in einer solchen Ehe, denn sie würde Ihren Stolz verletzen. Und meine Töchter sind für einfachere Verhältnisse nicht zu brauchen. Sidi schon gar nicht!"

Der junge Mann war allmählich totenblaß geworden im Gesicht, und als er sich jetzt erhob, stammelte er nur noch:

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste — ich sehe ein — aber es war ja gut gemeint —"

„O, ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor. Ich unterscheide zwischen Ihnen und den vielen Strebern, die meine Kinder umschwärmen. Sie waren mir immer angenehm. Und meine Sidi wird sich gewiß sehr kränken . . . . Auch wird es uns allen leid sein, wenn sie unser Haus jetzt meiden werden. Aber ich begreife vollkommen, daß Sie nicht anders können."

Erst als er wieder in seinem Wagen saß, den er sich für diesen besonderen Anlaß gemietet hatte, fühlte er den Schimpf, der ihm da angetan worden war. Es überfiel ihn eine solche Scham,

daß er sich im Amt für acht Tage krank meldete und während dieser ganzen Zeit das Haus gar nicht verließ.

Es war etwas zerrissen in ihm unter der Nachwirkung der peinlichen Szene, er kränkte sich unsäglich. Und Sidi spielte die geringste Rolle bei diesem Schmerze, den er ganz allgemein empfand. Er hatte sich den Schritt in der Tat nicht genügend überlegt gehabt, wenigstens nicht in seinen möglichen Folgen: daß das Mißlingen seines Wagnisses ihm auch die Ausweisung aus dem Hause Scholz bringen könne, daß es ihn einen ganzen Kreis von angenehmen Menschen kosten würde, und daß auch Emma auf ewig für ihn verloren war, wenn er bei Sidi Schiffbruch litt. Das alles war ihm erst jetzt in seiner ganzen grausamen Unerbittlichkeit klar geworden. Er fühlte, daß er nirgends mehr hingehen dürfte, wo er der Familie Scholz begegnen könnte, denn die Scham würde ihn töten. Der ganze große Kreis seines bisherigen Verkehrs war ihm verekelt durch den Gedanken, daß man sein verändertes Benehmen bemerken und bespötteln könnte.

Und er riß sich mit einem festen Entschluß von allem los, was ihm bisher lieb und wert gewesen war. Sein Herz blutete. Es war Werner,

als ob er aus dem Paradies seiner Jugend gejagt worden wäre. Aber er bezwang sich und ging andere Wege. Mehr als jemals gehörte er jetzt sich selbst, und er fühlte gar bald, wie sein ganzes Leben sich verinnerlichte. Er entdeckte hundert gute Bücher, die er noch nicht gelesen hatte, und auch der Besuch des Burgtheaters wurde ihm nach und nach ein leidenschaftliches Bedürfnis. Was war ihm da alles entgangen in den Tagen der Geselligkeit und der Liebeleien, wie viele Stunden erhabenen Genießens hatte er versäumt! Das wollte er jetzt wettmachen, und ein ständiger Parkettsitz zu allen klassischen Aufführungen des Burgtheaters war von da ab der einzige Luxus, den er sich gönnte.

Im Theater sah er ab und zu auch Sidonie und Emma mit ihrer Mutter. Sie saßen pflichtgemäß jeden vierten Tag in ihrer abonnierten Loge. Und hinter ihnen tauchte nun öfter der Schatten des Seifensieders Wallner auf. Werner beobachtete sie manchmal durch sein Glas und sah alles wachsen und werden. Ohne Groll. Das war in weite Ferne von ihm weggerückt. Ein Bodensatz von Bitterkeit, das fühlte er, mußte ja immer zurückbleiben in ihm, aber es tat nicht mehr weh. Und daß Sidi ihm gleichgültig ge-

worden war, ganz unbegreiflich gleichgültig, das empfand er zuweilen nicht ohne Schrecken. Es war also doch Emma, die ihm näher gestanden. Nur hatte sie ihn nicht gelockt, nur stand sie nicht in Gefahr, ihm weggenommen zu werden. Das gesteigerte Interesse für Sidi war künstlich herbeigeführt, es war eine Selbsttäuschung. Und wenn er jetzt Emma, die Ruhige, Sichere, Ehrliche, beobachtete, begriff er jene Selbsttäuschung nicht. Ihr entronnen zu sein, befriedigte ihn beinahe. Das hätte am Ende doch keine glückliche Ehe gegeben. Die Frau hatte ganz recht, die dort auf dem Ehrenplatz ihrer Loge saß. Mit harten Zügen starrte sie müde und gelangweilt in den Saal, nur wenn sie sich beobachtet wußte, kam Leben in das Gesicht, und es rundete sich zu freundlichen Grimassen. Sie hätte er hassen mögen. Aber er konnte sich nicht aufschwingen zu diesem Gefühl.

Zu seinem Schrecken bemerkte Eugen Werner eines Abends, daß Emma ihn entdeckt hatte, daß sie ihn beobachte, und daß man von ihm sprach. Von da ab wendete er den Kopf nicht mehr nach der Loge hin. Ihm war zwar, als ob sich ein Freudenschimmer über die Wangen des Mädchens gebreitet hätte, als es ihn so unvermutet wieder-

sah. Aber das bewegte ihn nicht. Es wird die Überraschung gewesen sein, sagte er sich. Nur keine neuen Selbsttäuschungen . . .

Sidi heiratete ihren Seifensieder.

Und Mama Scholz saß nun mit Emma allein an den klassischen Abenden im Theater. Der Vater war nie zu sehen, er liebte die Klassiker wohl nicht. Und oft erschien Emma auch ohne ihre Mutter, nur in Begleitung ihrer Engländerin. An solchen Abenden wagte Werner einige Male hinzusehen. Er fand das Mädchen stets ungewöhnlich ernst. Wenn sie ihn dabei ertappte, daß er sie beobachtete, glitt immer derselbe freudige Schimmer über ihre Züge wie beim ersten Mal. Er hätte sie grüßen können. Sie würde ihm sicherlich freundlich gedankt haben. Wozu? Das lag ja alles weit, weit hinter ihm. Emma beschäftigte unablässig seine Phantasie, aber er gestand es sich nicht zu. Auch sah er gar keine Brücke, keinen Steg, der zu ihr hinführen könnte. So vergingen einige Jahre. Doktor Eugen Werner war schon bis zum Sektionsrat im Ministerium emporgerückt, sonst hatte sich nichts in seinem Leben geändert, ein Tag glich dem anderen.

Endlich gab es ihm wieder einmal einen Ruck

— in der Loge dort drüben war nun auch hinter Emma ein verdächtiger Schatten aufgetaucht, und die Mama saß wieder regelmäßig auf ihrem Posten. Emma wollte also doch keine alte Jungfer werden, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte. Glückauf!

Der Herr Sektionsrat war kein Knabe mehr, aber seine Phantasie hatte doch immer mit dem Gedanken gespielt, der seiner Eitelkeit schmeichelte... Am Ende betet sie dich doch noch an und wartet auf dich? Na, wenn ich einmal Exzellenz bin und kahl, dann würde ich der Mama wohl willkommen sein! Es war nur ein dünner, sonniger Nebelstreifen am fernen Horizont, der letzte Schimmer eines Frühlingstages — und jetzt verblaßte auch dieser. In kurzer Zeit war Emma die Frau eines bekannten Sportsmannes und Rennstallbesitzers. Das Abonnement der Loge war aufgegeben worden, und es saßen jedesmal andere, fremde Menschen darin.

Nun erst war alles vorbei...

Doktor Eugen Werner aber blieb in der Bahn, die sein Leben eingeschlagen hatte. Sein lockiger Kopf mit der hohen Stirne und der freundlichen Miene war für jeden Burgtheaterbesucher eine liebgewordene Erscheinung. Er war untrennbar

von dem gesellschaftlichen Bilde jeder Erstaufführung und jeder klassischen Vorstellung. Jeder kannte ihn. Er wurde Regierungsrat, er wurde Hofrat, und es waren schon zwanzig Jahre vergangen seit jenen schönen Jugendtagen, die er in dem geselligen Kreise der Familie Scholz verbrachte und an die er sich trotzalledem gern erinnerte. Der Hofrat Werner war in seinem Ministerium beliebt und geschätzt, und er war nebenbei auch die lebendige Chronik des Burgtheaters. Wenn ein Kritiker sich über irgendein strittiges Theaterereignis aus den letzten zwanzig Jahren genau unterrichten wollte, durfte er nur ihn fragen. Er wußte alles.

Ein schöngeistiger Sonderling und ein Hagestolz war aus ihm geworden. Er zählte Fünfzig und lebte allein. Hoch oben in einem vierten Stock der inneren Stadt, mit einem Ausblick auf die Berge, hatte er sein Junggesellennest aufgeschlagen, ein Arbeitszimmer und ein Schlafzimmer genügten ihm. Denn er speiste mittags in einem Hotel neben dem Ministerium und abends kam er immer in das zweihundertjährige Gasthaus zum „Lothringer", ganz nahe beim alten Burgtheater. Dort hatte er einen kleinen Bekanntenkreis, dem er treu geblieben war. Man spöttelte

ein wenig über seine Theatermanie, aber man liebte ihn. Jeder Kellner hing an ihm, denn er war der freundlichste, höflichste Gast des Hauses. Wenn seine hohe Gestalt in den altväterisch niedrigen Räumen auftauchte, flogen ihm alle dienstbaren Geister entgegen und halfen ihm, es sich bequem zu machen. Sein Platz mußte immer reserviert sein. Das war das einzige, worauf er bestand.

*   *
*

Eines Abends kam er besonders vergnügt aus dem Theater. Er verzehrte sein Abendessen stumm und lächelte still in sich hinein. An dem Gespräch der Freunde nahm er lange keinen Anteil. Erst als er sich seine Zigarre angezündet hatte, tat er so, als ob es ihn interessierte, zu hören, welches Mittel der Herr Oberfinanzrat Mertens zur Vertilgung der Phylloxera als besonders geeignet in seinem Klosterneuburger Weingarten erprobt hatte. Aber es interessierte ihn nicht im geringsten. Doch war ihm ein Gespräch wie dieses, das keine innere Anteilnahme von ihm forderte, heute ganz besonders angenehm. Er nickte und lächelte dem alten Freunde zu und war mit seinen Gedanken doch ganz wo anders.

Er hatte sie wiedergesehen. Emma. Nach Jahren. Mit einer halb erwachsenen Tochter und einem Sohn von beiläufig fünfzehn Jahren war sie heute ganz plötzlich in einer Parterreloge des Burgtheaters erschienen. Dicht neben ihm. Er hörte ihre Stimme und wendete den Kopf nach ihr. Ihre Blicke trafen ineinander, und der ihre war ganz so fragend wie damals, an jenem Vorabend der großen Dummheit seines Lebens. Und dieser Blick bezwang ihn, er neigte den Kopf, und sie dankte lächelnd.

Eine stattliche Frau war sie geworden. Etwas stark und voll, aber das Gesicht war nicht viel älter als damals. Der Ausdruck ernster Güte vorherrschend. Ihre Kinder glichen ihr nicht. Der Sohn ein hochaufgeschossener rothaariger Junge, das Mädchen blaß und blutleer. Nur das schöne, hellbraune Haar hatte sie von der Mutter, die mit geröteten Wangen dasaß und mehr Anteil für die Bühne zeigte als ihre Kinder.

Am Schluß der Vorstellung suchte Hofrat Werner in dem allgemeinen Aufbruch ohne Gruß zu entkommen. Das gelang ihm. Aber am Ausgang des Logenganges stand er Emma ganz plötzlich gegenüber. Er war in großer Verlegenheit,

sie aber streckte ihm die weißbehandschuhte Rechte entgegen und sagte nichts als: „Doktor Werner!“

Der Hofrat drückte diese Hand.

„Sie kennen mich noch, gnädige Frau?“ sagte er.

„Aber lieber Freund!“ wehrte sie ab und stellte ihre Kinder vor. „Ich bin alt geworden, nicht wahr? Nur Sie haben sich gar nicht verändert!“

Da wurde durch einen livrierten Diener ihr Wagen gemeldet, und das schnitt jedes weitere Gespräch ab. Nochmals reichte sie dem Jugendfreund die Hand und sagte rasch: „Es würde mich herzlich freuen, Sie einmal bei mir zu sehen.“

Er beugte sich über ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

Und jetzt saß er da beim alten „Lothringer“ und sollte sich für das Preisausschreiben der französischen Regierung für das beste Mittel gegen die Phylloxera interessieren. Es war zum Lachen. Aber er lächelte nur. Ganz fein und still und vergnügt, und so nach innen, daß es niemand merkte. Und als seine Zigarre ausgeraucht und sein Viertel Gumpoldskirchner getrunken war, empfahl er sich und ging nach Hause.

In den nächsten Wochen nach seiner Be-

gegnung mit Emma war Hofrat Werner ungewöhnlich stark von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen. Es war wieder einmal ein Ausgleich mit Ungarn zu schließen, und Werner hatte auch ein wichtiges Referat zugewiesen erhalten. Er war wiederholt mit dem Finanzminister und auch in seiner Vertretung nach Ofen-Pest gefahren zu den Verhandlungen, und er vertrat dort den Standpunkt Österreichs so glücklich, daß ihm am Schlusse dieser Kampagne eine große Auszeichnung zuteil wurde. Er wurde in den erblichen Adelsstand erhoben, und es war ihm freigestellt worden, sich ein Prädikat zu wählen. Das zu tun, lehnte er ab. Da er keinen Grundbesitz hatte, wollte er nicht die Zahl der neuromantischen Adelstitel ohne Hintergrund vermehren, die in der hohen Bureaukratie und in der österreichischen Armee die Mode sind. Eugen Edler von Werner genügte ihm vollkommen.

Als er seine Erhebung in der amtlichen „Wiener Zeitung" las: „Hofrat Dr. Eugen Edler von Werner", da mußte er unwillkürlich an die Mama Scholz denken. Vielleicht wäre er ihr jetzt als Schwiegersohn willkommen gewesen. Wie schade, daß er indessen einundfünfzig Jahre alt geworden und ihre Sidi schon fünf junge Seifen-

Fieber hatte, von denen der älteste bereits in die technische Hochschule ging. Vielleicht wären der hochmütigen Schwiegermama — ob sie noch lebte? — fünf junge „Edle von“ lieber gewesen.

Und siehe da, einer der ersten Glückwünsche, die einliefen, war von Frau Emma Brinsley.

Brinsley? Richtig, so hieß ja ihr Gatte!

Monate waren seit jener Begegnung mit ihr verstrichen, und er hatte ihr seinen Besuch noch immer nicht gemacht.

Jetzt, als Erwiderung auf ihre Glückwünsche, konnte es noch geschehen. Wenn er auch diesen neuen Anknüpfungsversuch unbeachtet ließe, dann wäre es wohl für immer vorbei! Warum sollte er nicht einmal mit Emma plaudern? Welchen Grund hatte er, ihr zu grollen? Nicht den geringsten. Ganz im Gegenteil.

Und er ging hin, um ihr persönlich zu danken für ihre Glückwünsche.

Emma, die ein Palais in der Alleegasse bewohnte, empfing ihn warm und herzlich. Und zu seinem Erstaunen erfuhr er jetzt, was ihm entgangen war, daß sie seit zwei Jahren verwitwet, daß ihr Gatte, der selbst ein passionierter Reiter gewesen, bei einem Herrenreiten in Paris verunglückt war.

Der Ton, in dem sie ihm dies mitteilte, hatte nicht um einen Hauch mehr Gefühlswärme, als Pflicht und Konvention verlangten. Und Werner schloß daraus auf kein sonderlich glückliches Eheverhältnis. Daß dies kein Trugschluß war, sollte er bald erfahren. Sie sprachen über die alten Zeiten und den damaligen Bekanntenkreis, er erfuhr hundert Dinge, die er nicht wußte, und schließlich auch dies: daß nur ihre Mama sie, nachdem Emma ihr fünf Jahre lang jeden Freier abgelehnt hatte, endlich doch zu der „großen" Heirat beredete mit dem Sportsmann John Brinsley. Er sei ja sehr reich gewesen, aber ungebildet und von ganz einseitigen Interessen. Neben seinen Pferden gab es überhaupt nichts für ihn. Er war immer unterwegs, ein internationaler Allerweltsmensch, der sie nur so nebenherlaufen ließ, sie bloß zur Repräsentation nötig hatte. Die Kinder waren ihm lästig, und sie mußten früh in ein Institut gegeben werden. Jetzt erst habe sie sich seßhaft gemacht; erst seitdem er tot sei, habe sie eine Familie.

„Und wozu war das alles? Wozu die ruhelose Jagd durch das Leben?" rief sie aus. „Als meine Eltern starben, hinterließen sie jeder von uns Schwestern zwei Millionen. Und doch durften

wir nicht nach unserer Wahl leben und nicht nach unseren persönlichen Wünschen glücklich sein. Verstehen Sie das?"

„Ich habe es nie recht verstanden," erwiderte Werner, „warum die reichen Leute ihre Kinder nicht einfacher erziehen, warum sie sie um die große Freude einer Entwicklung zu immer besseren Verhältnissen betrügen."

„Ja, nicht wahr? Welcher junge Mann hätte uns von vornherein das bieten können, was wir im Elternhaus gewohnt waren? Keiner!"

Werner lächelte bitter.

„Ihre Mutter hat das aber, als zum Glück ihrer Kinder gehörig, verlangt."

„Natürlich! Und darum mußte die eine an einen Fabrikanten, die andere an einen Rennstall-besitzer hingegeben werden." Lächelnd fügte sie hinzu: „Aber wer weiß — hätten Sie damals mich verlangt, es wäre vielleicht ganz anders gekommen. Aber mich wollten Sie ja nicht."

„Gnädigste — Sie beschämen mich tief. Sie ahnen gar nicht, wie tief . . . Aber was hätte es uns genützt, wenn ich damals nicht um Ihre Schwester Sidi, sondern um Sie geworben hätte?"

„Was es genutzt hätte? Werner, Werner — haben Sie denn wirklich gar nichts gemerkt?

Fünf Jahre habe ich getrotzt und gewartet. Sie sahen es nicht und mieden uns wie das Feuer. Was wäre mir daran gelegen, zehn Jahre zu warten, bis Sie Regierungsrat geworden waren? Wir zwei hätten meine Mutter besiegt."

„Liebste Freundin," entgegnete Werner mit zitternder Stimme, „ich war damals sehr unglücklich. Ich wagte gar nicht mehr an Sie zu denken. Meine Scham war zu groß. Heute kann ich es ja sagen, da auch Sie so offen sind — meine Werbung um Sidi war eine Selbsttäuschung, ich habe Ihre Schwester nicht geliebt."

„Meine Ahnung!" sagte Emma und starrte Werner, der zu Boden blickte, mit großen Augen an.

Es entstand eine Pause der Verlegenheit, der durch den raschen Eintritt des Jungen ein Ende bereitet wurde, den Werner vor drei Monaten in der Loge gesehen hatte.

„James," rief Emma, „mache dem Herrn Hofrat dein Kompliment, er ist ein sehr, sehr guter Freund deiner Mama."

Der hochaufgeschossene rothaarige Junge sah seine Mutter höchlich überrascht und den Herrn Hofrat sehr mißtrauisch an. Dann verbeugte er

sich stumm vor Werner und schlug die Hacken zusammen.

„Ich wollte dich nur fragen, Mama," sagte er in englischer Sprache, „ob du vor dem Diner mit uns ausfährst?"

„Kannst du nicht Deutsch? Gewiß fahre ich mit," erwiderte Emma, und der Junge verbeugte sich abermals sehr förmlich vor Werner und verschwand.

Der Stimmungszauber, der über dieser ersten Unterredung zwischen Emma und dem alten Freunde gelegen hatte, war mit einem Schlag verscheucht. Die Wirklichkeit hatte sich zum Wort gemeldet.

Werner verabschiedete sich, aber er mußte versprechen, wiederzukommen. Recht bald wiederzukommen.

Und dieses Versprechen hielt er. Es zog ihn trotz eines heimlichen Widerstrebens, das er sich nicht recht erklären konnte, immer wieder zu ihr hin. Noch öfter traf er sie im Prater, wo sie jeden Tag vor Tisch eine Stunde promenierte, während ihr Wagen in der Hauptallee langsam nachkam. Meistens kam sie mit ihrer Tochter. Aber sie erschien auch ganz allein, und es wurde ihr bald eine liebe Gewohnheit, den Hofrat beim

Konstantinhügel wartend auf seinem Posten zu sehen und eine Stunde mit ihm zu verplaudern. War er einmal nicht da, hinderten ihn amtliche Geschäfte, da schmollte sie und war mißgelaunt wie ein Kind, dem man eine Hoffnung zerstörte. Aber Werner fehlte selten. Und eines Tages erschien er sogar mit einem kleinen Rosensträußchen. Es waren nur drei ganz bescheidene Blumen, die er unterwegs gekauft hatte für sie, aber die elegante Weltdame errötete bis an die Haarwurzeln hinauf vor Freude, als er sie ihr bot. Und da er diesen Eindruck wahrnahm, wiederholte er die Gabe, so oft er kam.

Dieser öffentliche Verkehr der beiden blieb nicht unbemerkt, und man deutete die zarten Aufmerksamkeiten und Huldigungen des Hofrates ganz direkt als Liebeswerbungen um die reiche, stattliche Witwe.

Warum nicht? Sie schienen vortrefflich zueinander zu passen. Man hätte dem alten Junggesellen zwar eine solche Streberei gar nie zugetraut, aber er spielte seine Rolle ganz gut. Und dumm war er auch gerade nicht, eine mehrfache Millionärin zu kapern, die sich, seitdem ihre Trauerzeit verstrichen war, von Freiern umringt sah. Sie zeichnete den Hofrat so augenfällig

aus und widmete sich ihm so vollständig, daß die anderen sich allmählich zurückzogen und er das Feld allein behauptete.

Der Sommer nahte, und er sollte das Paar trennen; denn Emma hielt es in Wien nicht mehr aus. Werner erschien im Palais, um der Freundin einen Abschiedsbesuch zu machen. Dieser Besuch dauerte sehr lange. Und es wurde mit aller Heimlichkeit ein Rendezvous auf Helgoland vereinbart. Der Abschied der beiden war so liebevoll, so zärtlich wie der eines Brautpaares.

Und richtig kam, während der Herr Hofrat auf Urlaub war, seine Vermählungsanzeige nach Wien geflattert.

Der Johannistrieb seines Herzens war mächtiger als alle Bedenken; er trug ihn mit jugendlichem Ungestüm hinweg über alle eingebildeten Hindernisse. Und auch Emma widerstrebte keinen Augenblick, den Freund aus ihren Mädchentagen nun doch als Gatten ans Herz zu drücken.

Sie verlebten vier glückliche Wochen allein auf Helgoland. Beide gestanden sich, daß sie erst jetzt den Höhepunkt ihres Lebens erreicht hatten. Sie zählte neununddreißig, er einundfünfzig Jahre, aber sie empfanden sich selbst als Zwanzigjährige. Und das war ja das Ent-

scheidende. Er hatte den Schatz seiner Männlichkeit nicht in der Jugend vergeudet, und sie hatte ihren Gatten, der ein Lebemann war, nie ganz, nie allein besessen. Zum ersten Male ging auch sie jetzt auf in der völligen Vereinigung mit dem geliebten Mann.

Sie schmiedeten Pläne für die Zukunft und bauten Luftschlösser wie ein glückseliges junges Paar. Keines widersprach dem anderen, jedes fügte sich. Und so wie hier, in der Fremde, auf dieser Insel mitten im Meere, so hofften sie sich auch daheim aneinander zu schmiegen. Ein gemeinsames Nest wollten sie sich bauen. Er verlangte eine bescheidenere Lebensführung, und sie willigte ein. Sie verlangte, er möge aber doch vorerst zu ihr in das Palais übersiedeln, bis das neue Haus gefunden oder gebaut wäre, und er war damit zufrieden.

Sein Urlaub ging zu Ende, und er kehrte nach Wien zurück, um seinen Dienst im Ministerium anzutreten und seinen kleinen Hausstand aufzulösen; sie fuhr zu ihren Kindern, die mit Gouvernante, Hofmeister und Dienerschaft in einer Villa am Traunsee in Oberösterreich saßen, unter der Obhut einer alten Tante zwar, aber doch allein. Die Mutter, die sie so lange entbehrten, kam ver-

jüngt und glücklich wieder. Sie hatte ihren Kindern am Tage vor ihrer Vermählung geschrieben und ihnen das bis dahin sorglich gehütete Geheimnis schriftlich enthüllt. Daran knüpfte sie die zärtlichsten Versprechungen für die Zukunft und die Zusicherungen ihrer unverminderten Liebe. Es war ihr in jener Stunde, als ob sie eine Sünde begehen würde durch die Schließung einer neuen Ehe.

Da die maßlos überraschten Kinder nicht mehr schreiben konnten, telegraphierten sie auf der Tante Wunsch ihre Glückwünsche. Und Kitty, das Töchterchen, ließ diesem Telegramm auch bald ein herzliches Schreiben folgen; aber von James kam keine Zeile. Der Hofmeister schrieb pflichtgemäß jede Woche und erstattete Bericht über die Fortschritte ihres Studiums, denn James hatte auf dem Gymnasium eine Nachprüfung erhalten, aber der Junge selbst schwieg. Das war der einzige bittere Tropfen, der auf Helgoland in den Freudenbecher ihrer jungen Ehe fiel. Und der Nachgeschmack davon wurde immer lebhafter, je näher Emma der Heimat kam. Und als sie jetzt vor ihrem Sohne stand, war sie innerlich ein wenig verzagt.

James wollte auch jetzt noch trotzen. Aber

ein Blick seiner glücklichen Mutter bezwang ihn, er warf sich an ihre Brust und schluchzte laut auf. Er weinte so schmerzlich, daß Emma ganz bestürzt war von diesem Ausbruch.

„Warum hast du Papa vergessen?" rief er ein um das andere Mal.

Sie suchte ihn zu besänftigen, zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, daß er in seinem Alter erst recht eines Vaters bedürfe, und daß es keinen besseren Menschen gebe als den Hofrat.

„Nein! Nie werde ich ihn ‚Vater' nennen!" rief der Fünfzehnjährige. „Denn ich habe gehört, daß du ihn schon viel früher als Papa gekannt und geliebt hast."

„James! Bist du von Sinnen? Was verstehst du davon?"

„Oh, ich weiß schon, daß du Papa nur genommen hast, weil er reicher war als dieser Herr!"

„Wer sagt das?"

„Die Leute hier am See erzählen es sich. Ganz fremde Menschen auf dem Dampfschiff haben davon gesprochen. Und das hat mir sehr wehgetan."

„Das ist dummer Klatsch. Und ich verbiete dir, je wieder davon zu sprechen. Jetzt geh!" rief sie erzürnt und wies dem Jungen die Tür.

„Ich gehe schon. Aber ‚Vater‘ sage ich nie zu deinem Manne,“ erwiderte er trotzig.

* * *

Werner saß wieder in seinem Wiener Junggesellenheim. Er hatte die Wohnung, die er zweiundzwanzig Jahre innegehabt hatte, von Helgoland aus schriftlich gekündigt, und seine alte Hauswirtin, die nichts von seinem Vorhaben geahnt hatte, empfand seinen bevorstehenden Verlust wie ein Unglück. Aber sie nahm doch auch großen menschlichen Anteil an dem Ereignis und gelobte dem Hofrat, seiner Frau getreulich über alle seine Gewohnheiten und Eigenheiten genau zu berichten, damit er auch künftig seine Ordnung habe. Einen Wunsch aber, die freiwerdende Wohnung noch nicht am Haustor anzukündigen und deren Besichtigung nicht zuzulassen, solange er darin hause, konnte sie ihm nicht erfüllen. Die Wohnung war schon angekündigt worden, als er noch auf Helgoland weilte, und da die Wirtin stets die Schlüssel dazu besaß, hatte sie die Räume auch schon besichtigen lassen.

Das verdroß Werner, es verletzte ihn. Aber was lag schließlich daran? Geschieden mußte ja doch werden. Wer wird so empfindlich sein!

Das wird er sich jetzt überhaupt abgewöhnen müssen.

Noch vier oder sechs Wochen gehörten ihm, dann hieß es, die neue Rolle des Mannes einer reichen Frau spielen. Er machte einen eintägigen Sonntagsbesuch bei seiner Gattin in Traunkirchen, stellte sich gewissermaßen in seiner neuen Eigenschaft bei den Kindern und dem Hauspersonal vor und kehrte wieder nach Wien zurück. Der Tag war ungetrübt verlaufen, denn Werner übersah das trotzige Wesen seines Stiefsohnes, und es war sogar eine gemeinschaftliche Seefahrt zustande gekommen. James ruderte, das Töchterchen lenkte das Steuer und das Elternpaar plauderte. Emma, die fortwährend James im Auge hatte, war zwar ernster als sonst, aber Werner war vergnügt, und er wäre ganz gerne länger geblieben. Wenigstens bis zum nächsten Morgen. Aber es war angeblich kein Platz für ihn in der Villa. Und so fügte er sich und fuhr mit dem Mitternachtszug nach Wien. Und hier spann er sich wieder voll Behagen in sein altgewohntes Leben ein. Aber der lebhafte Briefwechsel, den er mit Emma führte, ließ ihn doch nicht ganz in diesem Behagen aufgehen. Seine Frau hielt ihn fortwährend mit Kommissionen

in Atem. Er mußte auch wiederholt das Palais besichtigen, und es wurde brieflich die Frage seiner Übersiedlung erörtert. Seine bescheidenen Vorschläge gingen dahin, daß seine kleine Junggesellenwirtschaft als Ganzes auch im Palais beisammen bleibe, bis die neue Form der Lebensführung geschaffen sei. Er müsse auch manchmal allein sein können in dem hochherrschaftlichen Getriebe ihres Hauses. Sonst könne er sich ein gedeihliches Leben gar nicht denken. Neue wichtige Referate seien ihm vom Minister übertragen worden, und er sei ja an sich eine einsame Natur, die sich nicht urplötzlich ändern, sondern nur allmählich anpassen könne.

Emma sandte ihm gekränkte, tränenfeuchte Briefe über dieses Thema, und es gab allerlei Mißverständnisse. Er wurde mit Erklärungen und Entschuldigungen nicht fertig. Dabei floß wieder ein bitteres Wort über die Tatsache ein, daß in der Villa kein Platz für ihn gewesen sei, wohl aber für sechs Dienstleute und eine Tante. Und jetzt mußte sie aufklären, sich entschuldigen und ihn besänftigen.

Um der Sache ein Ende zu machen, erschien sie eines Tages in Wien. Sie holte ihn im Ministerium ab, und sie gingen gemeinsam zu

Tisch. Er führte sie aus Kuriosität zum alten „Lothringer". Aber sie scheute schon vor der schmutzigen Eingangstür zurück, und es verschlug ihr den Atem, als sie die düsteren, kellerartigen Räume betrat. Da sie sah, daß es ihn gekränkt hätte, beherrschte sie sich. Hier also aß er oft Mittag, hier verbrachte er jeden Abend. Ihr kam der Aufenthalt entsetzlich vor.

Nach Tisch geleitete er sie in seine Wohnung. Sie müsse seine Umgebung kennen lernen, sagte er, dann werde sie ihn schon besser verstehen. Der Aufstieg in das vierte Stockwerk erschöpfte sie, aber die altväterisch eingerichtete, mit hundert kleinen Bildern und Porträten geschmückte Wohnung, die zur Hälfte einer Bibliothek, zur Hälfte einem Rokokoschreibzimmer ähnlich sah, heimelte sie doch bald an. Da gab es noch urgroßväterlichen Hausrat. Und er zeigte ihr alles, streichelte jedes Stück, das ihm besonders lieb geworden war, stellte ihr seinen Kanarienvogel und auch seine Wirtin, die alte Frau Blumauer, vor, die ihm das kleine Hauswesen besorgte. Die Gute überschüttete den Gast mit einem Schwall von wohlgemeinten Redensarten und Anweisungen darüber, wie der Herr Hofrat behandelt werden müsse.

Emma fühlte sich beengt und bedrückt durch das alles. Zu denken, daß ihr Gatte seit mehr als zwanzig Jahren sich nur zwischen dem Bureau im Ministerium und dieser Wohnung, zwischen dem Gasthaus zum „Lothringer“ und dem alten Burgtheater bewegt habe — das zu denken, schien ihr fast unmöglich. Und aus dieser von der ihren so grundverschiedenen Welt, deren Dasein sie nicht einmal ahnte, hatte sie sich ihren Mann geholt? Aus dieser Umgebung eines Einsiedlers, eines Sonderlings? Das hatte sie ihm nicht angemerkt. Er war stets so sorgfältig und modisch gekleidet wie die anderen Herren, und er redete dieselbe Sprache wie alle. Und doch mußte er ein anderer sein.

Während Werner sich zärtlich um sie bemühte und es ihr bequem zu machen suchte, fiel ihr ganz plötzlich ein Wort Goethes ein, daß sie vor Jahren, als junges Mädchen einmal gelesen hatte: „Um die Menschen kennen zu lernen, genügt es nicht, daß sie zu uns kommen, wir müssen auch zu ihnen gehen.“ Darüber hatte sie damals schon nachgedacht, als so viele fremde Menschen in ihrem Vaterhaus verkehrten, die man immer nur im Gesellschaftsanzug sah. Manche von ihnen kamen ihr wie maskiert vor. Aber sie hatte sich dann

an diesen Zustand so sehr gewöhnt, daß ihr jenes Wort nie wieder in den Sinn gekommen war. Und jetzt war es plötzlich da . . .

Und auch die heimliche Frage war da: Hättest du den Mann geheiratet, wenn du alles genau gewußt haben würdest? Hättest du es nicht mehr bedenken, nicht reiflicher erwägen sollen, ob ihr auch zusammenpaßt?

Ein Blick in seine treuen, guten Augen brachte diese Frage wieder zum Schweigen. Und es rührte sie, als er jetzt eine altmodische Kaffeemaschine in Tätigkeit setzte, um für sie beide einen „Schwarzen" zu bereiten. Daß er sich den Frühstückskaffee selber mache und auch einen Schnellsieder besaß, in dem er sich manchmal Eier abkochte, erfuhr sie so nebenbei. Ob sie wisse, daß ein Ei genau vier Minuten brauche, um „kernweich" zu sein? neckte er sie. Und in der Tat, sie wußte es nicht.

Während er harmlos plauderte und überaus glücklich darüber zu sein schien, daß die Geliebte wenigstens dieses eine Mal sein Gast war, erwog sie die Methode, nach welcher dieser Mann, der als Hofrat noch wie ein Student lebte, für ihre großen Verhältnisse erzogen werden könnte. Jedenfalls müsse er heraus aus dieser Kleinlich-

keitskrämerei, mit einem kräftigen Ruck heraus. Und sie beschloß, in der Wohnungsfrage nicht nachzugeben. Wenn er nicht fähig war, diesen ganzen Plunder hinter sich zu werfen und um ihretwillen ein anderes Leben zu beginnen, dann stand es überhaupt schlimm um die Zukunft. Sie prüfte jedes Möbelstück kritisch und lächelte ironisch bei dem bloßen Gedanken, davon etwas in ihrem Palais unterzubringen. Das war ganz unmöglich, davon mußte er sich lossagen.

Nach einer Stunde mahnte Emma zum Aufbruch. Sie wollten ja miteinander noch in das Palais, um dort die Einteilung zu treffen, die für den einstweiligen Übergang gelten sollte. Denn in drei Wochen schon sollte ihr Landaufenthalt ein Ende nehmen, mußte der Gemahl in der Alleegasse eingezogen sein. Werner aber ließ sie ungern fort. Er hätte sie gar zu gern ganz dabehalten bei sich. Und er machte ihr in einer verliebten Anwandlung den romantischen Vorschlag, bei ihm zu übernachten. Er stellte ihr sein Schlafzimmer zur Verfügung und wollte sich selbst mit dem Diwan seines Arbeitszimmers begnügen. Es wäre zu schön!

Emma lehnte diese Einladung mit einer Bestimmtheit ab, die ihn erschreckte. Sie würde sich

vorkommen, als ob sie seine Geliebte und nicht seine Frau wäre, sagte sie. Übrigens müsse sie um 11 Uhr nachts schon in Traunkirchen sein. Und Werner stand beschämt von seiner Zumutung ab.

Im Palais wurden Werner und seine Frau bereits erwartet. Der Pförtner hatte den Architekten des Hauses, den Tapezierer und einige andere Handwerksleute bestellt, und Emma nahm jetzt mit ihrem Manne und dem Architekten eine Überprüfung der Situation vor. Sie schmeichelte dem Hofrat jeden Vorschlag, den er zu machen wagte, wieder ab. Das ganze Palais mit all seinen Gemächern war ein großes Kunstwerk. Und es wäre schade, etwas zu zerstören, da man ja in Jahresfrist doch wo anders wohne. Sie redete von einem ländlichen Hause in den Landhausanlagen von Währing, was dem Hofrat sehr gefiel, und interessierte auch den Architekten so sehr für den neuen Plan, daß man mit schönen Redensarten über das Vorhaben, den Hofrat nach seinen Wünschen hier zu installieren, hinwegkam und alles beim alten blieb.

Werner hatte die Absicht, die Emma verfolgte, gemerkt und schwieg. Er hatte hier ja nicht zu bestimmen. Das Haus gehörte seiner Frau.

Aber als sie endlich allein waren, sagte er doch seine Meinung. Er sehe ja ein, daß es ihr bei ihm nicht gefallen konnte, und daß seine unmodernen Sachen in dieses Haus nicht passen. Er wolle sich auch gern von seinen Mobilien trennen, bis das neue Haus gebaut oder gekauft sei. Dort aber, darauf bestehe er, müßten zwei Zimmer für ihn und sein Mobiliar zur Verfügung gestellt werden, so daß er seine jetzige Wohnung, genau so wie sie ist, dahin übertragen könne. Diese bescheidene Wohnung sei nun einmal der Ausdruck seines individuellen Geschmackes und seiner Persönlichkeit, und sie könne doch nicht wollen, daß er sich fremd fühle in ihrem Hause.

Sie sagte ihm die Erfüllung all seiner Wünsche zu, scherzte und schmollte ihm seine Bedenken fort und überwies ihm schließlich das kunstvolle Arbeitszimmer ihres verstorbenen Mannes, alle Schränke und Garderoberäume, die jener im Gebrauch hatte, und er mußte ihr versprechen, noch vor ihrer Rückkunft einzuziehen und sie schon als neuer Hausherr zu erwarten, wenn sie Mitte September vom Traunsee zurückkomme.

Er fügte sich. So war der Zweck ihres Kommens erreicht, und sie fuhr pünktlich mit dem Abendzuge der Westbahn wieder in ihre

Sommerfrische zurück. Werner hatte sie begleitet. Als er wieder aus der Bahnhofshalle kam, gab er dem Fiaker, mit dem sie gekommen waren, den Abschied und fuhr mit der Straßenbahn bis zur Ringstraße, von wo er sich in seine geliebte alte Gaststube zum „Lothringer“ begab. Er verbrachte den Abend allein an seinem Tische, denn die Freunde waren teils noch auf dem Lande. Auch wurde das Burgtheater erst in einigen Tagen wieder eröffnet; die Saison hatte auch beim „Lothringer“ noch nicht begonnen. Sinnend saß er da und nahm schon im Geiste Abschied von den traulichen Räumen, in denen er so viele gemütliche Stunden verbracht hatte. Denn daß diese ganze Art zu leben in kurzer Zeit ein Ende haben würde, das war nun ganz klar. Die letzten Wochen aber wollte er es doch noch führen wie in all den Jahren seiner Junggesellenzeit.

* * *

So wie Emma es gewünscht hatte, war alles geschehen. Hofrat Eugen Edler von Werner hatte seine trauliche Klause, die ihm von seiner Frau brieflich noch als ein nicht mehr standesgemäßer Aufenthalt bezeichnet worden war, verlassen. Er war in ihr Palais übergesiedelt und

hatte außer seiner Garderobe und ein paar Büchern nur das Notwendigste mitgenommen, um die stilvolle Harmonie seiner neuen Wohnräume nicht zu stören. Bei der Auswahl der mitzunehmenden Gegenstände tat ihm das Herz weh. Er war umringt von tausendfältigen Erinnerungszeichen; eine ganze Chronik des alten Burgtheaters hing an seinen Wänden, und überall grüßten ihn die Andenken an seine Eltern. Zu seiner Bücherei, die eine ganze Wand einnahm, hatte schon sein Vater den Grundstein gelegt. Sie sah ein wenig verstaubt und verbraucht aus, weil die Mehrzahl der Bücher gar nicht gebunden war, und es gab Werke darin, die er zehn Jahre nicht mehr in der Hand gehabt hatte. Aber sich von ihnen zu trennen, sie einem Antiquar in den Rachen zu werfen, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Wohin damit? Und wie vollgestopft die zwei Zimmer waren! Was sollte er damit anfangen? Ein Magazin mieten? Ganz zuletzt war ihm der erlösende Gedanke gekommen: die Wohnung, die noch nicht weiter vermietet war, einstweilen für ein halbes Jahr zu bezahlen und sie selber als sein Magazin zu betrachten. Dieser Einfall schien ihm ganz ausgezeichnet, er kam ihm wie eine Erlösung vor, und seine alte Frau Blumauer

war auch höchlich damit zufrieden. Ihr selbst bangte ebenfalls vor einem neuen „Zimmerherrn“, vor neuen Verhältnissen. So wurde das Abkommen getroffen, und Werner schied leichten Herzens. Er wußte alles, was er besaß, in guter Verwahrung, und wenn er einmal etwas benötigen sollte, war es ihm doch hier viel leichter zugänglich als in irgendeinem Magazin.

Frau Emma war höchlich befriedigt, als sie bei ihrer Heimkunft den Gatten so aufgeräumt und munter fand in seiner neuen Würde. Und sie bewunderte seine Zurückhaltung, als sie sein Arbeitszimmer gemustert hatte. Auf dem Schreibtisch standen allerdings ein paar Dinge, die nicht dahin gehörten, aber sonst war alles geblieben wie es war. In den Bücherschrank wollte sie lieber nicht hineinsehen, der war ja geschlossen.

Die ersten zwei Wochen vergingen rasch unter hundert kleinen und großen Sorgen. Die Wirtschaft war wieder in Gang zu setzen mit Rücksicht auf den neuen Herrn, der um 10 Uhr vormittags das Haus verließ und erst gegen 3 Uhr aus dem Ministerium wiederkam. Die Equipage, die ihm angeboten wurde, hatte er abgelehnt. Neue Pferde waren da, die erst eingefahren werden mußten. James hatte seine Nachprüfung in

Mathematik nicht bestanden, und Emma warf den Hofmeister aus dem Hause; denn es lag ja offenbar nur an ihm die Schuld, daß der Junge neuerdings eine Klasse des Gymnasiums wiederholen mußte. Werner wollte vermitteln, denn der Hofmeister hatte ihm sehr gefallen; aber da kam er übel an bei seiner Frau. Sie hatte entschieden, und dabei blieb es. Und mit James ein ernsthaftes Wort reden? Der Knabe wich ihm so auffallend aus, er vermied selbst bei Tisch jede direkte Anrede. Der Hofrat fühlte, daß seine Einmischung nicht am Platze war, und ließ die Sache laufen.

Als der Oktober da war, mußte man endlich die hundert Besuche in dem Bekanntenkreise der Frau machen; er mußte doch vorgestellt werden. Man sah ihn vierzehn Tage lang nur auf flüchtige Minuten im Bureau. Und als auch das vorüber war, begannen die täglichen Praterfahrten vor Tisch wieder, und Emma ließ ihn jeden Tag schon um ein halb zwei Uhr im Ministerium abrufen, denn sie saß unten im Wagen und wartete. Einige Male mußte er sich entschuldigen. Dann aber gab es manchmal eine Konferenz beim Sektionschef oder beim Minister; er durfte gar nicht gestört werden, und Emma mußte auch ohne

Entschuldigung allein fahren. Darüber war sie immer verletzt, sie mußte an solchen Tagen immer erst versöhnt werden. Zu überzeugen war sie nicht, daß er nicht kommen konnte, wenn er gewollt hätte. Sie erklärte ihm, daß sie viel weniger darüber verletzt sei, daß sie hinter seinen Geschäften zurückstehen müsse, als darüber, daß ihr Gemahl kein freier Mann sei. Das hätte er doch gar nicht nötig. Er habe seinen Titel und seinen Adel und könne als ihr Mann doch ganz unabhängig leben. Er möchte doch seinen Abschied nehmen.

Dazu konnte er nur lachen. In zehn oder fünfzehn Jahren, vielleicht. Aber heute? Nein, das konnte ihr Ernst nicht sein.

Es kam die Zeit der Rennen. Werner hatte ein einziges Mal in seinem Leben ein Pferderennen gesehen, und es war ihm keine angenehme Erinnerung. Jetzt aber sollte er immer mit dabei sein. Und James saß ihm trotzig auf dem Rücksitz gegenüber, wenn sie zu einem Rennen fuhren, und er redete mit seiner Mutter eine Sprache, die er, Werner, gar nicht verstand. Der Bursche kannte alle Pferdegeschlechter Europas und Arabiens bis ins dreißigste Glied, und er spielte und wettete auf dem Turf wie ein Tollhäusler. An

Geld fehlte es ihm nie, und der Hofrat hatte kein Recht, ihn danach zu fragen.

Aber mit den Wiener Rennen war es nicht abgetan. Emma wollte auch bei den Pferderennen in Ofen-Pest und anderen Städten nicht fehlen. Selbst in Paris und London wollte sie sein. So war sie es gewohnt. Das alles mitzumachen, lehnte der Hofrat ab. Emma aber nahm überallhin den Jungen mit, den Gymnasiasten. In der Schule wurde er nachträglich mit irgendeinem erfundenen Unwohlsein entschuldigt. Werners Ermahnungen blieben ohne Wirkung auf Emma. Spitz entgegnete sie: da sie keinen treuen Mann habe, müsse sie sich eben von ihrem Sohn begleiten lassen. Und durch diese Bemerkung war früh ein Mißklang in ihre Ehe gekommen.

Jeden Abend, an dem seine Frau nicht in Wien war, verbrachte Werner im Burgtheater und im „Lothringer". Denn auch um dieses Vergnügen war er in der letzten Zeit gekommen. Emma hatte ihre Loge in der Hofoper, und es war seine Pflicht, sie dorthin zu begleiten. Nun war ihm aber das gesungene Drama ein Greuel. Kaum einmal im Monat, nur bei seltenen Erstaufführungen, war es ihm möglich, Emma zu bestimmen, das Schauspielhaus mit ihm zu be-

suchen. Und so waren denn eigentlich die Abende seine vergnügtesten, an denen seine Frau nicht daheim war, an denen er sich selbst gehörte.

Nach einem solchen Abend war er einmal in Gedanken in die stille Gasse gewandert, wo er so lange Jahre daheim war. Er zog mechanisch die Glocke, und erst als der erstaunte Hausbesorger ihn mit dem freudigen Ausruf begrüßte: „O, der Herr Hofrat!" kam er zur Besinnung. Er gab dem Manne sein „Sechserl", ließ die Frau Blumauer grüßen und ging verlegen lächelnd wieder seines Weges.

Nach den Rennen kam dann die große Konzertsaison, es kamen die Jours und hundert andere gesellschaftliche Verpflichtungen. Es war ein Hasten und Jagen, ein Glänzen und Prunken, und überall sollte er mit dabei sein. Das Abholen aus dem Ministerium hatte Werner seiner Frau abgewöhnt. Aber den Auftrag, früher heimzukommen, weil dieser oder jener Mittagsbesuch zu erwarten oder zu machen sei, nahm er fast täglich beim Frühstück entgegen. Manchmal kam er auch. Konnte er nicht abkommen, war es ihm immer peinlich. So war er fortwährend beunruhigt; mit all seiner früheren Behaglichkeit

war es dahin, und er empfand das manchmal als recht lästig.

Die gesellschaftliche Hetzjagd war so groß, daß Emma schon Mitte Dezember zu ihrer Erholung auf den Semmering mußte. Ihr Töchterchen und die Engländerin nahm sie mit, Werner blieb mit James und dem neuen Hofmeister allein. Man sah sich nur beim Mittagstisch, denn im Ministerium gab es viel zu tun. Abends saß Werner im Burgtheater und im „Lothringer", James und sein Hofmeister konnten die Loge der Hofoper nach Belieben benutzen oder auch nicht.

Es litt den Hofrat nicht zu Hause. Er wohnte in einem Zimmer, in dem nicht ein Atom seines Wesens lebte. Die Sportbilder an den Wänden grinsten ihn höhnend an; der Schreibtisch, an dem er saß, roch nach Juchten, als ob in seinen Fächern früher eine Lederniederlage gewesen wäre. Das Bett, in dem er schlief, gehörte einst einem anderen, und der Gedanke daran verletzte ihn schon am ersten Abend unsäglich. Nicht einmal anders arrangiert hatte man dieses stilvolle Schlafzimmer. Er hätte Emma diesen Mangel an Feingefühl niemals zugetraut. Aber sie schien offenbar nicht einmal daran gedacht zu haben, daß da irgend etwas geändert werden könnte.

Alles war im Hause so geblieben, wie es immer war. Nur im Ehebett lag ein Anderer.

Werner hatte sich, wie er glaubte, auch daran gewöhnt. Aber als Emma jetzt vierzehn Tage fort war und er allein in dem Prunkbett lag, da kam ihm seine Lage doch recht sonderbar vor. So überflüssig, so lächerlich wie in diesem Hause war er sich noch in keiner Lage seines Lebens vorgekommen. Wer war er denn eigentlich hier? Er konnte keine Worte dafür finden. Aber er berechnete einmal, daß sein Jahresgehalt als Hofrat des Finanzministeriums nicht ausreichen würde, diesen Haushalt auch nur einen Monat zu erhalten. Er würde also auch dann, wenn er alles hergegeben hätte, elf Monate des Jahres der Gast seiner Frau gewesen sein. Aber Emma hatte es von vornherein abgelehnt, etwas von ihm anzunehmen, sein Hofratsgehalt war sein Taschengeld. Daß er auch von ihr nichts anderes angenommen hatte als Kost und Wohnung, gereichte ihm zur Genugtuung. Und dafür hätte er sich gern revanchiert ... Die Verwaltung ihres Vermögens, die ein Hof- und Gerichtsadvokat besorgte, hatte sie ihm nicht angeboten, und es genierte ihn, sich dafür anzubieten. Das hätte mißdeutet werden können. Er kam sich

vor wie ein Ehemann auf Probe, der sich das Vertrauen seiner reichen Frau durch Fleiß und gute Aufführung erst verdienen müsse.

In diesen Tagen des Alleinseins klärte sich manches in ihm. James, der trotzige, hochmütige Bube, der ihm täglich bei Tisch gegenübersaß, und dem er eine Zeitlang ganz vergebens den Hof gemacht hatte, um ihn zu gewinnen, beschleunigte diese Klärung durch sein Verhalten. Und als Werner einmal einen Sonntag bei seiner Frau auf dem Semmering verbrachte, gab es auch eine kleine Auseinandersetzung über dieses Thema. Aber sie führte zu keinem Ziel. Emma warf ganz schroff die Frage auf, ob er wünsche, daß sie ihren einzigen Sohn wieder in ein Institut geben solle. Er möge es nur sagen, und es geschähe. Aber er konnte sich nicht entschließen dies zu verlangen.

Die Weihnachtszeit verbrachte Emma in Wien, und es waren ein paar ganz friedliche Tage, in denen er seiner Frau innerlich wieder viel näher kam. Oft schien es ihm, als ob sie immer mehr das harte hochfahrende Wesen ihrer Mutter annehme; in diesen Tagen aber war sie wie eine gute Fee, die ihr Glück in der Freude anderer fand. Sie hatte ihn und das ganze Haus mit

Geschenken überschüttet und freute sich tagelang, daß ihr diese und jene Überraschung gelungen war.

Aber nach den Feiertagen kam der Karneval. Emma besuchte vier große Bälle als Patronesse, und die Verhandlungen mit den Komitees und den Schneiderinnen waren ein Martyrium für das ganze Haus. Auch für den Gatten. Zwei große Soireen im eigenen Palais schlossen diese Feste ab, und eines Tages wurden die Koffer gepackt — es ging an die Riviera.

Eine große Szene war dieser Tatsache vorhergegangen. Emma bestand darauf, daß Werner sich Urlaub nehme. Der Hofrat erklärte dies für ganz unmöglich. Daß er acht Tage Winterurlaub erhalten könnte, wenn er es dringlich mache, bestritt er nicht. Aber damit war ja nicht gedient, denn sie sprach von sechs bis acht Wochen. Er sei kein dekorativer Hofrat für den Salon und die große Welt, er sei ein Arbeitsmensch. Nur als solcher habe er seine Karriere gemacht, und nur als solcher könne er sie vollenden. Der Sektionschef sei ihm gewiß, vielleicht sogar einmal das Finanzportefeuille in einem Beamtenministerium. Aber durch fortgesetzte Urlaube erreiche man dieses Ziel nicht. Sie müßte end-

lich auch ihm ein kleines Opfer bringen und ein bißchen Rücksicht auf seine Zukunft nehmen.

Sie trotzte. Seit fünfzehn Jahren sei sie jeden Winter an der Riviera gewesen, und sie gebe das nicht auf. Wenn sie ihm nicht mehr wert sei als seine Beamtenkarriere, dann wäre dies sehr bedauerlich. Gehe er nicht mit, so müsse sie eben allein reisen. Vor Mitte April, ehe die Frühjahrsrennen nicht beginnen, sei sie nie in Wien gewesen, und so halte sie es auch heuer und für alle Zukunft.

Er fühlte, daß dies ein Bruch werde, und er ließ kein Mittel unversucht, sie umzustimmen. Er erinnerte sie an die schönen Tage von Helgoland, an ihre Zukunftspläne mit einem idyllischen Landhaus, an ihr Versprechen, die ganze Lebensführung zu vereinfachen und sich einander zu nähern in allem und jedem. Und er betonte mit Nachdruck, daß er alles frühere aufgegeben habe und sie nichts. Nicht an ihm und seinen Eigenheiten liege die Schuld, daß es zu keiner Harmonie komme, sondern an ihr. Er lasse sich nicht als Dutzendmensch, nicht als Figurant in das Getriebe ihres großen Haushaltes stellen, er fordere sein Recht. Und wenn er ihr die Reise auch nicht verbiete, so erwarte er doch von ihr,

daß sie im April mit dem festen Entschluß zurückkomme, künftig etwas mehr Rücksicht auf ihn und seine Stellung zu nehmen.

Sie saß lange da und sprach kein Wort. Ihr rechter Fuß bearbeitete nervös den Teppich; plötzlich erhob sie sich und sagte: „Es scheint, mein Lieber, daß wir uns zu spät geheiratet haben."

Und damit verließ sie das Zimmer. Es kam zu keiner Aussprache mehr vor der Abreise, und die Verstimmung, die nach dieser Unterredung zurückgeblieben war, wich nicht mehr. Der Abschied war kühl, und es klang nur wie eine leere Phrase, als sie vor den Hausgenossen sagte, sie rechne bestimmt darauf, daß er im März wenigstens für acht Tage nach Nizza komme.

* * *

Und jetzt saß der Hofrat bei Tisch wieder seinem Stiefsohn und dessen Hofmeister gegenüber. Das sollte zwei Monate dauern, von Mitte Februar bis Mitte April. Und er lag wieder allein in dem Prunkbett seines Vorgängers. Er fühlte sich immer mehr als den Hotelgast dieses Hauses und kam sich mit jedem Tage lächerlicher vor. Einige Briefe, die er mit seiner Frau gewechselt hatte, waren nur geeignet, diese

Empfindung noch zu verstärken. Emma ging auf das, was zwischen ihnen lag, nicht ein. Er schrieb seine Briefe in den Wind; das Echo brachte ihm nur Nichtigkeiten, gesellschaftlichen Klatsch und Redensarten zurück.

Werner war viele Tage lang in übelster Stimmung. Auch die unbeschränkte Wiederaufnahme seines früheren Junggesellenlebens befriedigte ihn im Rahmen dieses Hauses nicht. Es bot ihm alles im Überfluß, aber er darbte an Geist und Gemüt, es fehlte ihm ein Heim, und dieser Hunger war hier nicht zu stillen.

Eines Tages speiste er im „Lothringer" wie einst, und dann stieg er in seinen vierten Stock hinauf, seine alte Hauswirtin zu besuchen. Er hatte ihr zum Februartermin wieder für ein halbes Jahr die Miete geschickt, aber keine Bestätigung über den Empfang des Geldes erhalten. Am Ende war die Frau krank.

Aber sie war nicht krank. Sie saß mit einer Handarbeit am Fenster wie einst, als ob sie auf seine Heimkunft wartete. Und flink öffnete sie ihm seine Wohnung — sein Möbelmagazin. Ei, wie war da alles blitzblank und schön. Die weißen Vorhänge an den vier Fenstern lachten ihn an wie der Frühling, seine Blumen waren

gepflegt wie einst, und nur Hansi, sein Kanarienvogel, fehlte, denn diesen hatte sie in ihre Stube gestellt, damit er sich nicht langweile und ihr nicht erfriere. Aber sie brachte ihn jetzt sogleich und stellte ihn auf seinen alten Platz am Fenster. Sie schien gar nicht verwundert darüber zu sein, daß er wieder da war, und fragte ganz einfach:

„Soll ich einheizen, Herr Hofrat?“

„Was fällt Ihnen ein?“ sagte er. „Ich wollte doch nur ein bißchen nachsehen.“

„Nur ein bissel, Herr Hofrat. So ist's ja zu ungemütlich,“ erwiderte sie und hockte vor dem Ofen nieder.

Bald flackerte das Feuer, und Werner saß behaglich in dem Lederstuhl vor seinem Schreibtisch und rauchte seine Zigarre. Hansi zirpte zuerst ganz fremd und verwundert, dann aber begann er zu rollen und zu schmettern, als ob er den lange vermißten Herrn zu begrüßen hätte. Werner versank in tiefes Sinnen ... Ihm war's, als hätte er einen närrischen Traum hinter sich, als hätte ihn ein Trugbild genarrt und in die Fremde gelockt, als sei er über Stock und Stein gelaufen in wilder Hast, an gefahrvollen Abgründen vorüber, und dabei sei ihm doch nie warm geworden, er habe immer gefroren. Nun

aber war er neben dem warmen Ofen erwacht, er war daheim!

Aber er war nicht erwacht, er träumte weiter...

Langsam senkte sich die Dämmerung über das trauliche Zimmer, und er saß noch immer sinnend, träumend da. Endlich erschien die Frau Blumauer mit der brennenden Lampe in der Tür und sagte: „Guten Abend!"

Das schreckte Werner endlich auf, und er erhob sich, um zu gehen. Er dankte der guten Alten, daß sie seine Sachen so gut in Ordnung hielte, als ob er selbst da wäre. Sie aber fragte lächelnd:

„Und wann darf ich denn wieder einheizen, Herr Hofrat?"

Die Frage überraschte ihn, und er wußte im Augenblick keine Antwort darauf. Liebkosend ließ er seine Blicke durch den warmen, traulichen Raum seines Arbeitszimmers gleiten, dann sagte er mit fester Stimme:

„Morgen!"

Und von da ab kam Werner jeden Tag, und er war wieder er selbst.

Eines Tages aber packte er seine Koffer im Palais, und es hieß, er sei nach Nizza gereist. Aber er war nicht so weit gefahren . . . Seiner

Gattin schrieb er, daß er sich in ihrem leeren großen Hause viel zu einsam und unglücklich gefühlt habe. Er sei einstweilen in seine alte Junggesellenwohnung zurückgekehrt, und hier wolle er warten, bis sie ihn in das neue bescheidene Heim hole, dessen Einrichtung sie beide ja in den schönen Tagen auf Helgoland beschlossen hätten. Dort hoffe er endlich das Glück zu finden, das er von seiner Ehe mit ihr erwartet habe.

Aber sie holte ihn nicht.

Frau Emma Edle von Werner war derart empört über seinen Schritt, daß sie die Scheidungsklage bei Gericht gegen ihn anhängig machte. „Wegen böswilliger Verlassung des gemeinschaftlichen Haushaltes."

Und er ließ diese Klage still über sich ergehen. Seitdem er wieder ein Heim besaß, war ihm die seltsame Lage, in die ihn seine späte Ehe gebracht hatte, erst ganz klar geworden. Ja, Emma fand den richtigen Ausdruck dafür: sie hatten sich zu spät gefunden. Jedes von ihnen war längst in seinen tausendfältigen Lebensgewohnheiten erstarrt. Sie waren nicht mehr jung und geschmeidig genug, sich anzupassen und ineinander aufzugehen; es fehlte ihrer Vereinigung jene große, schöne Leidenschaft, jenes himmlische Feuer, das die

Persönlichkeiten zweier Liebenden auflöst und zu einer höheren Einheit zusammenfügt. Er konnte in der ihm feindlichen Umgebung, in die sie ihn gelockt hatte, nicht leben, und sie wollte ihm in kein anderes, kein selbstgeschaffenes Heim folgen. —

So blieb nur das Voneinandergehen.



# Annas Glück.

Sein Entschluß war gefaßt. Er mußte Wien verlassen, sonst gelang es ihm nicht, sich aus den gefährlichen Banden ganz zu lösen, in die sein Herz verstrickt worden war. So allmählich war es über ihn gekommen, so still und doch so mächtig. Und so sehr er auch gegen die wachsende Leidenschaft angekämpft hatte, so schroff er sich ihrem Zauber zu entziehen suchte, es wollte ihm nicht ganz gelingen.

Und jetzt lag die Schicksalsfrage vor ihm auf dem Tische. Er hatte seine Staatsprüfungen gut bestanden und sich um eine Anstellung bei Gericht beworben. Dem Dekret aber, das ihm vom Ministerium über seine erfolgte Vormerkung zugekommen war, lag ein Bogen bei mit der Frage, ob er sich nur in Wien verwenden lassen wolle oder auch bereit sei, in die Provinz zu gehen. Ach, wie sehr hing er an Wien. Viel zu sehr! Aber er schrieb jetzt mit fester Hand in den Fragebogen: „Gehe auch in die Provinz." Dann ver-

schloß er den Briefumschlag und trug ihn selbst zum nächsten Briefkasten. Einigemal ging er vor demselben auf und nieder, er zauderte, bereute, aber schließlich raffte er sich doch zu dem Entschlusse auf, bei seinem Vorsatz zu beharren. Und mit einem raschen Griff zog er den großen Brief aus der Seitentasche seines Überrockes und steckte ihn in den Briefkasten.

Es war also geschehen. Denn daß man von seiner Bereitwilligkeit Gebrauch machen und ihn, da er der rumänischen Sprache mächtig war, vielleicht nach der Bukowina schicken würde, daran zweifelte er nicht. Je weiter, desto besser, sagte er sich.

Hans Melzer stammte aus Siebenbürgen, er war ein Sachse. Als Theologe hatte er für ein oder zwei Semester die Wiener Universität bezogen; dann sollte er nach Deutschland hinaus, aber er war hier hängen geblieben. Auch umgesattelt hatte er. Aus dem Theologen war ein Jurist geworden.

Von hohem Wuchs, blond, sehnig, blauäugig, lenkte Melzer überall, wo er erschien, die Aufmerksamkeit auf sich. Nicht gerade als schöner Mann, wohl aber als das Bild eines gesunden, kräftigen Menschen.

Als er sich in den ersten Wochen fremd und einsam fühlte in der großen Stadt, erinnerte er sich eines Tages der Worte seiner Mutter, die ihm immer und immer geraten hatte, wenn er nach Wien käme, solle er seinen Landsmann, den Joseph Misselbach, aufsuchen, denn der wäre ein braver und tüchtiger Mensch. Und Hans hatte ihn auch in guter Erinnerung. Denn dieser Joseph Misselbach war der Sohn eines Hermannstädter Zuckerbäckers, und er brachte seinen Mitschülern oft gar leckere Dinge mit in die Schule. Und den kleinen Hans Melzer, den Sohn des Herrn Rechnungsrats, hatte er besonders gern, ihm gab er meistens die besten Bissen. Aber auf dem halben Studienweg trennte das Leben die beiden. Joseph trug plötzlich eine weiße Schürze, er stand als Lehrling in Vaters Geschäft, während Hans in das Hermannstädter Obergymnasium aufgestiegen war. Und dann ging Joseph als Geselle in die Fremde und kam nicht wieder. Es hieß aber daheim, er habe sein Glück gemacht und in Wien die einzige Tochter eines Zuckerbäckers geheiratet. Er sei auf dem Wege, dort ein wohlhabender Mann zu werden.

Und jetzt war Hans Melzer schon monatelang in Wien und hatte diesen Glückspilz noch immer

nicht besucht. Es hätte ihn doch interessiert, den einstigen Schulfreund wiederzusehen, der sich mit ein paar Klassen Bürgerschule und einer kurzen Lehrlingszeit als Zuckerbäcker so rasch den Weg zum Wohlstand gebahnt haben sollte. Aber was hatte er, der Theologe, der künftige Professor und Pfarrer, mit einem Gewerbsmanne zu tun? Die Mutter behauptete allerdings, sie seien verwandt, der Joseph Misselbach wäre eigentlich ein Vetter von ihm. Aber der Grad dieser Verwandtschaft ließ sich nicht feststellen. Auch bedurfte es dessen gar nicht. Daß Joseph ein Sachse war, genügte vollauf. Jeder Kastengeist war dem jungen Melzer fremd. In seiner siebenbürgischen Heimat schätzt man die Menschen nicht nach ihrem Stande, sondern nach ihrer Tüchtigkeit und Volkszugehörigkeit. Wer in seinem Berufe etwas vorstellt, gilt überall für voll. Und wer ein Sachse ist, gilt jedem Sachsen als ein Blutsverwandter. Die Kolonistenschicksale von acht Jahrhunderten haben die Bande gar eng geknüpft zwischen den deutschen Volksgenossen im fernen Siebenbürgen. Und diese Bande konnten durch einen so nebensächlichen Umstand, daß der eine ein Zuckerbäcker geworden und der andere ein Pfarrer werden sollte, nicht

gelockert werden. Der Landsmann und Volksgenosse stand über dem Vorurteil.

Und eines Tages ließ sich Hans Melzer bei der „Schmauswaberl“, einem uralten Studentenkaffeehause der inneren Stadt, das Wiener Adressenbuch geben und suchte die Wohnung seines Jugendgenossen. Er hauste draußen im siebenten Bezirk, „am Neubau“, in der Burggasse. Und er war leicht gefunden. Ein liebes, einstöckiges Altwiener Häuschen trug sein Firmenschild.

In einem Zimmer, das hinter dem Konditorladen lag, hatte ihn Joseph Misselbach, ein behäbiger junger Mann mit braunem Vollbart und listigen Augen, empfangen. In der weißen Schürze, das weiße Leinenbarett auf dem lockigen Haar, war er aus der Backstube herbeigeeilt und wischte sich noch im Hereinkommen die Hände an der Schürze ab. ‚Gewiß eine Bestellung,‘ dachte er. Aber als der Fremde sich vorstellte und den heimatlichen Namen Hans Melzer nannte, wurde sein Angesicht verklärt. War es denn möglich? Das war der kleine Melzer von einst? Jetzt war er ja selbst der Kleine. Und sogleich rief er Anna, seine junge Frau, aus dem Laden herbei, um ihr den Landsmann und Vetter vorzustellen.

Sie kam. Eine zierliche, rundliche Frau mit hellen Augen und feuerrotem Haar, frisch, jung, geschmeidig, mit glücklichem Gesicht. Als sie vernommen hatte, wer der stattliche junge Mann war, reichte sie ihm die kleine, weiche Hand und sprach: „Ach, das ist aber schön, daß Sie meinen Mann heimsuchen.“ Und als es jetzt im Laden klingelte, sagte sie mit einem süßen Tonfall in der Stimme: „Gengen S', nehmen S' Platz, Herr von Melzer,“ und verschwand.

Dem Gast war, als hätte er eine solche Musik der menschlichen Stimme noch niemals vernommen. Jedenfalls war er noch niemand begegnet, der den Wiener Dialekt so entzückend sprach wie diese kleine Frau. Fast verwirrt setzte er sich nieder. Und während die beiden Landsmänner Jugenderinnerungen austauschten, kam das zierliche Weibchen immer wieder und blieb bei ihnen, bis es klingelte. Auch sonst machte sich der Gang des Geschäfts fühlbar. Bald war Misselbach in der Backstube nötig, bald brachte ein Lehrling frische Ware, bald liefen neue Bestellungen ein. Es herrschte eine ununterbrochene Bewegung. Alle waren munter und guter Dinge, es fiel kein lautes Wort, und alles ging wie am Schnürchen. Und in einer Ecke des halbdunkeln Zimmers saß

stillvergnügt eine alte Frau und strickte. Es war Annas Großmutter. Sie sah alles, hörte alles, redete aber nicht mit. „Freut mich sehr!“ hatte sie bei der Vorstellung freundlich zu Melzer gesagt und seitdem kein Wort mehr gesprochen. Nur als Hans ging, sagte sie: „Kummen S' bald wieder, junger Herr, Sie g'fallen mir.“

„Aber Großmutter!“ rief Anna heiter, als sie die Verlegenheit Melzers merkte. „Ach, so was!“

Und lachend begleitete das Ehepaar den Gast bis in das Vorhaus. Dort wiederholte die junge Frau rasch die Einladung der Großmutter, da die Glocke sie schon wieder in den Laden rief. „Auf Wiedersehen, Herr von Melzer! Beehren S' uns recht bald!“

Dasselbe sagte der Jugendgenosse jetzt in sächsischer Mundart, in siebenbürgisch-sächsischer, die so wunderlich fremd klingt, daß man meinen könnte, ein paar Engländer zu hören, wenn zwei Sachsen miteinander reden.

Und Hans Melzer folgte dieser dreifachen Einladung. Oft, viel zu oft lenkte er seine Schritte hinaus in die Burggasse und trat in den niederen alten Konditorladen, um ein Stündchen mit seinem Landsmann und dessen liebens-

würdiger Frau zu verplaudern. Eine warme, weiche, kleine Hand streckte sich ihm über die mit Süßigkeiten beschwerten Pulte entgegen, so oft er kam. Das Brett, das ein Pult mit dem andern verband, hob sich für ihn, und er trat in den rückwärtigen Raum, der den Kundschaften unzugänglich war. Hier gab es eine nochmalige Begrüßung, und dann trat man durch eine niedere Glastür, deren Scheiben mit einem zarten weißen Vorhang verhüllt waren, in das zwischen dem Laden und der Backstube gelegene Zimmer, in dem die Großmutter saß und strickte.

Mit roten Wangen saß die alte Frau in ihrer Ecke und wachte über den Vorräten, die da aufgestapelt waren. In dieser süßlichen Atmosphäre von Schokolade und Fruchtsäften, Zibeben und Rosinen, Likören, gedünsteten Äpfeln und Eingesottenem, in diesem Gugelhupfgeruch der nahen Backstube verbrachte sie ihre Tage und war seelenvergnügt dabei. Nichts auf Erden hatte mehr Reiz für sie als dieses Wächteramt. Annas Glück war ihre einzige Sorge, und da dieses so ungetrübt war, gefiel es auch ihr unbändig in dieser kleinen Welt hinter der Konditorei. Sie kannte keine andre. In diesem Laden hatte auch sie einst ihre jungen Tage als Verkäuferin und Hausfrau

verbracht, dann war das Geschäft, das ihr Mann einst begründete, an ihren Sohn übergegangen, und eine schöne Schwiegertochter löste sie für einige Jahre ab. Als Kinder ins Haus kamen, mußte wieder die Mutter in den Laden und später erst recht. Jetzt aber stand ihre Enkelin in demselben, und sie war endlich in den Ruhestand getreten.

Anna war jung verwaist. Beide Eltern starben ihr rasch dahin, und das Geschäft wankte. Aber die tapfere Großmutter rettete alles aus dem Schiffbruch und führte Anna früh in den Hafen einer glücklichen Ehe. Gleich hatte ihr der Joseph Misselbach gefallen, der eines Tages als Husar zu ihnen in den Laden gekommen war, um anzufragen, ob man nicht einen Gehilfen brauche. Ein Husar! Es klärte sich dann auf, daß er ein Zuckerbäckersohn aus Hermannstadt sei, daß er seine drei Jahre gerade abgedient hatte und vor der Beurlaubung stand. Und die Großmutter ließ sich seine Arbeitszeugnisse geben und zog Erkundigungen bei seinem Regiment über ihn ein. Der Korporal Misselbach erhielt auch von dieser Stelle das beste Zeugnis, und er wurde aufgenommen.

Zwei Jahre später führte er Anna zum Altar;

die Großmutter hatte ihm das verwaiste Kind ihres Sohnes anvertraut und dem jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren auch das Geschäft übergeben. Ihr Vertrauen zu demselben war grenzenlos. Und sie strickte jetzt das ganze Jahr Strümpfe für ihn und ihre Enkelin und rührte keinen Finger mehr im Geschäfte. Nur die Wache hielt sie da hinten, damit die Dienstleute und Lehrjungen nichts verschleppten. Sie saß von frühmorgens bis abends auf ihrem Posten, und nur wenn sie von Anna recht schön gebeten wurde, ging sie früher zu Bett als die andern.

Wenn der neue Freund des Hauses eintrat, nickte ihm die Alte immer freundlich zu: „Grüaß Ihna Gott, Herr von Melzer!" Aber in ein Gespräch michte sie sich nicht. Nur wenn die beiden Jugendgenossen manchmal Sächsisch sprachen, horchte sie hoch auf, als ob sie es mißbillige, daß man sich in ihrer Gegenwart in einer landfremden Sprache unterhalte. Ihr begreiflich zu machen, daß dies eine deutsche Mundart sei, wäre vergeblich gewesen. Als Misselbach dem Freunde eines Tages sein neuestes Kunstwerk zeigte, ein Glücksschweinchen für den Weihnachts- und Neujahrsmarkt, da hatte Melzer ausgerufen: „Härzet menjet schwentschen!" (Mein herziges

Schweinchen.) Und das sollte Deutsch sein? Die Großmutter glaubte es nicht.

*  *
*

Sooft Melzer zu Besuch kam, wurde er von Frau Anna mit einem Stückchen Apfelstrudel bewirtet. Sie hatte es bald herausgefunden, daß ihm dies das liebste war von allen Süßigkeiten ihres Ladens. Aber er ließ sich diese Bewirtung nur unter der Bedingung gefallen, daß er ihr immer eine Rose bringen durfte. So bildete sich alsbald ein freundschaftliches Verhältnis heraus zwischen dem Landsmann ihres Gatten und der jungen Frau. Auch war Anna im Verkehr von jener naiven Unbekümmertheit und Herzlichkeit, durch die sich die Wienerin so sehr auszeichnet. Sie lachte gern, war selbst von gutem Humor, und es war ihr gar nicht unlieb, wenn man ihr ein bißchen den Hof machte. Sie war das ja von Kindheit auf gewöhnt. Zuerst huldigten ihr alle, weil sie das einzige Kind des Hauses war, und als sie sich später im Laden als Verkäuferin betätigte, verwöhnten sie die Kundschaften mit Komplimenten, weil sie ein so hübsches Püppchen geworden. Und seitdem ihre Formen sich ein wenig fraulich rundeten, wurde sie immer

noch hübscher. Ihre hellen Grauaugen blitzten, und ihr zarter, durchsichtiger Teint leuchtete unter dem brennenden Dornbusch ihrer Haarfülle.

Melzer fragte sich oft, was dieses entzückende Geschöpf vom Leben habe. So gut wie nichts. Aber sie war sich dessen nicht bewußt. Sie war für das Haus und das Geschäft erzogen worden, und sie kannte nichts andres. Hier war ihre Welt. Was hier in der alten Burggasse wohnte und an ihrem Laden vorbeikam, das kannte sie, sonst eigentlich nichts. Sie war in ihrem Leben zwei- oder dreimal in den Prater gekommen, nach Schönbrunn und Laxenburg, sogar nach Mödling und in die Hinterbrühl hatte sie ihr verstorbener Vater einmal mitgenommen. Das war aber alles, und daran zehrte sie Jahre. Die anmutige, hüglige Mödlinger Landschaft war für sie der Inbegriff einer herrlichen Gebirgswelt, und sie brauchte die Alpen nicht gesehen zu haben. Schöner als das Mödlinger Tal konnten sie ja doch nicht sein.

Diese Selbstbescheidung war anerzogen und ererbt, sie war ein Ergebnis der Verhältnisse. Das Geschäft blieb nicht eine Stunde des Jahres geschlossen. Von sieben Uhr früh bis zehn Uhr abends stand der Laden der Konditorei offen,

und in der Backstube gab es sogar Nachtarbeit. Und an Sonn- und Feiertagen, wenn ganz Wien Landpartien machte oder anderen Vergnügungen nachging, klingelte die Ladentür erst recht, da war an kein Entrinnen zu denken. Wenn Anna, die von Zeitungen nur das volkstümliche „Illustrierte Wiener Extrablatt" zu sehen bekam, dann an den stilleren Montagen manchmal las, was alles vorgegangen war in der Stadt und ihrer Umgebung, da packte sie wohl oft die Sehnsucht, auch mit dabei zu sein, wenn etwas Besonderes los wäre in Wien. Aber das ging wieder vorüber. Später, später! Wenn sie sich einmal eine Verkäuferin würde halten können. Aber das duldete ja die Großmutter nicht. Also noch später, wenn sie einmal selbst eine Tochter haben würde. Ihre Zeit wird schon auch noch kommen. Für ihre Mutter war sie ja auch einst gekommen. Die rackerte sich nicht im Geschäft. Die ging sehr viel aus. Und dunkel erinnerte sie sich, daß ihre Mutter eine sehr fesche und sehr fein gekleidete Frau gewesen war. Freilich sagte die Großmutter, daß damals das Geschäft sehr herunterkam, und daß es zugrunde gegangen wäre, wenn sie, die Großmutter, sich nicht wieder in den Laden gestellt hätte. Und daß ihr Vater immer sehr

traurig und kränklich war, dessen erinnerte sie sich auch. Es gab oft Zank und Streit. Wie aus weiter Ferne klang ein Nachhall davon in ihr Leben.

Das durfte nicht wieder kommen. Sie wollte tapfer und brav sein, und ihr Mann sollte immer so munter und lustig bleiben, als er es jetzt war. Wozu brauchte sie in die Welt hinauszugehen? Man trug ihr ja alles zu, sie hörte den tausendstimmigen Chor des Lebens auch in ihrem Laden. Alle Stände verkehrten bei ihr, alle naschten gern Süßigkeiten, und für jedes Haus kam einmal der Tag, wo eine Torte oder ein Gefrorenes nötig war. Sie hörte alles und wußte alles, was im Pfarrsprengel von St. Ulrich vorging. Und auch darüber hinaus wurde sie über alles unterrichtet. So mancher alte Militärpensionist unter ihren Kunden flüsterte ihr oft zu: „Gnädige Frau, im Frühjahr geht's los." Und es gab Hofräte unter ihren Kundschaften, die sie über den Stand der ungarischen Frage unterrichteten und mit ihr über Böhmen politisierten. Und die Frauen! Was die alles wußten, und wo die überall dabei waren! Ehe Anna dazu gekommen war, ihre Zeitung anzusehen, wußte sie Bescheid über den Gang der ganzen Weltgeschichte.

Hans Melzer wunderte sich oft über die mannigfaltigen Kenntnisse und die Gewandtheit der jungen Frau, sich auszudrücken. Sie war ohne eigentliche Bildung. Das hatte er früh erkannt. Aber ihre Lebensformen und ihre allgemeine Weltkenntnis verhüllten diesen Mangel so vollständig, daß nur ein sehr geschärftes Ohr ihn heraushören konnte, wenn Anna mehr als sonst sprach. Und auch ihr Mann, sein einstiger Schulgenosse, war geistig nicht über das Unteroffiziersniveau hinausgekommen. An Weltläufigkeit stand er weit hinter Anna zurück, wenn sie sich auch als echtes Wiener Vorstadtkind gab.

Was hielt den hochstrebenden Studiosus in diesem Kreise fest? Die Landsmannschaft? Kaum. Die Herzlichkeit und ruhige Friedensstimmung des Hauses? Vielleicht. Denn draußen in der aufgeregten Großstadt fühlte er sich noch fremd und nicht sehr wohl. Da wurde neuestens unausgesetzt politisiert und gehetzt, in allen Schichten brodelte es, und auch an der Universität gab es Kämpfe und Prügeleien, und die Politiker bemühten sich fortwährend um die Gunst der akademischen Bürger. Diese aber waren so uneinig und zerklüftet wie das ganze Staatswesen, und man konnte nirgends mit wahrer Freude

dabei sein. Hans Melzer war ja aus einer Provinz des Nationalitätenhaders nach Wien gekommen, er war ja gewohnt, mit Magyaren und Rumänen im Krieg zu leben. Aber gerade um diesen Verhältnissen zu entrinnen, war er über die Universitäten seiner engeren Heimat Ungarn hinweggeschritten und an die deutsche Hochschule nach Wien gegangen. Und jetzt sollte er, der protestantische Theologe, sich in Wien mit den Slawen und anderen Völkerschaften herumbalgen und den antisemitischen Rummel mitmachen? Das war ihm höchlich widerwärtig. Und er mied die Studentenkreise, soviel er konnte. Nur im Fasching ging er auf einige Studentenbälle und Kränzchen, denn er tanzte leidenschaftlich gern. Aber er kehrte immer wieder in der Burggasse ein, die ihm allmählich zur eigentlichen Heimat in Wien geworden war.

Dazu kam eine geistige Krise. Seine Mutter war eine Pfarrerstochter, und man hatte ihn früh für das Studium der Theologie begeistert. In der Fremde aber wandte er sich immer mehr davon ab. Er naschte an allen Fakultäten und blieb schließlich bei der Juristerei hängen. Monatelang tobte diese Krisis in ihm, die nicht bloß geistiger Natur war. Er wußte, daß er in der

ungarischen Reichshälfte unbrauchbar war, wenn er sich in Österreich dem Rechtsstudium ergab. Er mußte sich loslösen von den Seinen und sein Fortkommen in Österreich suchen, wenn er das tat. Das nagte lange an ihm. Aber warum nicht? Es gab in Wien Gymnasial- und Universitätsprofessoren, Advokaten und Ärzte, ja sogar Zuckerbäcker, die Siebenbürger Sachsen waren. Sie hatten alle dasselbe getan. Und als er einmal bei Misselbachs von seinem Vorhaben sprach, da klatschte die kleine Frau in die Hände vor Vergnügen und rief: „Ah, das is gescheit, Herr von Melzer, daß sie da bei uns bleiben wollen! 's gibt halt doch nur eine Kaiserstadt!" Und sie streckte ihm ihr weiches, kleines Patschhändchen hin und drückte seine männliche Rechte kräftig.

Als er an jenem Tage einen Augenblick mit der Großmutter allein in dem Zimmer hinter der Konditorei geblieben war, sagte die schweigsame alte Frau plötzlich: „Sie, Herr von Melzer, geben S' mir Obacht auf das Glück von der Anna!"

„Wie meinen sie das?" fragte Hans verlegen.

Die gute alte Frau blickte über ihre Brille hinweg mit großen Augen auf ihn.

„Am End' hab'n S' mich net verstand'n?" fragte sie.

Melzer erwiderte kein Wort, und als Anna wiederkam, sprach man von anderen Dingen.

*　*
*

Seit mehr als einem Jahr verkehrte Hans Melzer im Hause seines Landsmannes, aber er war noch nicht über den Laden und den Raum hinter demselben hinausgekommen. Ein einziges Mal, an Annas Namenstag, war er zum Nachtmahl dageblieben, und man ging nach dem Geschäftsschluß noch in einen benachbarten Gasthausgarten. Denn es war Hochsommer, der Annentag fiel auf den 26. Juli, und Hans hatte nur dieses kleine Fest abgewartet, um dann seine Ferien anzutreten und wieder einmal nach Siebenbürgen zu gehen. Er mußte ja seine Eltern endlich in seine Zukunftspläne einweihen und sie für dieselben gewinnen. So wurde zuerst die schöne Anna gefeiert und dann sein Abschied. Im Sommer wurden ein paar Karten gewechselt, sogar ein unorthographisches kleines Briefchen hatte Melzer aus Frau Anna herausgelockt, und im Herbst war er wieder auf seinem Posten. Das Ehepaar hieß ihn herzlich willkommen; die Groß-

mutter aber knurrte nur, als er wieder da war. Sie hatte in den Monaten seiner Abwesenheit die seltsame Erfahrung gemacht, daß Anna sich langweilte, daß sie oft mißgelaunt war und über sich selbst nachzudenken begann. Obwohl es immerzu klingelte im Geschäfte, behauptete Anna doch, alle Welt sei fort, Wien sei leer, nur sie käme zu gar nichts. Nicht einmal in den Prater.

Joseph Misselbach war ein Arbeitstier. Nur schaffen, nur sich betätigen, nur erwerben. Und ja nicht eine Minute aus dem Geschäft fort. Wenn er am Abend so recht müde zu Bett ging, dünkte ihn das als das höchste Vergnügen. Bei einem solchen Leben, meinte er, müsse man zu Wohlstand kommen und zu bürgerlichen Ehren. Den Beifall der Großmutter bewertete er ungemein hoch, aber auch den seiner Frau wollte er nicht entbehren, und er hätte gern noch mehr gearbeitet, wenn dies möglich gewesen wäre, um das Vertrauen der Alten und die Liebe seiner Anna zu verdienen. Daß diese Anna auch andere Träume, andere Wünsche im Herzen tragen könnte, daran dachte er nie. Und auch der Großmutter schien ein solcher Gedanke nicht zu kommen. Nur am dritten Jahrestag der Hochzeit der jungen

Leute, da ließ sie ein Wort hingleiten, das ihn ein bißchen beschäftigte. Ob sie es denn noch erleben werde, daß ein Urenkelchen ins Haus käme ... Anna brauche so eine kleine Sorge und eine Freude. Ehe sie sterbe, möchte sie es doch noch erleben, daß die Anna ganz glücklich sei.

Mit solchem Gebrummel saß sie nach Tisch über ihren Strickstrumpf geneigt da, und als ihr niemand eine Antwort gab, fragte sie geradezu, ob sie denn nicht bald so ein ganz kleines Paar Strumpferln anfangen dürfe. Anna eilte in den Laden, obwohl es gar nicht geklingelt hatte, und Joseph zog sich achselzuckend in die Backstube zurück.

Und jetzt kam schon seit Wochen der Herr Landsmann wieder ins Haus. In allen Ehren, darüber konnte auch nicht der leiseste Zweifel bestehen; aber recht war es der Großmutter doch nicht. Solche Freundschaften tun nicht gut in einer Ehe, die noch so jung und kinderlos ist, sagte sie sich. Aber was ließ sich dagegen tun? Der Herr Melzer war ein so netter, braver Mensch, und die Anna hatte ja sonst weiter nichts auf der Welt als diese Ansprache. Seitdem Melzer wieder kam, war Wien nicht mehr leer, und die Laune schien auch wieder besser zu sein.

„Na, wie Gott will, ich halt still . . . Und ich werd' schon aufpassen," so phantasierte die Großmutter, „daß da nichts Unrecht's g'schicht."

Anna hatte sich an den gebildeten Umgang und die höheren Gespräche mit Melzer so gewöhnt, daß sie dieselben fast nicht mehr entbehren konnte. Er redete nicht vom Heurigen, nicht vom besten Bier, nicht von den Landpartien, die immer in ein Wirtshaus führten, nicht vom Kegelschieben, Tarockieren und Praterfahren, wie all die Männer ihrer Verwandtschaft, nicht von den Zucker- und Honigpreisen wie ihr Mann, er erzählte ihr nicht zum hundertstenmal, daß die besten Marillen im Kremstal und die besten Pfirsiche in der Wachau zu haben seien, wie dieser. Melzer würdigte sie eines Gespräches über neue Theaterstücke und schöne Bilder, er brachte ihr ab und zu ein gutes Buch und lehrte sie die Feuilletons in den Wiener Zeitungen lesen, die sie bis dahin immer überschlagen hatte. Sogar über Politik unterrichtete er sie und über die Vergangenheit von Wien. Außer dem Kaiser Joseph und der Maria Theresia kannte sie so gut wie niemand aus der österreichischen Geschichte, höchstens noch den Vater Radetzky, für dessen Denkmal gerade gesammelt wurde. Sie war

höchlich erstaunt, wenn Melzer, den der Wiener Boden und seine tausendjährige Geschichte leidenschaftlich interessierten, manchmal loslegte. Und als er ihr eines Tages beweisen wollte, daß gerade hier bei St. Ulrich, wo ihre Konditorei lag, das Hauptquartier des türkischen Feldherrn Kara Mustapha gewesen sei, der Wien belagerte, und daß man hier noch heute bei Umbauten auf türkische Waffen, Münzen und Leichenreste stoße, da war sie sprachlos, daß sie, die Wienerin, so etwas zuerst von ihm erfahre, dem Fremden.

Melzer erweckte in Anna durch solche Gespräche ein Interesse, das über ihre bisherigen Lebenskreise hinauswies. Er wollte sie ein bißchen „bilden". Und als er ihr einmal einen Sitz für eine klassische Vorstellung des Burgtheaters brachte, wäre nichts imstande gewesen, sie daheim festzuhalten. Ihr Mann mußte sie im Laden vertreten, und als man das Theater öffnete, war sie die erste im Zuschauerraum. Man hatte „Maria Stuart" mit der Wolter gegeben, und Anna kam ganz verweint, aber glückselig nach Hause. Daß es „so etwas Schönes auf Erden gibt", ahnte sie bis dahin nicht. Daß sie zweiundzwanzig Jahre alt geworden, ohne das Innere des Burgtheaters zu sehen, das kam ihr jetzt wie ein an

ihr begangenes Verbrechen vor. Und als Melzer wiederkam, fiel sie ihm fast um den Hals vor Dankbarkeit. Er aber kam nicht mit leeren Händen. Zwei Billette für das Konzert des Akademischen Gesangvereins hatte er sich erobert, und die brachte er jetzt seinen Freunden. Beide sollten sie gehen, Joseph und Anna. Er selbst wolle gern verzichten. Misselbach aber sträubte sich. Das schicke sich doch gar nicht für ihn. Was würden seine Nachbarn von ihm denken? Melzer möge die Anna doch begleiten, wenn sie durchaus hingehen wolle.

Die Großmutter räusperte sich so vernehmlich in ihrer Ecke, daß Melzer unwillkürlich einen Blick nach ihr tat. Er erschrak. Die Augen der Alten funkelten ihn aus dem Halbdunkel an wie die einer bösen Katze. Und er lehnte sich innerlich auf gegen das Mißtrauen, das aus diesen Augen sprach.

„Wenn du durchaus nicht kannst, Joseph, so will ich die gnädige Frau gern hinbegleiten," sagte er trotzig. „Aber es wäre doch gut gewesen, wenn du auch einmal solch ein Konzert gehört hättest," fügte er hinzu.

Und Melzer schilderte ihm, wie solch ein Konzert wäre, und er las ihnen allen aus dem

mitgebrachten Programm die Liedertexte vor, die diesmal gesungen werden sollten. Gesungen von einem hundertköpfigen Chor von jugendlichen Stimmen. Über den Ernst der Liedertexte beruhigte sich allmählich auch die Großmutter. Aber den Joseph werde sie doch zur Ausgangspforte des Konzertsaales hinkommandieren, damit er seine Frau in Empfang nehme.

Anna war glücklich. Sie schwelgte tagelang in der Anhoffung des Genusses, den Melzer ihr da wieder verschafft hatte. Und unvergeßlich für die Zeit ihres Lebens hatte sich dann der Schlußeffekt des Konzertes ihrem Gemüt eingeprägt. Tausende begeisterte Menschen schwenkten die Taschentücher gegen die Sängertribüne und verlangten immer wieder das „Deutsche Lied" und zuletzt gar die „Wacht am Rhein". Brausend wie ein Bergstrom brach ein Begeisterungsrausch durch den Saal hin zur Sängertribüne. Und jetzt wehten von dort die weißen Notenblätter als Gegengruß, Heilrufe erschütterten die Luft, und mit einer Feierlichkeit, die Anna erschauern machte, sangen zweihundert junge Männer die „Wacht am Rhein". Die tausendköpfige Menge erhob sich von den Sitzen und stimmte schließlich ein in das gewaltige Lied.

Von solchen Dingen hatte sie ja manchmal gelesen, aber eine Vorstellung davon konnte sie sich doch nicht machen. Dankbar blickte sie zu ihrem Begleiter auf, der mit verklärten Zügen dastand und den leidenschaftlichsten Anteil genommen hatte an der Kundgebung deutschen Nationalgefühls. Anna sah und fühlte nur das Menschliche in dem Ereignis, er aber wußte, daß es wieder einmal galt, ein undeutsch gesinntes Ministerium zu erschüttern. Und er wollte ihr auf dem Heimweg manches erklären. Er freute sich schon auf diesen halbstündigen Spaziergang mit seiner schönen, aller Augen auf sich lenkenden Begleiterin über den Ring bis in die Burggasse. An der Ausgangspforte aber stand Misselbach und nahm seine Frau in Empfang.

„War's schön?“ fragte er ein über das andere Mal. „War's schön?“

Was hätten zwei von Begeisterung trunkene Menschen auf eine solche banale Frage antworten sollen? Melzer empfahl sich, etwas verstimmt, auf halbem Wege und ließ das Ehepaar allein. Anna aber suchte vergeblich etwas von ihrer Wärme auf ihren Gatten zu übertragen. Er hatte kein Verständnis für ihr hochgestimmtes Empfindungsleben, und sie konnte ihm daraus

nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie hatte soeben etwas erlebt, von dem er sich freiwillig ausgeschlossen. Wie konnten sie nun über etwas reden, an dem er keinen Anteil besaß? Sie bedauerte ihn und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht mit ihr gegangen war, und sie verlangte, daß er sich künftig von nichts mehr ausschlösse. Er aber hatte darauf nichts zur Erwiderung als die Worte: „Aber geh doch, Anna, das paßt ja alles gar nicht für uns."

Das wirkte auf sie wie ein kaltes Sturzbad All das Schöne und Herrliche, das sie neulich im Burgtheater und heute in diesem himmlischen Konzert empfunden hatte, das sollte nicht für sie passen? Sie begriff es nicht. Sie fühlte nur, daß eine Freundeshand ihr die Pforte aufgeriegelt hatte, die aus ihrer Alltäglichkeit hinausführte zu einem Leben mit höheren und edleren Genüssen, als sie bis jetzt gekannt. Und es sollte unpassend für sie sein, durch diese Pforte zu treten? Dagegen lehnte sich etwas in ihr auf, das sie noch nicht näher bezeichnen konnte. Aber sie fühlte, daß dies etwas Starkes und Großes in ihr war. Und sie ließ sich den Nachgenuß des schönen Erlebnisses durch nichts vergällen. Tagelang sang und zwitscherte sie in ihrem Laden

wie ein munterer Vogel in seinem Bauer, sie erquickte alle durch ihren Frohmut und ihren Humor. Selbst der Großmutter dämmerte eine Ahnung davon auf, daß es doch wohl eine Notwendigkeit sein müsse für ein so junges, lebensfreudiges Gemüt, ab und zu einen Blick in die Welt zu tun und teilzunehmen an ihren Freuden und Erschütterungen. Sie ließ sich den Zeitungsbericht über das Konzert von Anna vorlesen, sagte aber lange kein Wort. Dann fragte sie plötzlich:

„Und das ‚Gott erhalte‘, das haben s' nit g'sungen?“

Als Anna verneinte, schüttelte sie nur den Kopf.

*  *
*

„Die schöne Zuckerbäckerin“ wurde Anna im ganzen Bezirk Neubau genannt. Das kam so allmählich, und es bürgerte sich immer mehr ein. Und wer sie nicht aus Gewohnheit übersah, weil sie ihm alltäglich zu Gesicht kam, wer sie nur von Zeit zu Zeit in dem bescheidenen Rahmen ihrer Konditorei erblickte, der mußte dieses Volkswort ohne Einschränkung gelten lassen. Anna stand in ihrer vollsten Jugendblüte. Ein mädchen-

hafter Hauch lag über ihren feinen Zügen, die Augen blickten schwärmerisch und doch schalkhaft, ihr rotes Haar sprühte Funken, wenn ein Sonnenstrahl darauf fiel, und die frauenhaft weichen Linien ihrer geschmeidigen Gestalt übten einen eigenen Reiz aus. Viele Männer gingen ihr zu Gefallen, so mancher betrachtete immer wieder das bescheidene Schaufenster des uralten Ladens, und nicht wenige zärtliche Väter überraschten die Ihrigen jetzt oft mit Süßigkeiten, die sie unterwegs bei der schönen Zuckerbäckerin gekauft hatten. Sie war mit allen freundlich, und sie erschien allen liebenswürdig. Wurde ein Kunde allzu süß, überhörte sie seine Redensarten. Nur manchmal, wenn einer sie Schatzerl nannte und durchaus wissen wollte, wann sie ihren Ausgang habe, kehrte sie mit einer gewissen Absichtlichkeit die resche Wienerin hervor. „Só Fadian," sagte sie einmal einem Zudringlichen, „i wir*) glei mein' Mann rufen, daß er Ihna aus 'm Tram **) hilft." Und er ging wie begossen. Sie mußte herzlich lachen. Sonst redete sie gar kein so rechtes Wienerisch, hier aber hatte es ihr gute Dienste geleistet.

*) werde.

**) Traum.

Anna erzählte diese kleinen Abenteuer stets ihrem Manne und der Großmutter, und auch Herr Melzer bekam sie in humoristischer Darstellung aufgetischt. Es war nur merkwürdig, daß sie die andern damit belustigte, den Freund des Hauses aber verstimmte. Seine Laune war überhaupt nicht mehr so wie einst. Er kam seltener, war wortkarger als sonst und brach oft ganz plötzlich auf.

* * *

„Was er nur wieder g'habt hat?" fragte Anna einmal die Großmutter nachdenklich.

„Was soll er denn g'habt hab'n," brummte diese. „Verschoss'n is er halt in dich."

„Der Herr von Melzer?" lachte Anna mit strahlender Miene. „O der! . . . Der hat mir einmal g'standen, daß er zu Haus eine Braut hat."

„Sooo?" sagte die Großmutter. Ihr war ein Stein vom Herzen gefallen bei den Worten ihrer Enkelin.

„Annerl," fuhr sie jetzt fort, „mir war manchmal schon bang um dein Glück. Da hab' ich dem Herrn von Melzer doch recht unrecht getan. Er hätt' a Braut? Ah so was!"

Und von dem Tage an änderte die Großmutter wieder ihr knurriges Benehmen gegen den Herrn Landsmann ihres Schwiegersohnes. Er wußte sich diese Veränderung nicht zu erklären, aber er fühlte sich durchaus angenehm von ihr berührt. Und als er merkte, daß die Alte sich in seiner Gegenwart jetzt sogar manchmal ein kleines Schläfchen gestattete, da taute er auch wieder ganz auf. Das Mißtrauen, das in jener Ecke immer gegen ihn auf der Lauer gelegen, hatte ihm oft die Kehle zugeschnürt. Seine Unbefangenheit war seit dem Tage dahin, da die Großmutter ihn einmal verwarnt hatte, nicht an Annas Glück zu rühren.

Der Fasching kam, und Hans Melzer ergab sich wieder leidenschaftlich dem Tanzvergnügen. Er ließ sich keinen Ball und kein Tanzkränzchen entgehen, zu denen er Zutritt hatte. Und eigentlich hatte ein so stattlicher junger Jurist im dritten Jahrgang überall in Wien Zutritt. Die Familien, denen er auf solchen Festen vorgestellt worden war, überhäuften ihn mit Einladungen, und er hatte nie Not an Tänzerkarten, sie kamen ihm unentgeltlich ins Haus geflogen. Erstaunlicherweise gab es Väter von tanzlustigen Mädchen, die der Tänzerkarte auch noch eine Einladung

zum Souper beifügten. Das war ihm ganz neu, daß ein Familienvater auf solche Weise an einem öffentlichen Ort künstlich einen Anhang für seine Töchter schuf. Das sei wienerisch, sagte man ihm. Und es sei großstädtisch. Wie könne eine Familie, die keinen ausgedehnten Bekanntenkreis besitze, es sonst wagen, mit zwei oder drei Töchtern auf einem der großen Bälle zu erscheinen? Das würde in den meisten Fällen ja doch nur mit bitteren Tränen enden. So aber beugt man vor. Man versichert seine Töchter gewissermaßen gegen das Sitzenbleiben. Jeder Vater, der es sich leisten könne, erzählte man ihm, besorgt sich ein Dutzend Tänzerkarten und umgibt seine Töchter auf öffentlichen Bällen mit einem Schwarm von jungen Herren, die er als seine Gäste betrachtet. Das sei noch immer billiger als die Hausbälle und es mache auch mehr Eindruck.

Auch Hans Melzer war ein paarmal zu solchen Einladungen gekommen. Aber er merkte bald, daß er damit unversehens in die Kreise einer Schichte von Emporkömmlingen geraten war, und daß das keine bürgerlichen Wiener Familien zu sein schienen, die sich ihre Tänzer für ein gutes Souper verpflichteten. Die Töchter waren meistens häßlich, und die Robot des Pflicht=

tanzes widerte ihn an. So gern er auch tanzte, er wurde vorsichtiger und wahrte sich seine Freiheit. Selbst Champagner lockte ihn nicht. Und auch solchen gab man den Tänzern.

In die Burggasse war Melzer auch wieder einmal gegangen. Zum erstenmal wurde er dort schmollend empfangen. Anna hänselte ihn mit seinen vielen Einladungen bei nobeln Herrschaften. Da habe er natürlich keine Zeit für so spießbürgerliche Leute. Sie ließ sich aber rasch versöhnen. Er küßte ihr die weiche, kleine Hand und blickte ihr lange in die klugen, hellen Augen. Dann sagte er: „Und Sie, liebe Freundin, kommen auch in diesem Fasching wieder nirgends hin?"

„Ich? Im Fasching? Wo denken Sie hin! Das ist ja die Erntezeit der Zuckerbäcker. Da gibt's nichts für unsereins als das G'schäft."

Hans Melzer aber sagte, er wolle doch mit ihrem Mann und der Großmutter darüber reden. Er hätte so gern einmal mit ihr getanzt.

Anna legte den Zeigefinger an den Mund und flüsterte: „Kein Wort! Es gäb' nur ein' großen Verdruß."

Die Großmutter hustete ganz vernehmlich in dem Hinterzimmer und gab zu erkennen, daß es

Zeit wäre, wenn das leise Zwiegespräch im Laden draußen ein Ende hätte. Anna war aber noch nicht fertig.

„Sie, Herr von Melzer," begann sie verlegen, „ich hab' der Alten neulich einen kleinen Bären aufgebunden über Sie. Ich hab' ihr g'sagt, Sie hätten eine Braut zu Haus . . . Verraten S' mich nicht," schloß sie schalkhaft und ließ den Überraschten an sich vorbei in das Hinter=zimmer eintreten.

Dort mußte er dann allerlei erzählen von seinem Faschingsleben, und er machte sich recht lustig über vieles. Die Großmutter horchte er=staunt auf, als sie von der neuen Mode erfuhr, daß jetzt die Familienväter den Tänzern nach=laufen, und daß die Mädchen den jungen Herren den Hof machen müssen, damit sie nur um Gottes willen noch tanzen.

Der Fasching, so erzählte darauf die Groß=mutter, habe ja auch für sie nie existiert. Eine „Zuckerbacherische" habe nichts auf einem Ball zu tun, sagte sie und blickte Anna fest an. Sie selbst hätte im Fasching oft wochenlang nichts andres getan als Krapfen gebacken; aber dann im Frühjahr, dann habe auch sie sich ausgetanzt beim „Tivoli" draußen oder in den „Apollosälen".

Damals habe man noch etwas gehalten auf Frühlingsfeste. „s' Wetter war freilich auch immer schöner als heutzutag. s' hat sich alles verändert in Wien, die Leut' und der Himmel."

So schloß die alte Frau ihre Rede. Solange Melzer sie kannte, hatte sie so viel auf einmal noch nicht gesprochen. Und er ließ diese Gelegenheit nicht ungenutzt, wieder einmal etwas für Anna zu tun. Im Frühjahr, sagte er, würde er an diese Worte der Großmutter erinnern. Es gebe auch heutzutage noch Frühlingsfeste, auf denen man tanzen könne. Und Anna unterstützte ihn. Sie machte sich lustig darüber, daß sie mit ihrem Manne noch nicht ein einziges Mal getanzt habe. Das sei doch noch nicht dagewesen in Wien. Ein solches Ehepaar gebe es in der ganzen Stadt nicht.

Das leuchtete selbst der Großmutter ein. Joseph aber lächelte bedenklich. „Na, das wird nicht sehr schön werden," meinte er bescheiden, „wenn ich mit dir tanze."

„Das ist mir alles eins," sagte sie, „ich will nur einmal getanzt haben mit dir!"

* * *

Das Frühlingsfest des Deutschen Schulvereins war vorüber. Und Anna hatte getanzt. Den

ersten mit ihrem Manne. Er hatte recht behalten. Ja, es muß wirklich nicht sehr schön gewesen sein, denn Joseph konnte nicht den Takt halten und stolperte fortwährend über seine eignen Füße. Seine kleine, gedrungene Gestalt, sein struppiger dunkler Bart, sein kurzer Atem, alles genierte Anna bei diesem so lange ersehnten ersten Tanz. Es blieb denn auch bei dem einen Versuch.

Dann kam er, Hans Melzer.

Wie der sie in den Arm nahm, stark und schwungvoll, zärtlich und schmiegsam! Und wie er sie drehte und wiegte, wie er hinraste mit ihr . . . Sie lag wie verzückt an seiner Brust, weltentrückt, selig, selig und trunken. Und sie hatte nur einen Wunsch — daß er nimmer, nimmer enden möge, dieser überirdische Taumel.

Diesem einen Walzer folgten andere. Und in den Pausen wurde promeniert und geplaudert. Ab und zu statteten sie dem Herrn Gemahl einen Besuch ab, der einsam und gelangweilt an einem Tische saß und ein Glas Bier nach dem andern trank. Er merkte kaum, welches Wohlgefallen seine Anna erregte, und er fühlte auch nicht, wie unpassend es war, daß seine Frau sich keine andern Tänzer vorstellen ließ, daß Melzer sie die ganze Nacht nicht freiließ.

Anna verhehlte sich's nicht. Aber was lag ihr daran? Eigentlich lernte sie den Freund ja erst heute kennen. Denn nie hatte sie ein unbelauschtes Wort mit ihm gesprochen, nie einen unbewachten Blick mit ihm getauscht. Er erschien ihr heute ganz anders. Idealer, höher und auch viel schöner. Sie kam sich wie ein armes Gänschen neben ihm vor und war ihm so unendlich dankbar für diese unvergeßlichen Stunden, die er ihr, ihr ganz allein widmete, obwohl ja viel schönere, viel elegantere Tänzerinnen da waren als sie. Und wie ritterlich er sie behandelte. Gar nicht so, als ob er sie schon fast drei Jahre kenne. Sie hatte das Gefühl, als stünde heute ein Prinz vor ihr, der sich vorgenommen habe, sie zu erobern, und der morgen bei der Großmutter erscheinen würde, um diese um die Hand ihrer Enkelin zu bitten.

Die Nacht flog wie ein Traum dahin, und als der Morgen graute, hüllte Melzer seine schöne Tänzerin fürsorglich in ihren Mantel und öffnete ihr den Wagenschlag eines Fiakers, in dem ihr Mann schon saß. Der war ein klein wenig benebelt und jammerte um seinen verlorenen Schlaf. Anna drückte sich in eine Ecke und schloß die Augen. Sie gab Joseph keine Antwort, und

bald fing dieser zu schnarchen an. Melzer aber war nicht eingestiegen; er hatte es vorgezogen, zu Fuß heimzugehen.

Allein mit ihren Gedanken fuhr sie dahin. Was hätte sie auch mit ihrem Manne sprechen sollen? Er hatte ja wieder keinen Anteil an ihrem Erlebnis, an ihren hochgehenden Empfindungen . . .

Was sollte daraus werden? Wie von einer unerklärlichen Angst befallen, rüttelte sie Joseph auf, sie wollte ihn wecken und mit ihm reden. Es gelang ihr nicht. Eine heiße Röte der Scham stieg ihr in die Wangen, und ihre Beklemmung entlud sich in einem Strom von Tränen.

Was sollte daraus werden?

Das fragte auch Hans Melzer sich nach dieser Nacht. Ganz ohne Folgen konnte dieses Erlebnis nicht bleiben. Es war ihm zu vieles über die Lippen geflossen, was so lange auf dem Grunde seines Herzens gelegen. Und sie hatte sich so gar nicht zur Wehre gesetzt, sie schlürfte seine Worte wie eine Dürstende, wie eine Verschmachtende. Wie lange mußte auch sie unbewußt diese Aussprache herbeigesehnt haben!

Aber was sollte daraus werden?

Er wußte sich zunächst keinen Rat. Ein Heiliger

war er ja nicht. Aber strenge genug erzogen, um den Gedanken an eine Liebelei mit der Frau eines Freundes, eines ihm vertrauenden Volksgenossen weit von sich zu weisen.

Schon daß er sich so weit vorgewagt hatte, empfand er wie eine Schuld. Aber gab es noch ein Zurück?

Gewiß. Er wollte gute Kameradschaft mit Anna, sonst nichts. Und keine künftige Begegnung mit ihr sollte diese Grenzlinie überschreiten. Das gelobte er sich, nachdem er acht Tage mit sich gerungen und die Burggasse gemieden hatte wie einen gefährlichen Feuerherd.

Anna verstand sein Fernbleiben vollkommen, wenn sie auch nicht begriff, daß er es konnte. In ihr tobte manchmal ein Sturm, den sie nur mühsam niederkämpfte. Und eine Glückseligkeit war in ihr wie nie vorher in ihrem Leben. Wenn auch Melzer jetzt nie wiederkäme, sagte sie sich, sie würde ihm nicht grollen und zeitlebens glücklich sein in der Erinnerung an die einzige durchtanzte und durchschwärmte Frühlingsnacht.

Aber er kam wieder. Gemessener als sonst begrüßte er sie. Steifer als am ersten Tage, da er sich bei ihnen eingeführt. Er hatte mehr zärtliche Worte für die Großmutter als für Anna.

Und ihr Mann war ihm plötzlich wichtiger als je vorher. Auch war er nicht durch den Laden gekommen, sondern von rückwärts, durch das Haustor. Man mußte sie rufen, man mußte ihr erst melden, daß er da war. Genau wie an jenem ersten Tage. Und nicht die kleinste Blume hatte er ihr gebracht. Die Absichtlichkeit dieses Benehmens lag auf der Hand. Und als sich dies wiederholte, als er jede Woche nur einmal kam und nie mehr durch den Laden eintrat, da bemächtigte sich ihrer allmählich eine wahre Erbitterung gegen den Freund.

So also war er? So feig, so furchtsam? Was er sich nur einbildete! Glaubte er am Ende, sie würde sich ihm an den Hals werfen? Fiel ihr nicht ein. So stolz wie er war sie auch noch. Und auch so ehrlich und anständig. Hatte sie sich denn überhaupt etwas vorzuwerfen als Frau? Nicht das geringste. Nicht mit einem Gedanken hatte sie die eheliche Treue verletzt. So auffallend brauchte er sich also nicht zu bemühen, sie in ihre Schranken zurückzuweisen.

Anna wurde launenhaft. Sie quälte ihre Umgebung, tyrannisierte ihren Mann, war widerspenstig gegen die Großmutter. Und sie verabredete sich jetzt öfter mit einer altjüngferlichen

Cousine und ging mit derselben in dieses und jenes Theater. Sie murrte über ihre Sklaverei und wiederholte Tag für Tag, daß jede Ladenmamsell mehr von ihrem Leben habe als sie.

Die Großmutter horchte stumm, aber mit zitterndem Herzen auf all diese Äußerungen.

Und einmal fragte sie Melzer geradezu: „Haben S' was g'habt mit ihr?" Dieser verneinte fest und bestimmt.

Es wurde Hochsommer, und der Annentag kam wieder. Joseph und die Großmutter sannen darüber nach, wie man der störrischen kleinen Frau eine besondere Freude machen könne. Auch Melzer wurde um Rat gefragt. Und er schlug vor, man solle sie doch zu dem großen Annenfest auf den Kahlenberg führen. Dort gäbe es ein großes Militärkonzert, Tanz, Feuerwerk und sogar eine Schönheitskonkurrenz. Das würde die Anna sicherlich zerstreuen und ihr eine große Freude machen.

Der Vorschlag fand den Beifall aller, und auch Anna ging fröhlich darauf ein. Sie fragte Melzer aber mit keinem Wort, ob er sie am Ende auch begleiten wolle. Doch Joseph lud ihn dringend ein. Und er sagte zu. Er würde sie

droben beim Hotel erwarten und für einen guten Platz auf der Terrasse sorgen.

Und so war der große Tag gekommen, der alljährlich den dreißigtausend Annen in Wien gewidmet ist. Der Geburtstag gilt nichts in dieser katholischen Stadt, jeder einzelne lebt hier unter dem Schutze seines Heiligen, seines besonderen Namenspatrons, und die vielhundertjährige Gewohnheit ist mächtiger als der Glaube. Auch solche Menschen, die innerlich gar nichts mehr mit der Kirche und ihrem Heiligenkultus zu schaffen haben, feiern gedankenlos den Namenstag und nicht den Geburtstag. Und besonders weitverbreitete Namen wie der Joseph und der Leopold werden zu Festtagen für das ganze Volk; denn es gibt ja kein Wiener Haus, in dem nicht ein Joseph oder ein Leopold zu finden wäre. Einen Geburtstag hat hier nur der Kaiser. Bei diesem steht der Namenstag an zweiter Stelle.

Die Wiener Frauenwelt kennt keinen volkstümlicheren Tag als den der heiligen Anna. Nach der christlichen Legende war diese Heilige ja die Mutter der Jungfrau Maria, also die Großmutter des Gekreuzigten. Begreiflich, daß sie eine so bevorzugte Stelle einnimmt in einem katholischen Lande. Merkwürdig bleibt es nur,

daß der Tag ihres Namens von jeher mit Lustbarkeiten gefeiert wird, mit Tanz und Jubel, Feuerwerken und allem, was der Sommer bieten kann. Man darf wohl sagen, daß auch dieses kirchliche Fest, wie so viele andere, der altheidnischen germanischen Überlieferung angepaßt worden ist, und daß die heutige Welt am Annentage nichts anderes feiert als das Mittsommerfest, und daß der uralte Erntejubel in ihm fortklingt. Es ist ein Fest des Segens und der Erfüllung.

Aber nicht einer von all den Tausenden, die da am 26. Juli auf den Kahlenberg hinaufwanderten, ahnt den in nebelgrauer Zeitenferne verdämmernden geistigen Inhalt dieses Tages.

Die Zahnradbahn, die auf den Kahlenberg, den Wiener Rigi, hinaufführt und die das ganze Jahr nur ein Dämmerleben führt, kann den Verkehr am Annentag gar nicht bewältigen, und viele pilgern zu Fuß auf den Berg, der von allen Seiten zugänglich ist. Die Lebemänner leisten sich wohl auch einen Fiaker. Schon wegen der späten Rückfahrt.

Von keinem landschaftlichen Punkte aus übersieht man das Gesamtbild der Millionenstadt so vollständig wie von diesem Berge. Es ist etwas Gewaltiges und Majestätisches in diesem Bilde.

Die Stadt reckt ihre Riesenglieder in dem breiten, beckenförmigen Donautal, sie wächst nördlich über den Strom hinüber, weit hinein in das historische Marchfeld, und sie klimmt im Süden und Westen schon überall an den Wienerwaldbergen empor. Im Mittelpunkt den erhabenen Stephansdom, umringt von den Palästen der inneren Stadt, und weiter hinaus immer mehr durchsetzt von anmutigen Gärten und Parkanlagen, an ihren äußersten Grenzen umringt von ganzen Villen-vierteln, die schon als Sommerfrischen dienen können. Und der Strom! Und die schneebedeckte Kette der Alpen in der Ferne. Wahrlich, der Rundblick lohnt den Aufstieg.

Ein Schwarm von Menschen flutete durch die Villenanlagen des Kahlenberges, belagerte die Buden, stürmte die Buschenschenken auf den Waldwiesen und ergoß sich überallhin. Um fünf Uhr nachmittags war kein Plätzchen mehr frei im Hotel und dessen Anlagen, und Hans Melzer konnte sich seinen kleinen Tisch auf der Terrasse nur durch ein sehr ausgiebiges Trinkgeld sichern. Aber auch dieses hätte nichts gefruchtet, wenn der Zahlkellner nicht auf einen neuen Kniff ver-fallen wäre und im Einverständnis mit Melzer einstweilen ein paar Statisten an seinen Tisch

gesetzt hätte, die Melzer freihalten mußte. Das tat er gern, denn es sicherte ihm die nötige Freiheit der Bewegung, er konnte seinen Tisch verlassen, sich das Volksgetriebe ansehen und das Ehepaar Misselbach erwarten.

Das Bild der tausendköpfigen Menge, die das Kahlenberghotel rings umbrandete, war ein überaus reizvolles. Man sah in überwiegender Zahl nur strahlende Mädchengesichter und helle sommerliche Toiletten. Keine aufgedonnerten Modedamen, denn diesen ist das Annenfest zu volkstümlich, aber durchaus mit Geschmack und Anmut gekleidete, sogar sehr schicke bürgerliche Mädchen und Frauen. Darunter sehr viele Studenten, ganze Offizierstische, und Gigerln, wohin man blickte. Die Komiteemitglieder rannten wie die Wahnsinnigen durcheinander, sie hatten ihre besonderen Lieblinge, teilten Gnaden aus mit guten Plätzen, spähten nach den konkurrenzfähigen Schönheiten und machten Stimmung für ihre Protektionskinder. Jede gelöste Eintrittskarte hatte einen Coupon, der als Stimmzettel für die Schönheitskonkurrenz galt, und jeder Gast wurde gebeten, denselben wohl zu verwahren. Nur wer diesen Coupon besaß, konnte abstimmen.

Anna hatte sich mit ihrem Kommen nicht beeilt. Sie lebte all die Tage her in einer großen inneren Erregung, heute aber war sie ganz gefaßt. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie Toilettesorgen gehabt. Nichts war ihr gut genug für das Annenfest, und sie ließ sich von niemand etwas einreden. Die Großmutter riet zu einem ganz billigen weißen Waschkleid, denn wenn es regne, und es regne ja fast immer bei solchen Anlässen, sei alles hin. Der Mann wurde überhaupt nicht gefragt, und die Cousine verstand ja auch nichts. Anna opferte ihre geheimen Ersparnisse der Schneiderin, und sie erschien zur entscheidenden Stunde in einem nilgrünen fußfreien Seidenkleid mit durchbrochenen Spitzenärmeln und einem keuschen, mädchenhaften Halsausschnitt. In weißen Handschuhen. Ohne jeglichen Schmuck, denn was sie besaß, war ihr alles zu altväterisch. Auf dem Frühlingsfest hatte sie es ja gemerkt, wie sie mit ihrer Toilette bestellt war. Das sollte heute wettgemacht werden.

Und es wurde wettgemacht.

Als Hans Melzer der Erwarteten ansichtig wurde, war er im ersten Augenblick ganz betroffen. Das war Anna? Sie sah ihn noch nicht, und er konnte sie um so ruhiger be-

trachten. Ihre Züge hatten etwas Durchgeistigtes von den seelischen Erregungen, die sie seit Wochen zu bestehen gehabt, die Farbe der Gesundheit, die sonst auf ihren Wangen lag, schien ein klein wenig gedämpft. Das hob ihr ganzes Wesen und verklärte es. Wie eine Prinzessin schritt sie am Arm ihres Mannes durch die Reihen, und ein Komiteemitglied bahnte ihr den Weg. In dem jungen Manne war bei ihrem bezaubernden Anblick sogleich der Gedanke aufgedämmert, daß da eine gekommen sei, die entschlossen war, hier zu siegen.

Plötzlich trafen sich Melzers und Annas Blicke. Ein heller Strahl flog über die Züge der jungen Frau, und Melzer trat auf sie zu, reichte ihr den Arm und geleitete sie zu seinem Tische. Der Mann kam hinterdrein.

Die Statisten verschwanden. Einer derselben aber rief: „Jessas, die schöne Zuckerbacherin!" Man hatte Anna erkannt, und ihr Ruf hatte werbende Kraft in dieser Menge.

Das lärmende Getriebe wuchs. Die Militärkapelle spielte die schönsten Wiener Weisen, Tausende Menschen unterhielten sich laut nnd angeregt, die Schönheiten, die sich um den Preis bewarben, streiften durch die Reihen und nahmen

da und dort malerische Stellungen ein. So manche erschien am Arm ihres Kavaliers, der Stimmen für sie sammelte. Eine oder die andere dreiste Choristin eines Vorstadttheaters stellte sich bei den Herren vor und sammelte für sich selbst Stimmen.

Und so mancher gab seinen Stimmzettel her aus Verlegenheit. Andere aber trumpften solche Bewerberinnen ab und sagten: „Kummen S' später!“ Ein paar Gecken kauften fünfzig und hundert Eintrittskarten auf einmal und brachten die Stimmen ihren Schönen oder ließen sie ihnen einzeln durch Bekannte bringen. Ein wilder Wettbewerb begann, und die Herren blieben nicht mehr auf ihren Plätzen, sie promenierten und suchten die Schönste.

Manch giftiger Blick einer Konkurrentin traf Anna, die bescheiden und doch am ganzen Körper bebend vor Erregung auf ihrem Platze saß. Weder Joseph noch Melzer ahnten, was in ihr vorgehe. Plötzlich stand sie auf, ergriff nervös den Arm Melzers und bat, er möge sie doch ein wenig herumführen, damit sie sehe, was für Schönheiten da wären. Joseph hütete den Tisch, und die beiden gingen.

Im Saale tanzte man; Anna lehnte aber

entschieden ab, sich daran zu beteiligen. Sie wolle nur sehen, nur gesehen werden.

Auf einmal drückten ihr ein paar Herren ihre Coupons in die Hand. Andere riefen, Melzer möge seinen Hut herhalten. Er tat es ganz mechanisch, von eifersüchtigem Ingrimm erfüllt. „Die Dame konkurriert ja nicht mit!" rief er und drängte weiter.

Anna blitzte ihn mit funkelnden Augen an. „Wer sagt Ihnen denn das?" fragte sie spöttisch.

Sie kamen bald wieder zu ihrem Tisch zurück, denn Melzer wollte es, er war wütend.

„Trink heute nicht, Joseph!" knirschte Anna ihrem Manne zu. „Du weißt, daß du nichts verträgst." Sie nahm ihm den Wein fort und bestellte eine große Flasche Gießhübler Sauerbrunn.

Melzer stellte seinen schon halbvollen Hut auf den Tisch und setzte sich verdrossen neben Joseph. „Verbiete deiner Frau, daß sie sich um den Schönheitspreis bewirbt," flüsterte er ihm zu. „Das ist doch keine Ehre!"

Joseph war frappiert durch dieses Wort. Aber höchst freudig. Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke sein Gehirn: Das könnte dem Geschäft in der Burggasse riesig nutzen. Und er

lachte den Landsmann aus. „Laß ihr doch die Freude,“ meinte er.

„Dann gehe ich,“ sagte Hans Melzer. „Ich kann das nicht mitansehen. Ihr wißt ja nicht, was das für Folgen haben wird.“

Joseph hielt ihn fest, und Anna hörte nur mit halbem Ohr hin. Sie hatte zu viel mit sich selbst zu tun, denn die Herren kamen in ganzen Schwärmen heran und huldigten ihr. Die Stimmzettel flogen ihr von allen Seiten zu, man überschüttete sie mit Artigkeiten, feinen und plumpen Komplimenten, und das Gedränge wurde lebensgefährlich. Schon kamen auch Zeitungsreporter, sie auszufragen, photographische Apparate klapperten in ihrer Nähe, und sie war wie berauscht von dem allem. Nicht einen Blick hatte sie mehr für ihre Tischgenossen, sie warb um die Gunst der Menge mit ihren hellen Augensternen und ließ ihrer wienerischen Munterkeit die Zügel schießen. Sie verdarb keinen Spaß, von wem er kam. Brachte er ihr nur eine Stimme mehr!

Langsam legte sich der Sturm, der Wettbewerb ließ nach, und nur noch vereinzelte Nachzügler erschienen am Tisch und legten der glückstrahlenden jungen Frau ihre Stimme in den Schoß. Unter ihnen auch ein Husarenrittmeister

von prächtigem Wuchs und blendendem Aus-
sehen. Er schlug die Hacken zusammen, salutierte
und sagte nichts als: „Ich bitte sehr, meine
Gnädigste." Dann legte er seinen Stimmzettel
nieder und zog sich, während Anna errötend
dankte, wieder zurück.

Joseph aber sagte leise: „Anna, das war er!"

„Wer?"

„Mein Oberleutnant, der Graf Solmossy.
Der ist schnell Rittmeister geworden."

Sie sah ihren Mann mit großen Augen an.
Ihr kam zum erstenmal der kindische Gedanke,
daß sie nur die Frau eines Korporals sei.

Die Kavaliere all der Schönen, die sich um
den Annenpreis beworben hatten, zählten an
ihren Tischen Stimmzettel, und es herrschte
große Spannung über das zu erwartende Er-
gebnis. Aber weder Melzer noch Joseph be-
gannen mit der gleichen Tätigkeit. Beider Hüte
quollen über, und der Tisch war bedeckt mit
kleinen grauen Coupons. Anna konnte sie doch
nicht selbst zählen!

„Wäre es nicht schöner und großartiger,
wenn Sie verzichten würden, liebe Anna?" sagte
Melzer.

Sie sah ihn siegreich und ironisch an.

„Lassen Sie die goldene Uhr einer anderen!“ vollendete er, „und heben Sie sich diese Stimmen zum Andenken auf.“

„Die Uhr lasse ich jeder mit Vergnügen!“ sagte sie und fächelte sich Kühlung zu, „den Preis aber nicht!“

Sie war namenlos aufgeregt. Wenn sie wüßte, daß sie vielleicht doch nicht den ersten Preis, sondern den zweiten oder dritten errungen habe, dann möchte sie ja gern verzichten. Aber auf den ersten? Nimmermehr!

Schon wurde eine „Siegerin“ ausgerufen mit achthundert Stimmen. Und sie stieg auf einen Tisch und ließ sich sehen. Beifall erhob sich. Aber es wurde auch gezischt und „Ujeh!“ gerufen.

Anna war dem Ersticken nahe. Sie trat Joseph, der sich ein bißchen geniert fühlte, kräftig auf den Fuß, und er begann endlich ihre Stimmzettel zu zählen. Zwei Komiteemitglieder eilten herbei und unterstützten ihn. Man zählte die Stimmen in die Zylinder der Herren hinein. Das Publikum der nächsten Umgebung sammelte sich, es reckte die Hälse, stieg auf die Stühle und zählte mit. Als endlich die Zahl zweitausend fiel, brauste ein stürmischer Ruf über

die Riesenterrasse hin, und er pflanzte sich fort in den Saal hinein und in den Wald hinaus: Zweitausend Stimmen!

Ohne viel Federlesens wurde Anna von den beiden Komiteemitgliedern entführt und in den Saal geleitet. Es wurde festgestellt, daß sie zweitausenddreihundertsiebzig Stimmen erhalten hatte. Und man führte sie auf ein bedeutend erhöhtes Podium, rief ihren Namen aus und überreichte ihr den ersten Preis, eine goldene Damenuhr mit Halskette. Das Orchester blies einen „Tusch“, und das Publikum brach in brausende Hochrufe aus auf Frau Anna Misselbach, die preisgekrönte Schönheit.

Als die also Gefeierte da oben stand, ahnte sie zum erstenmal die Macht der Schönheit über die Menschen. Ihr trunkenes Auge aber suchte unter all den Tausenden nur einen, nur einen einzigen. Wird er sie auch jetzt noch verschmähen? Oder wird er nun auch im Staube vor ihr kriechen wie die anderen? Nur um ihn zu bezwingen, hatte sie nach dem Preise gestrebt. Und jetzt hatte sie ihn, jetzt war sie eine von Tausenden Frauen beneidete preisgekrönte Schönheit.

* * *

Mit Annas Glück war es seit jenem stürmischen Tage auf dem Kahlenberge vorbei. Sie war wie durch ein Naturereignis aus ihrer bescheidenen Lebensbahn geschleudert worden und konnte ihr seelisches Gleichgewicht nicht mehr finden.

Vergebens hatten ihre Augen Hans Melzer gesucht in der tausendköpfigen Menge. Er war noch vor der Preiskrönung Annas auf und davon gegangen.

„Lieber Landsmann, das ist ja eine Schande für eine anständige Bürgersfrau!“ rief er Joseph ein- um das anderemal zu, als man ihnen Anna vom Tisch entführt hatte. „Eine Schande!“ rief er und brach auf.

Joseph konnte das nicht zugeben, und er ließ den Erzürnten, dessen Erregung ihm sehr verdächtig vorkam, seiner Wege gehen. Und als er seine Frau wiedergefunden hatte, war ihre erste Frage, wo Herr Melzer sei.

„Laß ihn laufen,“ sagte Joseph beinahe grob und zuckte mit den Achseln.

Sie begann nervös zu lachen. Eine Ahnung davon überkam sie, daß sie den Freund in dem Augenblick verloren hatte, da sie über hundert Nebenbuhlerinnen triumphierte.

Und sie ließ sich huldigend umschmeicheln von

fremden Männern, sie nahm die Einladung zu einem Festmahl an, welches das Komitee vorbereitet hatte zu Ehren „der Schönsten". Und den ersten Sekt, den sie im Leben trank, zahlte nicht ihr Mann, sondern sein Rittmeister, der Graf. Dieser hatte den Ehrenplatz an ihrer Rechten, und zu ihrer Linken saß der Obmann des Komitees. Dreißig Herren nahmen teil an dem Mahl, und die Blicke aller hingen verzehrend an ihr. Jeder von ihnen, das fühlte sie, war bereit, ihr zu Füßen zu legen, was er besaß. Das Ungewohnte dieser Lage, das Ungeahnte derselben überwältigte sie, der Sekt stieg ihr zu Kopf und sie sah ihren Joseph, der bescheiden und unbeachtet am untersten Ende der Tafel saß, nur noch wie durch ferne Nebelschleier. Aber auch in dieser Stimmung noch dachte sie daran, daß der Anstand gewahrt bliebe. Sie winkte Joseph zu sich und bat ihn dringend, nicht zu trinken. Und er schob den Sekt seines Rittmeisters beiseite und blieb bei seinem „G'spritzten mit Gieß". Wer sollte seine preisgekrönte Schönheit nach Hause bringen, wenn auch er den Kopf verlor . . .?

Als Anna am nächsten Mittag in ihrem Bett erwachte, wußte sie nicht, wie sie in der Nacht heimgekommen war.

Die Großmutter saß neben dem Bett und strickte. Dabei perlte ihr eine große Träne nach der andern unter der Brille hervor. Im Laden drunten stand heute die Cousine, und Joseph hatte den ganzen Vormittag Gratulanten zu empfangen und lästige Besucher abzuwehren.

In allen Morgenblättern stand Annas Name als der der Siegerin. Und die illustrierten Wochenblätter bestürmten ihren Mann sogleich um das Bildnis Annas. Auch hatte die Mittagspost schon eine Menge Bettelbriefe gebracht. Viele Käufer drangen in der Hoffnung in die Konditorei, dort die schöne Zuckerbäckerin zu sehen. Ein Impresario meldete sich, der Anna eine Gastspielfahrt als Sehenswürdigkeit vorschlug, alle Photographen von Wien luden sie ein, sich bei ihnen umsonst abbilden zu lassen, ein junger Porträtmaler flehte sie an, ihm nur eine einzige Sitzung zu gewähren, er hoffe sein Glück zu machen mit ihrem bezaubernden Bildnis.

Und dieser Ansturm auf das bescheidene Bürgerhaus in der Burggasse hielt tagelang vor. Ein Versucher gab dem andern die Tür in die Hand.

Anna trat dem Ansturm zuerst ganz mutig entgegen. Sie erschien wieder in ihrem Laden als Verkäuferin und ließ sich begaffen. Aber der

Zudringlichen wurden immer mehr, und sie wurde immer befangener gegenüber all diesen Verlockungen. Sie gab jedem eine freundliche Antwort, machte vielen eine halbe Zusage, nur um sie loszuwerden. Aber als dann eine Equipage vor dem Laden stand, die gekommen war, sie abzuholen, stieg sie doch ein und fuhr von einem Photographen zum andern. Der Eigentümer dieser Equipage begegnete ihr dort wie zufällig, und er begleitete sie. Sie saß einem Maler für ein Porträt, einem andern für ein Kostümbild, und sie ließ sich jetzt sehr oft Logenbillette für die Wiener Theater schenken. Da war es doch fein, wenn einem ein Schönheitsverehrer seinen Wagen zur Verfügung stellte, denn Anna war oft den halben Tag unterwegs. Wie ihr Ansehen wuchs, kam ihr selbst oft wunderlich vor. Die berühmteste Schneiderin der Stadt erbot sich, ihr umsonst ein paar Kleider zu machen, nur für den Ruf ihres Salons; und den Herren, die sie in der Loge besuchten, gefiel sie täglich mehr. Sie war nicht nur die Schönste, sie war auch die Eleganteste. Der Graf Solmossy hatte ihr das Anerbieten der Schneiderin überbracht, und Anna hatte es unbedenklich angenommen.

Das kleinbürgerliche Haus in der Burggasse

war aus den Fugen gegangen, und niemand fand die Kraft, es wieder einzurenken. Die Großmutter weinte in ihrer Ecke, und der Mann schuftete im Geschäft und schwieg. Es hatte den Anschein, als ob das Geschäft sich unter dem Rummel gehoben hätte, aber das friedliche Familienleben, dessen Abglanz einst in diesen niederen Räumen lag, war zerstört. Auf Großmutters Verlangen schickte Joseph einmal zu Hans Melzer, der immer einen so wohltätigen Einfluß auf Anna ausgeübt hatte und der jetzt gar nicht mehr kam. Aber er war fort von Wien, ohne Abschied fort.

Auch das gab Joseph zu denken. Und die Großmutter fragte sich fortwährend: „Am End' hat s' doch was g'habt mit ihm?" Anna selbst sprach den Namen Melzers nicht mehr aus, seitdem sie gehört hatte, wie er sich über ihr großes Glück geäußert. Daß sie einen Schönheitspreis erhielt, sollte eine Schande sein. Sie fand, daß sie erst lebte, seitdem sie aus ihrem Dunkel herausgetreten, seitdem sie das Wiener Leben und all seine Freuden kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Was sie einst für Melzer empfunden, lag weit hinter ihr. Es war so schön, so rein. Fast heilig kam es ihr jetzt vor. Und er hatte sie

verschmäht . . . Er war zu feig, sich zu seinem eigenen Gefühl zu bekennen, denn daß er sie liebte, das ahnte sie, das wußte sie . . . Davon war er gelaufen wie ein Knabe, als sie sich ihm in die Arme werfen wollte. Hm! Was lag daran? Vor ihr knieten jetzt andere. Und das Leben lockte mit all seinen Versuchungen, seinen Freuden und Genüssen.

Sie hatte sich eine Verkäuferin in den Laden gestellt und aus ihrer Cousine, einer einfältigen alten Jungfer, eine willige Begleiterin herangebildet für all ihre Wege. Und so begann sie, befreit von dem Joch, das sie so lange getragen, das Leben einer Modedame, deren Ruf immer bedenklicher wurde. Schon erzählte man sich am ganzen Neubau, die schöne Zuckerbäckerin besitze eine elegante Wohnung auf dem Ring und spiele in der Burggasse nur noch für ihren Mann und die Nachbarschaft eine kleinbürgerliche Komödie.

Da erschien ganz plötzlich Hans Melzer wieder in Wien. Seine Ferien waren noch nicht ganz um, aber es hatte ihn mächtig nach Wien gezogen. Gram und Eifersucht zehrten an ihm, und er bereute sein Benehmen auf dem Kahlenberge schon hundertmal. Was mochte Anna seit jenem Julitage alles erlebt haben?

Bangen Herzens war er in die Burggasse gegangen. Mit einem kleinen Blumensträußchen in der Hand, so wie einst in glücklichen Tagen. Und er trat durch den Laden ein, was er seit jenem innerlich so bedeutsamen Erlebnis auf dem Frühlingsfeste nicht mehr getan. Sie zuerst allein zu sehen war ihm ein Bedürfnis. Sie um Verzeihung zu bitten dünkte ihm so schön. Wenn er nur wieder einmal ihre warme kleine Hand in der seinen hatte, dann sollte alles wieder gut sein.

Ein fremdes Gesicht begrüßte ihn in der Konditorei. Seine Überraschung war so seltsam, daß die Verkäuferin ihn verschmitzt anlächelte. Er habe ganz gewiß geglaubt, die Gnädige hier zu finden, sagte das Mädchen und blickte ironisch auf das armselige Sträußchen in seiner Hand. Die schöne Zuckerbäckerin war gewohnt, andere Bukette zu erhalten. Melzer fragte in seiner Befangenheit nicht nach Anna, sondern nach der Großmutter, und die Verkäuferin wies ihm verdutzt den wohlbekannten Weg. Die alte Frau schrie auf vor Freude, als sie Melzer wiedersah. Joseph kam auch herbei, und in wenigen Minuten wußte der Gast alles, was geschehen war, überblickte er die ganze Verheerung, die in diesem

Hause angerichtet worden war durch einen Schönheitspreis.

Als Melzer allein mit der Großmutter war, gestand diese ihm jammernd, daß Annas Mutter nicht anders gewesen wäre. Es sei eines Tages wie ein Rausch über sie gekommen, sie hätte das Haus und die Kinder vernachlässigt und ihr Sohn sei als ein unglücklicher Mann gestorben. Darum habe sie das Mädel so knapp gehalten, so strenge erzogen und nie aus den Augen gelassen. Und es habe doch alles nichts genutzt, der Teufel sei doch ins Haus gekommen. Sie hätte immer befürchtet, gestand sie Melzer, daß dem Glück der Anna von seiner Seite Gefahr drohe. Und jetzt sei das Unglück so unvermutet über ihr Haus hereingebrochen. Aber der Satan habe sich eine so schöne Larve vorgehängt, damit man ihn nicht gleich erkenne. Ach, wenn nur er, Melzer, dagewesen wäre! Er allein hätte in der ersten Zeit vielleicht helfen können. Denn ihn habe die Anna ja gerngehabt. Auf ihn hätte sie vielleicht gehört.

Melzer schwieg. Er mußte dieses Vertrauen der alten Frau innerlich beschämt ablehnen. Daß er Anna vielleicht in ihrer bescheidenen Lebensbahn hätte erhalten können, das fühlte er. Aber

um welchen Preis? Vielleicht stieß er sie selbst aus dem Geleise, weil er zu ehrlich und zu anständig war; und wohl auch zu schroff, als er den einen begangenen Fehler wieder wettmachen wollte. Jene unvergeßliche Frühlingsnacht war der Ausgangspunkt aller inneren Wirren . . . Melzer fühlte sich nicht schuldlos. Und er wollte Anna nach dem, was er heute hier gehört, lieber gar nicht mehr sehen. Er traute sich die Kraft nicht zu, auch jetzt noch gegen die Leidenschaft anzukämpfen, die ihn verzehrte, und die ihn so früh nach Wien und in die Burggasse getrieben hatte. Er ahnte mehr, als man ihm sagen und andeuten konnte; denn was mochten die zwei bescheidenen Menschen, die Anna hier einsam walten ließ, alles nicht wissen? Wo war sie zu dieser späten Nachmittagsstunde? Sie wußten es nicht. Wo wird sie abends sein? Sie konnten es ihm nicht sagen. Eine Equipage habe sie abgeholt. Und große Toilette habe sie auch gemacht. Wer das alles bezahle? erlaubte sich Melzer zu fragen. Sie bekomme fast alles umsonst, war die Antwort.

Wie von Furien gepeitscht verließ Melzer das kleine Häuschen, an das ihn drei Jahre lang so schöne Gefühle gebunden hatten. Und als er

heimkam, da faßte er jenen Entschluß, der ihn in die Fremde trieb. Er stand vor dem Doktorat, aber das hatte Zeit, und er konnte im letzten Jahre zu seiner eigenen Förderung ganz gut eine amtliche Stelle annehmen. Die Schritte beim Ministerium waren nicht ohne Erfolg, er wurde vorgemerkt, und er beantwortete jetzt die Frage, ob er sich auch auswärts verwenden lasse, resolut mit den Worten: „Gehe auch in die Provinz!" Nur fort von Wien, ehe er sie vielleicht zufällig wiedergesehen hatte, ehe ihn der Dämon seiner rasenden Eifersucht ihren Spuren folgen hieß. Er war einst stark genug gegen die untadelhafte Frau des Freundes; die entgleiste, die gefallene sollte ihm nicht gefährlich werden. Und wer weiß, ob sie ihn heute nicht verlachen und verhöhnen würde, wenn er sich mit der Absicht näherte, ältere Herzensrechte geltend machen zu wollen ... Einen Mord hätte er begehen können, sie so wiederzugewinnen, wie sie einst war. Aber es war zu spät. Zuerst heroisch sein und dann sich lächerlich machen — dazu hatte er nicht den Mut.

Die schöne Zuckerbäckerin war einen Winter in der Mode bei der Wiener Lebewelt. Und obwohl ihr angeblich alles umsonst zu Füßen

gelegt wurde, ruinierte sie ihren Mann doch vollständig. Er konnte ihr ja nichts abschlagen. Er glaubte sie durch Güte doch noch zur Umkehr zu bewegen. Und der Schein sollte gerettet werden. Er zahlte, solange er konnte.

Eines Tages aber war die schöne Anna ihm doch durchgegangen. Und unter der Schuldenlast, die sich aufgehäuft hatte, brach Joseph Misselbach zusammen, er und die alte Großmutter opferten das Letzte, damit sie nicht als Betrügerin verfolgt würde.

Einige Jahre danach tauchte Anna, die niemals singen gelernt hatte und ganz unmusikalisch war, in einem auswärtigen Varieté als Wiener Liedersängerin auf, ihre Bahn führte früh nach abwärts.

Das liebe alte Häuschen in der Burggasse aber, in dem Annas Glück wurzelte, ist vor kurzem niedergerissen worden, und ein moderner Zinspalast erhebt sich auf der Baustelle. Der gute Joseph Misselbach, der hier in so jungen Jahren zum selbstherrlichen Meister geworden war, aber sein Haus nicht zu regieren und sein Glück nicht festzuhalten wußte, er arbeitet heute wieder bei einem Wiener Konditor als Gehilfe.

Und die Großmutter?

Ihr Mann war nicht umsonst Bürger von Wien gewesen. Sie sitzt jetzt im städtischen Versorgungshause. Und sie strickt noch immer. Seitdem das Glück ihrer Anna in Scherben ging, ist die wortkarge alte Frau ganz stumm und teilnahmslos geworden. Nur wenn ein neuer Hausgenosse im Armenhause angemeldet wird, horcht sie immer hoch auf.

Und an das Sterben denkt sie noch lange nicht. Sie muß ja warten, bis die Anna kommt...

# Madame Nikolics.

Seit zehn Jahren lebte sie in Wien und wohnte auf dem Kärntnerring. Eine hohe, schlanke Frau mit blassen Wangen und dunklen Haaren, deren mandelförmig geschlitzte Augen immer halbbedeckt waren, so, als hätten sie etwas zu verschleiern. — „Madame Nikolics“ stand auf dem blitzblanken Messingschild ihrer Wohnungstür zu lesen. Die biedere Frau Holeска, die Hausbesorgerin, zerbrach sich im Anfang oft den Kopf darüber, warum die vornehme Dame sich Madame nannte, da sie doch weder einen Mieder- oder Kleidersalon hatte, noch eine Hebamme zu sein schien. Und andere Madamen gibt es doch nicht in Wien.

Der Bediente von Madame Nikolics, ein Geriebener, der, wie er versicherte, schon in besseren Häusern servierte, klärte sie auf, die Frau Holeska. Madame sei ein Titel für Frauen, die keinen Mann haben, aber sehr viele vornehme Freunde. Gnädige Frau könne man sie nicht gut

nennen, Fräulein wäre auch nicht passend, und so nennen ihre Freunde, die ohnehin meistens Französisch mit ihr sprechen, sie Madame.

Die brave Frau Holeſka legte ihr breites Gesicht in ernste Falten. „Ahan! Ahan!" sagte sie, sonst nichts. Daß die Dame sich als Witwe gemeldet hatte bei der Polizei, wußte sie ganz genau. Aber wozu das dem Bedienten sagen, wenn er es nicht selber wußte, und gleich einen Klatsch anfangen? Vornehme Freunde . . . Viele Freunde! Da wollte sie doch lieber abwarten. Sie war ja keine Hausmeisterin in Ottakring, sondern die Gemahlin eines Ringstraßenportiers, die Frau Holefka. Und ihr Hausherr war ein frommer Graf. Wenn der seine schönsten Wohnungen an Madamen mit Freunden vermietete, dann mußte es auch ihr recht sein. Und wahrlich, sie hatte ihre Diskretion nicht zu bereuen.

Bald, nachdem Madame Nikolics in dem palaisartigen Hause eingezogen war, stand ihr Monatsfiaker vor dem Tor. Sie war damals noch eine reizende Person, obwohl nicht mehr ganz jung. Und jetzt steht ihr Auto dort, obwohl sie noch um zehn Jahre älter geworden war. Und welch ein Auto! Eines der elegantesten Coupés,

die man in Wien sehen kann, anheimelnd wie ein kleiner Damensalon, mit bordeauxroter Seide ausspaliert, elektrisch beleuchtet, oder auch nicht, ganz nach Belieben.

Und wie nötig hatte man den Fiaker, wie unentbehrlich war jetzt das Auto! Denn Madame war nicht allein, sie hatte sozusagen auch eine Familie. Am frühen Vormittag fuhr ihr Töchterchen, die spitzbübische kleine Milena, zur Luithlen ins Institut. Dann benützte die mollige Pipsi den Wagen, die Schwester von Madame, denn die hatte immer Geschäfte, kaufte stets etwas ein oder machte Besuche. Und dann war die Milena wieder abzuholen von der Schule.

Erst um eins, beim Lunch, zeigte sich Madame selbst. Und da war sie schon in Toilette, zur Ausfahrt bereit. Früher, als die Milena noch ein Kind war, durfte sie manchmal mitfahren in den Prater, zum Korso der vornehmen Welt vor dem Diner. Jetzt nicht mehr. Madame fand, daß sie zu alt aussehe neben dieser frischen Jugend. Sie war gewiß eine zärtliche Mutter, aber es hat alles seine Grenzen. Und so fiel denn die Klavierstunde Milenas schon seit Jahren stets mit der Ausfahrtszeit der Mama zusammen. In der Regel kam Nikolaj Petkow, der muntere

russische Botschaftsrat, zum Lunch und fuhr mit Madame aus; manchmal tat dies auch Pipsi, die Schwester. Denn es gab Tage, an denen sie kein Rendezvous hatte. Zum Diner war fast täglich jemand geladen, und für den Abend galt als Regel: Theater, Konzert oder Gesellschaft, man hatte eine Einladung erhalten oder sah selbst Gäste bei sich. Es gab kein Alleinsein, keinen Frieden in diesem Hause, ein heißer Durst nach Geselligkeit schien die beiden Frauen zu beherrschen, und die Mittel, ihn zu befriedigen, flossen aus dunkeln Quellen.

Madame Nikolics galt als die Witwe eines serbischen Diplomaten, der zuerst in Berlin, dann in Petersburg in Verwendung stand. Und der Botschaftsrat Petkow hatte sie in der Wiener Gesellschaft als seine Nichte eingeführt. An seinem Arm schritt sie erhobenen Hauptes über jede Schwelle. Sie war einmal interessant, vielleicht schön, aber die Lebemänner fanden sie zu kühl und zu gescheit. Und man rühmte ihr in diplomatischen Kreisen nach, daß sie es vortrefflich verstünde, andere zum Plaudern zu bringen, sie selbst aber höre am liebsten zu. Manche meinten, sie horche alle Leute aus . . . Ihre Schwester Pipsi, einige Jahre jünger als sie, wurde nebenbei

mitgenommen. Sie war munterer, leichtblütiger, beliebter; aber sie verstand es viel weniger als Madame Nikolics, ihren Ruf zu bewahren. Bei allen Gesandtschaften und Botschaften gab es Herren, mit denen sie flirtete; die Pipsi verachtete keine Nation. Sie war kleiner, voller und runder als die Schwester, und ihre Augenlider verschleierten nichts; sie gab sich als ein Temperament und genoß, was das Leben ihr bot. Und da sie nie geheiratet sein wollte, bot es ihr manches, dieses gesellige Leben.

Nikolaj Petkow, der diese beiden Damen in Wien lanciert hatte, war ein eleganter Herr mit weißen Haaren und jugendlichen Gebärden. Seine begehrlichen slawischen Augen verrieten, daß er noch nicht resigniert hatte. Ihm war ein Weib noch ein Weib. Als Diplomat gehörte er zu jener alten Schule, die das Aushorchen und Ausspionieren der anderen als die eigentliche Grundlage ihrer Kunst ansieht. Seine Berichte waren in St. Petersburg die willkommensten, und sie drangen auch nach Zarskojeselo. Er war nicht ohne Witz und wußte einfach alles. Wie eine Kreuzspinne saß er in Wien und zog seine Fäden nach allen Himmelsrichtungen; er wußte die Geheimnisse aller Höfe Europas und aller Ministerien.

Seinem jeweiligen Botschafter war er freilich recht unbequem; jeder wollte ihn los werden, aber es gelang nicht, er war der Bleibende im Wechsel. Neben den offiziellen Noten und Berichten der Botschaft plätscherte auf einem Seitenwege sein munteres Bächlein dahin, und man wollte in St. Petersburg nicht, daß es verstumme. Man nahm Petkow scheinbar als Causeur, als lustige Person, und es kam dahin, daß jeder Wiener Botschafter die Verantwortung ablehnte für das, was er berichtete. Zuletzt wurde er, da sich immer wieder Zwischenfälle ereigneten und Verstimmuugen ergaben, im eigenen amtlichen Wirkungskreis fast ganz ausgeschaltet. Petkow wußte besser Bescheid über die Absichten der Spanier und Portugiesen als über die seines heimatlichen Ministeriums. Aber ein hochmögender Kreis in St. Petersburg fand unausgesetzt Gefallen an seinen Informationen, die den politischen Kulissenklatsch von ganz Europa in einer so launigen Form zusammenfaßten.

Madame Nikolics und Fräulein Pipsi arbeiteten für ihn; die eine ernst und kühl, die andere mit dem Ungestüm eines zur Lasterhaftigkeit neigenden Wesens. Der Trieb, etwas zu erfahren, war ihr oft genug nur ein Vorwand für ein galantes

Abenteuer. Und wenn sie dann, um ein Abenteuer reicher, aber mit leeren Händen vor ihrer gestrengen Schwester stand, gab es nicht selten Szenen. Man kompromittiere sich nicht umsonst. Sie untergrabe auch ihre, der Schwester, Stellung durch solchen Leichtsinn. Nikolaj Petkow werde die Geduld verlieren. Und schließlich werde es dahinkommen, daß sie beide nirgends mehr empfangen würden. Was dann?

Jeden Morgen gab es eine Art Konferenz der Schwestern, in der sie sich Rechenschaft gaben über die Wahrnehmungen des Vortages, und die Stunden bis eins waren nicht bloß der Schönheitspflege gewidmet, Madame hatte da auch anderes zu tun. Eine Ecke ihres Boudoirs sah aus wie eine Redaktionsstube . . .

Und in diesem Milieu wuchs ein Kind heran, ein junges Mädchen. Es blühte auf, ohne daß es wer bemerkte. Nicht ohne Liebe, o nein. Die Kleine durfte jeden Morgen, ehe sie zur Schule fuhr, in das Schlafzimmer der Mama kommen und sich verabschieden. Und da wurde sie gar zärtlich umarmt und abgeküßt. Beim Lunch sah man sich auch wieder. Zum Diner aber hatte Milena keinen Zutritt, das mußte sie allein auf ihrem Zimmer nehmen. Und zu Abend-

gesellschaften kam sie schon gar nicht. Von den vielen Herren, die im Hause verkehrten, bekam sie nur den „Onkel“ Petkow zu sehen, wenn er zum Frühstück erschien. Auch sonst besuchte er sie manchmal und scherzte mit ihr. Als Regel aber galt, daß sie sich zurückzuziehen hatte, sobald irgendwer gemeldet wurde. Das war ihr eingedrillt von der frühesten Kindheit. Niemand hatte Zeit für sie. Nur die Anoka, die gute alte Amme, widmete sich ihr und pflegte sie. Sie war auch die einzige, die in ihr die Erinnerung an den Vater wach erhalten hatte, der so früh sterben mußte. Warum? Sie fragte es sich wie oft, denn sie witterte da ein Geheimnis. Von ihrem Vater war ihr nichts im Gedächtnis geblieben als seine großen, dunkeln Augen und eine melancholische Weise, die er gern zur Guzla sang. Nur weil auch Anoka dieses Lied oft anstimmte, wenn sie sie zu Bett brachte, blieb es an ihrer Seele hängen. Sonst wäre auch dieser Ton wohl längst verweht.

„Bin ein Fischer aus dem Tale,
An der Drina steht mein Haus,
Meine Mutter wird dich hüten,
Braunes Mädchen, ruh' dich aus.

Hab' nicht Gold, hab' keine Schätze,
Geht danach auch nicht mein Sinn;
Doch die Liebe, die ich fühle,
Leg' ich dir zu Füßen hin."

So ging das altserbische Volkslied, das der Vater immer sang. Milena behielt nur die Weise, die Anoka aber brachte ihr das Wort. Es sei eine Begrüßung für die Braut, für die junge Frau, die zum erstenmal das Haus des Gatten betritt.

Warum ihr Vater gerade dieses Lied so liebgehabt habe und dessen zahlreiche Strophen so unermüdlich sang, hätte sie gern gewußt, aber die Anoka hatte darauf keine Antwort. Wie sollte sie das wissen! Sie sei eine einfache Dienerin gewesen.

Und wie sie denn nach Berlin gekommen wäre, um ihre Amme zu werden, fragte die Milena, denn sie war vor siebzehn Jahren in Berlin geboren worden.

„Serbisches Blut hat dein Vater haben wollen für dich," erwiderte die Anoka. „Da deine Mutter keine Serbin war, sollte es wenigstens deine Amme sein. Und seine Muttersprache solltest du lernen von mir. Denn er hatte ja keine Zeit, immer bei dir zu sein. Er kam aber zu deiner Mutter, so oft er konnte."

„Wohnte er denn nicht mit uns?" fragte das Kind.

„Nein, das tat er nicht; aber das alles wirst du erst später einmal erfahren, wenn du ein erwachsenes Fräulein bist. Verrate mich nur nicht bei Mama; ich hätte dir das noch nicht sagen sollen!"

So schloß damals das Gespräch, und Anoka wich einer Wiederholung desselben auf jede Weise aus. Die Mama aber sagte ihr nichts und wurde ihr immer fremder, je mehr sie heranreifte. Sobald Milena zeigte, daß sie ahne, was im Hause vorging, wurde sie ganz beiseitegeschoben. Nur lernen, lernen, lernen. Die Matura sollte sie machen, den Doktorhut erwerben, wenn sie wollte, nur die Kreise der Mutter und der Tante Pipsi nicht stören.

Freundinnen hatte Milena keine. Im Lyzeum spann sich ja mit dieser und jener Schulgenossin etwas an, sie wurde manchmal in ein Wiener Haus eingeladen, aber da die Mama ihr nie gestattete, sich zu revanchieren, da sie jeden Verkehr mit den Familien ihrer Mitschülerinnen hintertrieb und nur mit Verachtung davon sprach, so rissen alle Fäden wieder ab. Wie auf einer Insel lebte Milena, und fast klösterlich war ihre

Erziehung in diesem seltsamen Hause. Und sie war von Natur ein Schalk, neigte zur Heiterkeit und zur Freude. Aber das wußte man nur im Lyzeum; daheim fand ihr Wesen kein Echo. Anoka war die einzige, mit der sie manchmal scherzen und lachen konnte. Die ließ sich alles gefallen von ihrer Mila und war ihr ergeben wie eine Sklavin, während sie der Madame gar oft die Zähne zeigte.

* * *

Madame Nikolics und Pipsi hatten den Sommer, der sie stets nach einem großen Seebad führte, auch einmal in Ischl verbringen wollen, diesem wohligen Sommersitz des österreichischen Hofes und der Gesellschaft aus Wien und Pest. Aber so wie immer, wenn es in der Welt Fürsten- oder Ministerbegegnungen gab, so unterbrachen sie auch diesmal ihren Aufenthalt und begaben sich während der Anwesenheit des Königs von England in Marienbad zu einem kurzen „Gastspiel“ dahin. Und im Fürstenhof hatten sie Wohnung bekommen durch die Protektion Petkows, der sich lange vorher darum bewarb. Aber die politische Ausbeute war recht gering gewesen, Madame hatte das Gefühl eines

Debacle. Auf allen Wegen gingen sie dem König zu Gefallen, ihr Auto konkurrierte mit dem seinen, im Theater saßen sie seiner Loge gegenüber, doch es führte zu keinem Ziel. Als ob sie von Holz wären, diese Engländer. Keiner aus der Umgebung des Königs schien sie zu bemerken. Zwar, daß der König sich bei seinen Begleitern nach ihnen erkundigte, das entging ihnen nicht. Und auf ein Bild mit ihm kam Madame auch. Ein kecker Photograph hatte den König bei den Kolonnaden aufgenommen, und sie war mit einem resoluten Schritt in dieses Bild hineingetreten. Da stand sie dem König zunächst, als gehöre sie zu seiner Umgebung. Dieses Bild als Ansichtskarte war gut, es leistete ihr bei Petkow große Dienste. Aber was weiter? Es war auffällig, daß sie im Theater nie mehr die Loge bekam, die sie zuerst stets innehatte, überhaupt keine Loge. Sie stellte den Direktor zur Rede, es nützte nichts. „Alles bestellt! Ausverkauft!" Sie merkte die Absicht, ließ sich aber in keine Erörterungen ein. Vielleicht ein Befehl? Das war ihr noch nicht begegnet. Man hatte sich ihr stets zu nähern gesucht, wenn sie merken ließ, daß sie es gestatte. Es war ihre erste diplomatische Niederlage. Und ein Polizeikommissär hatte die Keckheit, sie zu er-

mahnen, daß sie dem König nicht lästig falle. Sonst . . .

Die muntere Pipsi war etwas weiter gekommen, sie hatte ihr kleines Abenteuer wenigstens mit dem Kurier gehabt, der zwischen London und Marienbad hin und her reiste und im Fürstenhof einquartiert war. Dem zugeknöpften Tölpel hatte sie Avancen gemacht, ihm war sie einmal entgegengereist, hatte für ein paar Stationen in seinem Coupé Platz genommen, um ihn dann bei dem Wiedersehen im Fürstenhof wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Mit gierigen Augen verschlang sie immer das Portefeuille, das für den König bestimmt war, und für das nur er selbst den Schlüssel besaß. Ein Griff da hinein! Aber das Portefeuille kam wieder geschlossen zurück in die Hände des Mr. Jackson, und der zweite Schlüssel war in London. Es kostete die Pipsi wieder einmal ein Opfer, aber ganz umsonst war es nicht gebracht, denn eine Ahnung von dem, was der König zu erledigen hatte, besaß der Kurier ja doch. Und kombinieren ließ sich allerlei.

* * *

Milena saß mit ihrer Anoka in Ischl, während die Mutter und die Tante auf Abenteuer aus-

zogen nach Marienbad. Und sie hatte sich in diesen zwei Wochen emanzipiert von den strengen Verhaltungsmaßregeln, die Mama zurückgelassen; sie war auf die Esplanade gegangen, zu den Mittagskonzerten, sie unternahm Spaziergänge auf dem herrlichen Waldweg gegen Laufen, sie schloß sich an eine Mitschülerin aus dem Lyzeum an, die zwei fesche Brüder besaß. Anoka lächelte dazu. Ihr Püppchen war im achtzehnten Jahr und bildhübsch. Wollte man sie noch länger verbergen? Das wird sie nicht leiden, die Anoka. Und sie putzte die Mila und schmückte sie, geleitete sie auf die Esplanade und zählte die Bewunderer, die das Kind da fand.

Milena war schlank und hochgewachsen, hatte helle graue Augen und rabenschwarze Wimpern und Brauen. Ihr Teint war wie Elfenbein, ihre schwarzen Zöpfe hingen bis auf die Hüften hinab. Sie mußte überall auffallen. Und da sie hier allein erschien, nur von einer demütigen Sklavin gefolgt, so machte ihre exotische Erscheinung Sensation. Die bösartigen Vermutungen, die sich anfangs hervorgewagt hatten, verstummten rasch, denn Milena war ein Bild der Unschuld und Reinheit.

In diesen Tagen des Alleinseins mit Anoka

brachte das junge Mädchen auch wieder das Gespräch auf ihre erste Kindheit und den Vater. Aber die Amme hielt nicht stand. Sie wollte nicht reden, solange es nicht sein mußte, wollte keinen Unfrieden stiften zwischen Mutter und Tochter. Diese merkte ja ohnehin schon zuviel. Sie war immer gedrückt in Gesellschaft ehrbarer bürgerlicher Menschen, hatte immer das Gefühl, daß sie nicht dahin gehöre. Und Anoka mußte ihr wie oft solche Gedanken ausreden.

Von den beiden Brüdern ihrer Institutsfreundin Lidy Kramer hatte sich der eine, der Oberleutnant, stürmisch an Milena angeschlossen. Der glänzende Offizier, nach dem sich so viele Blicke von Müttern und Töchtern wendeten, wenn er im Park des Kursalons oder auf der Esplanade erschien, war wie behext von dem exotischen Mädel. Und auch ihr gefiel er besser als sein wortkarger Bruder, der Ministerialsekretär. Und sie sah es nicht ungern, daß der letztere sich immer mehr zugunsten des Oberleutnants zurückzog. Anoka erstarb in Ehrfurcht vor dem Offizier, aber sie zitterte vor der Zukunft. Der meinte es ehrlich, der liebte die Mila. Aber wird er ihr Püppchen nehmen dürfen? Auf jede Weise be-

günstigte sie die Annäherung, wachte aber wie ein Drache über Anstand und gute Sitte.

* * *

Madame Nikolics und Pipsi waren wieder da. Und ihnen auf dem Fuße war auch Onkel Petkow gefolgt, für den immer ein Zimmer bereitstand im Hotel Elisabeth. Die Damen wohnten in einer Privatvilla. Sie waren abends gekommen, er am nächsten Morgen, und gleich ließ er sich bei ihnen ansagen.

Als er kam, sah er im Vorgarten des Hauses Milena. Kaum erkannte er sie noch. Diese entzückende junge Dame, dieses reizende Wesen war die kleine Nikolics? Er küßte ihr zum erstenmal die Hand, und sie errötete. „Aber Onkel!“ sagte sie. Seine Huldigung schmeichelte ihr nicht wenig.

Mit den Freundinnen schien er sehr unzufrieden zu sein; es gab laute Worte, und Pipsi schloß die Fenster, zu denen Milena erstaunt aufgeblickt hatte. Sie saß mit einem Buch in der kleinen Laube und horchte; aber nicht auf die Reden da droben im ersten Stock, sie horchte, ob nicht ein Säbel auf der Gasse schepperte, denn es war „seine“ Stunde. Er konnte es nie er-

warten, daß sie auf die Esplanade kam. Und er ahnte noch nicht, daß von heute ab vielleicht eine ganz andere Hausordnung für sie galt.

Nikolaj Petkow war wütend. „Nicht mehr habt ihr mir von Marienbad mitgebracht?" rief er. „Nicht mehr? In einer Zeit, wo so viel vorgeht? Und ihr habt mit keinem Herrn des Gefolges verkehrt? Wie ist das möglich?" Er war selber absichtlich ferngeblieben vom Schauplatz, damit kein Verdacht entstünde. Aber freilich, freilich — die Nikolics ist alt geworden! Das hatte er noch nie mit solcher Stärke empfunden wie heute. Wie sie nur aussah ... Sie redete von Migräne, von Ermüdung. Aber wenn auch. Ihr Blick war matt, ihre Haut welk, tausend Fältchen strahlten von den Augenwinkeln aus und verzweigten sich nach allen Richtungen. Es war ein bißchen unvorsichtig von Madame, ihn heute im Negligé zu empfangen. Und Pipsi? Auch passée! Zu dick. Ganz begreiflich, daß sie von den Attachés zu den Kurieren herabgekommen war.

Grausam waren seine Gedanken, als er die phantastischen, politischen Kombinationen der beiden anhörte, und es zuckte zynisch um seine Mundwinkel. Madame Nikolics merkte es. Und

sie verstand nur zu gut, hatte sie doch selbst schon ähnliches gedacht und empfunden. Schon seit einigen Jahren beschäftigte sie der peinliche Gedanke, daß ihre Reize schwinden und ihre persönliche Macht abnehme. Sie war zu gescheit, das nicht zu merken. Die Blicke und Händedrücke der Männer wurden anders; der vibrierende Unterton, der in den Gesprächen von Personen mitschwingt, die sich begehren, war allmählich geschwunden ihr gegenüber — sie interessierte nicht mehr als Weib. Sie sah es kommen, von weither, wie ein Unheil, dem nicht zu entrinnen ist. Und in Marienbad hatte es sie ereilt.

Darum war sie so müde, so matt und so alt in dieser Stunde.

Pipsi schien von allem nichts zu merken. Sie schwätzte und schwätzte, war auch schon in Toilette, als Petkow kam, und präsentierte sich etwas besser. Jetzt küßte sie dem bösen „Onkel" plötzlich die Hand und lief davon. Ob sie die Mila mitnehmen dürfe auf die Esplanade, fragte sie noch zurück. Und Madame gestattete es. Das arme Kind! Es sollte nun auch einmal etwas von der Welt sehen und Musik hören. Wird sich gelangweilt genug haben in diesen einsamen Wochen mit der Anoka, meinte Madame.

Als die beiden jetzt allein waren, gab es Tränen. Der Mann, der ihr da so zynisch lächelnd gegenübersaß, hatte sie einst geliebt. Aber das war lange vorbei. Sie verkaufte ihm ihr Leben für andere Zwecke. Und jetzt war sie auch dafür nicht mehr tauglich. Was nun?

„Du hast eine reizende Tochter, Marina!" sagte Petkow plötzlich. So, als hätte er ihre stumme Frage verstanden und gebe ihr darauf eine Antwort.

Sie sah ihn groß an.

„Ich habe sie gar nicht wiedererkannt. Sie ist aufgeblüht in diesem Sommer wie eine Blume. Entzückend ist das Kind."

„Und du meinst — du denkst . . .?" rief sie zürnend, ohne den Satz zu vollenden.

„Wie alt ist sie doch?" fragte er kühl. Dann fügte er hinzu: „Vier Jahre wird sie gewesen sein, als Nikolics . . . Also achtzehn!"

„Noch nicht!" rief Madame. Sie wollte auch in dieser bitteren Stunde noch keine mannbare Tochter haben.

„Je jünger, desto besser," sagte er zynisch. „Es wird gut sein, wenn du dich ihrer endlich erinnerst, sie einführst und über so manches unterrichtest . . ."

„Das wird nicht geschehen, Nikolaj!“ rief sie. „Dieses Kind wird meinen Weg nicht gehen. Da hört deine Macht auf.“

Er zuckte mit den Achseln, zündete sich eine neue Zigarette an und sagte: „Wie du willst. Ich habe das Kind sehr lieb. Und daß ich sozusagen sein Vormund bin, wirst du ja auch noch wissen . . . Möchte dir wünschen, daß du die Mila gut verheiratest. In die große Welt, meine ich. Wird das möglich sein? Glaube nicht. Und für kleinbürgerliches Elend ist sie zu schade.“

„Daran habe ich noch nicht gedacht. Mila will studieren. Wird einen Beruf ergreifen, Arzt oder Professor werden — was weiß ich.“

„Will studieren? Will? Die will leben! Schau sie dir doch an!“ sprach Petkow und zerrte an seinem buschigen weißen Schnurrbart. Er wollte etwas sagen, etwas hinzufügen, aber er zögerte, suchte einen Umweg. Endlich begann er, während er auf und nieder ging, stockend, langsam: „Es wird sich vielleicht manches ändern . . . Bin nach Petersburg berufen . . . Weiß nicht, warum und auf wie lange . . . Man hat mir die Subventionen beschnitten . . . Sehr beschnitten! Muß sehen, was sich weiter machen läßt.“

Madame Nikolics war aschfahl geworden.

Nun schien es ganz da zu sein, das große Unheil. Vergeudet hatte sie nicht nur ihr Leben, auch alle Einkünfte waren dahin, es fehlte jeder Rückhalt, wenn er sie fallen ließ. Mit schwerer Schuld beladen war sie ihm einst in die Netze gelaufen. Er wußte, warum Nikolics sich erschoß ... Ihn hatte er zum Vormund seines Kindes gemacht, und er kam, es ihr zu entreißen. Sie verstand es, ihn zu besänftigen, zu rühren; er ließ ihr das Kind und nahm sie selber. Seit vielen Jahren diente sie ihm. Er hatte aus der Geliebten des serbischen Attachés Nikolics dessen „Witwe" gemacht und die nötigen Papiere herbeigeschafft, er deckte ihre dunkle Vergangenheit. Und er bestritt ihren Haushalt, ohne jemals ihren Verkehr zu bekritteln oder zu beargwöhnen. Der große Stil ihrer Lebensführung war ihm recht, ihre Erfolge waren seine Erfolge ... Und jetzt auf einmal sollte das vorbei sein!

Innerlich erbebend vor dem Gedanken an die Zukunft saß sie da. Sie suchte sich zu fassen. Und als er jetzt wieder stockte, sagte sie demütig: „Und was wird aus uns werden, Nikolaj?"

„Pah! Ich werde dir schon eine kleine Rente sichern. Eine Gnadengabe ..."

„Gnade!" rief sie schneidend. „Ich weiß viel,

Nikolaj, und ich kann schreiben. Man wird die Memoiren einer russischen Spionin in der ganzen Welt lesen wollen."

„Du bist verrückt, Marina!" schrie er. „Total verrückt!"

Mehrmals schritt er auf und nieder und zerrte an seinem Schnurrbart, keines sprach ein Wort. Dann nahm Petkow einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Sanft begann er: „Schau, es geht doch nicht mehr. Ich bin ein alter Kerl geworden in diesen Jahren und muß heute mit ganz anderen Mitteln arbeiten als einst, da ich noch den Damen gefiel . . . Das nimmt ab, das ändert sich. Auch an dir sind diese Jahre nicht . . ."

„Ich weiß es!" schrie sie, hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu, stützte die Ellbogen auf die Knie und sah starr zu Boden.

„Du brauchst eine neue Rolle, Marina. Und es liegt in deiner Hand, sie zu spielen . . . Du bist die Mutter einer bildschönen Tochter. Das Kind wird fabelhaft interessant werden; wie die Mücken werden sie herbeifliegen, die Gimpel."

„Ich habe es geschworen, daß mein Kind nicht mein elendes Leben führen soll. Wie vor der Pest habe ich sie ferngehalten von unseren Be-

ziehungen. Sie soll ein freier Mensch werden. Lieber mag sie einen kleinen Beamten oder wen immer heiraten. Ich hab's geschworen."

„Schau sie doch an, sag ich dir!" sprach Petkow beinahe unwillig. „Die ist seit dem Frühjahr eine Beauté geworden ... Die nehme ich nur einmal nach Petersburg mit und zeige sie ... Verstehst du — zeige sie hohen Herren ..."

„Verkaufen soll ich sie?" schrie Madame in ehrlicher Entrüstung.

„Was heißt verkanfen? Sie kommt in einiger Zeit wieder und bringt eine Million als Mitgift. Ich möchte mich beinahe verbürgen dafür. — Wenn sie dann noch heiraten will, mag sie's tun."

Sie sah ihn an. So zynisch, so brutal der Antrag war, er brachte ihn mit einem Ton des Wohlwollens vor und einer Wärme, als ob er die beste Handlung von der Welt unternähme. Und er gab ihr Bedenkzeit. Im Herbst, ehe er nach Petersburg reise, möge sie sich entscheiden. Im übrigen werde sie gut daran tun, ihren Wiener Haushalt doch vielleicht auf bescheideneren Fuß zu setzen; er sei ganz unsicher, wie sich die Zukunft gestalte.

Für abends lud er die *drei* Damen zu sich ins Hotel. Er wünschte ausdrücklich, daß auch

Milena mit ihm soupiere, daß sie gesehen werde in der fashionablen Gesellschaft, die jetzt dort wohne.

Pipsi war von der Esplanade mit dem Triumphgefühl heimgekehrt, daß sie einen feschen jungen Offizier erobert habe, einen Oberleutnant. Die kleine Lidy Kramer, die Schulfreundin der Mila, habe ihn als ihren Bruder vorgestellt, und Pipsi war entzückt von ihm. „Ein reizender Mensch!" rief sie. „Nicht wahr, Mila?" Doch das Kind war fort. Die rundliche Kurtisane zappelte vor Vergnügen, wenn sie von ihrer Eroberung sprach. Kurt Kramer, Oberleutnant des fünfundzwanzigsten Kanonierregiments. Und bedeutungsvoll fügte sie gegenüber der Schwester hinzu: „Dienstlich beschäftigt im Wiener Arsenal! War zwei Jahre in Przemysl in Garnison, kennt die größte Festung Österreichs an der russischen Grenze, weiß vielleicht sehr viel. Marina, verzage nicht!"

Madame legte den Zeigefinger der Rechten erschrocken an den Mund; denn Milena war im Nebenzimmer, sie konnte es hören. Eine neue Hoffnung stieg in ihr auf. Dann aber betrachtete sie ihre Schwester mit kritischen Augen. Die sollte? Sie glaubte nicht daran . . . Und plötzlich rief sie: „Mila, komm herein!"

Diese erschien in der Tür. Wie in einem lichtumflossenen Rahmen stand ihre schlanke, keusche Gestalt vor der Mutter, die sie seltsam musterte. Ganz rot wurde sie.

„Ich hab dich eigentlich noch gar nicht recht gesehen, Kind. Gut siehst du aus. Was hast du denn die ganze Zeit, da wir fort waren, getrieben, hm?"

Milena erschrak. Und ehe sie eine Antwort fand, fuhr die Mutter fort: „Du kennst den Herrn Oberleutnant wohl schon länger als die Tante?"

„Ja, Mama."

„So?" fragte Pipsi. „Davon hast du mir aber kein Wort gesagt."

„Interessiert er sich für dich?" fragte die Mutter.

„O ja! O ja!" rief sie, und erschrak über ihre Lebhaftigkeit.

„Lächerlich!" rief Pipsi voll Geringschätzung. „Keine zehn Worte hat er mit dem Fratzen gesprochen. Was bildet sie sich ein?"

Milena schwieg und biß die Lippen zusammen; der Blick der Mutter bannte sie, er war so seltsam forschend, fragend.

„Sei nur klug, mein Kind," sprach diese endlich . . . „Wie steht es denn mit deiner

Garderobe? Du sollst heute abend mitkommen ins Hotel Elisabeth, mit uns dort soupieren. Der Onkel findet, daß du nun eine erwachsene Dame bist."

„Ich werde mich schon schön machen," sagte Milena und umarmte ihre Mutter voll Dankbarkeit. Eine Strafpredigt, ein strenges Verhör hatte sie erwartet, und eine Auszeichnung wurde ihr zuteil. Selbst über ihren Verkehr mit Kurt Kramer, was sie am meisten gefürchtet, brauchte sie nicht weiter Rechenschaft geben. Sie war sehr glücklich. Und Mama merkte es.

* * *

Madame Nikolics ging nicht auf die Esplanade, man sah sie nur manchmal im Auto vorbeirasen, und immer tief verschleiert. Sie hatte zu viel Kummer, Sorgen, die sie mit niemandem teilen konnte. Und in solchen Zeiten sah sie stets so fahl aus, so grau und alt. Schon die Vorsicht gebot, sich nicht unter diese lebensfreudigen, geschwätzigen Leute zu mischen. Wer waren diese Leute überhaupt? Längst bereute sie es, nach Ischl gegangen zu sein. Diese Menschen standen doch alle unter „ihrem" gesellschaftlichen Niveau. Fast nur Handelsleute aus Eis und Trans, reiche

Juden aus Ungarn, Galizien und Rumänien. Sie mochte es nie glauben, daß sich die einstige vornehme Gesellschaft so ganz aus Ischl verflüchtigt und einer neuen Schichte das Terrain überlassen hatte. Jetzt sah sie, daß es so war.

Sie ließ Milena mit Pipsi gehen, wohin sie wollten. Eine Probe auf Milenas Anziehungskraft sollte das sein. Es gab junge Männer genug. Wer weiß . . . Aber immer begleitete der blonde Offizier die beiden heim bis zur Haustür; und ahnte nicht, daß Madame ihn hinter den dämmernden grünen Fensterläden verstohlen beobachtete. Sein Benehmen war tadellos, Pipsi könnte wirklich der Meinung sein, daß er sich für sie ebenso sehr interessiere wie für das Kind. Aber Madame sah mehr. Sie fühlte nicht bloß die wärmere Nuance in jedem Blick, den die jungen Leute tauschten, sie sah auch einmal ein ganz kleines Briefchen in Milenas Sonnenschirm verschwinden. Und sie konnte dessen weitere Spur nicht mehr finden, so sehr sie sich auch darum bemühte. Warum hatte das Kind dieses Blatt vernichtet? Und warum machte der Herr keinen Versuch, bis zu ihr selbst vorzudringen? Das Haus mied er, die Promenadebekanntschaft suchte er mit Eifer.

Madame zog Erkundigungen ein und ließ den Dingen ihren Lauf. Auch Petkow schickte eine Information aus Wien . . . O, ein sehr gutes Haus! Oskar Kramer, der Vater, war Industrieller, führte den Titel eines kaiserlichen Rates. Ein Sohn war in der Firma, der zweite Ministeralsekretär, der dritte Oberleutnant. Die Lidy kannte Madame. Ein blonder Backfisch ohne Mutter, sehr selbständig und vorlaut. Eine Tante repräsentierte das Haus, die Frau war gestorben. Die genauesten Vermögensschätzungen enthielt die Information aus Wien, die Petkow durch eine Auskunftei erhalten hatte.

Kurt Kramer war also kein Offizier, der eine reiche Frau suchte; denn er besaß selbst Vermögen; und er war auch für ihre besonderen Zwecke kein geeignetes Objekt ... Einer Versuchung dürfte der Mann unzugänglich sein, das mußte Madame sich sagen. Es fragte sich jetzt nur noch, ob er es mit seiner eifrigen Bewerbung um Milena ernst nnd ehrlich meinte, oder ob sie ihm bloß eine Badebekanntschaft, eine sommerliche Laune war.

Madame Nikolics erschien eines Sonntags auf der Esplanade. Ihre hohe, schlanke Gestalt, die immer in schwarze Seide gekleidet war, der

mächtige, moderne Hut und das schmale, etwas verhärmte Gesicht gaben ein Ensemble, das nirgends unbemerkt bleiben konnte. Pipsi kugelte neben ihr einher, und da sie die lauten Farben liebte, stimmte sie nie zu dieser Schwester. Milena, duftig und frisch wie ein Maitag, mit hängenden Zöpfen, schritt voraus. Ihre hellen Augen suchten all die vollbesetzten Bänke ab nach Lidy. Erst beim Café Walter entdeckte sie dieselbe im Kreise der Ihren. Lidy grüßte, flog aber heute nicht auf sie zu wie sonst. Kurt erhob sich, salutierte und ließ die Damen vorübergehen. Dreimal ... Die Mama schien nicht sehr ermunternd gewirkt zu haben.

Am zweiten Tag dasselbe Schauspiel!

Man kam verstimmt heim, und es fielen spitzige Worte. Oho, Herr Oberleutnant! So also war das gemeint!

Pipsi begriff es nicht, und Milena schwieg. Sie hätte nur bitterlich weinen mögen, Worte hatte sie keine. Dunkle Ahnungen, die sie so oft bedrückt hatten, legten sich bleischwer auf ihr Herz.

Um so mehr Worte hatte Mama. Geradezu erbittert sprach sie sich aus; je länger sie darüber nachdachte, desto höher schwoll ihre Entrüstung

an. „Weh' dir, wenn du noch eine Silbe mit dem Herrn sprichst . . . . Der ergreift vor der Mutter die Flucht? Ein billiges Abenteuer hat er gesucht, nicht eine Braut!"

So redete sie zu Milena. Pipsi aber schleuderte sie nur den verächtlichen Satz hin: „Und du machtest täglich den Elefanten!"

Selbst den Umgang mit Lidy verbot Madame in ihrem Zorn. „Das Fräulein wird nicht mehr vorgelassen!" sagte sie großartig zu dem Stubenmädchen. Und wie eine Furie tobte sie stundenlang.

Als Milena sich in ihr Gartenzimmerchen zurückzog, um zu Bett zu gehen, kam Anoka wie immer, um ihr die Haare zu richten und bei der Nachttoilette behilflich zu sein. Da hielt sich das Kind nicht mehr und heulte auf vor Schmerz. Um den Hals fiel sie der Amme. Nie wieder sollte sie ihn sprechen! Warum? Was hatte er plötzlich? Weshalb mied er die Mutter? Anoka weinte mit ihr. Sie versprach ihrem Püppchen aber, den Herrn Oberleutnant zu fragen, warum er so treulos wäre.

„Tue es nicht", sagte Milena, „sonst jagt dich die Mama auch noch fort."

Aber Anoka machte sich frühmorgens auf den

Weg nach der Salzburgerstraße, wo die Familie Kramer wohnte, um die Dienstleute auszuhorchen. Wann der Herr Offizier zu sprechen wäre, wollte sie wissen. Und man gab ihr zur Antwort, er sei gestern abend plötzlich fortgereist.

Anoka war von Natur nicht boshaft. Aber das brachte sie ihrer Madame noch vor dem Frühstück in einer Weise bei, die wie ein Peitschenhieb wirkte. „Offizier wird haben sich erkundigt ... Hahaha!“

* * *

Madame Nikolics hatte alsbald nach diesem Affront ihre Villa in Ischl verlassen und war nach Wien geeilt. Sie witterte etwas hinter dem Vorfall mit dem Offizier und wußte nicht was. Es war also doch ein Krähwinkel, dieses Ischl. Mondäne Damen konnten da nicht leben, ohne brüskiert zu werden. Hatte am Ende wer ausgeschnüffelt, daß sie ihren neuen Mercedes noch schuldig war, oder daß man ihr in Marienbad unter der Blume mit der Ausweisung drohte, wenn sie dem König weiter lästig falle? Resolut machte sie der Situation ein Ende und löste ihren Ischler Haushalt auf. Ehe der Klatsch recht anheben konnte, war sie fort. Aus Biarritz aber

kam ein andeutungsreicher Brief von Petkow. Zunächst verlangte er das neueste Porträt der „reizenden Milena“. Dann interessierte ihn dieser und jener Reservatbefehl an das österreichische Offizierskorps . . . Auch das Modell eines bestimmten neuen Geschützes beschäftigte seine Phantasie. Er zog weitgehende Schlüsse . . . Die erste zarte Herzensregung Milenas also spielte eine Rolle in seinen Kombinationen, er stellte sie bereits in seine Dienste! Daß Madame eine abermalige Niederlage erlitten, ahnte er noch nicht. Und sollte es auch nicht erfahren. Ihre beleidigten Muttergefühle warf sie ihm ins Gesicht und wies die Zumutung, Milena zu ihrer Nachfolgerin zu erziehen, endgültig zurück. Mochte daraus was immer werden.

O, ihr war wohl, als sie diesen Brief geschrieben hatte. Er übte die Wirkung einer seelischen Reinigung; nie empfand sie sich so ganz als Mutter ihres Kindes. Aber das Ischler Porträt von Milena schickte sie ihm doch.

Diese hatte wieder ihre Französin, die für den Sommer entlassen worden war, und wandelte an ihrer Seite einsam über die Ringstraße und durch den Stadtpark. Sie hätte nicht achtzehn Jahre zählen müssen, wenn sie nicht mit Wonne be-

merkt haben würde, wie ihr aller Augen folgten, die der Damen fast noch mehr als die der Herren. Aber das Ischler Erlebnis saß doch tief. Nur Anoka wußte, wie tief. Weil sie so schuldlos daran war, weil sie nur ahnen konnte, was der Grund gewesen sein mochte, darum kränkte sie sich so sehr. Und davon zu sprechen, war ihr verboten. Die Schuldigen wollten nichts hören davon.

Die Pipsi fühlte sich von dem Ereignis so gut wie gar nicht berührt, und sie begriff nicht, warum die Schwester es so tragisch nahm. Aber sie hatte eine gute Idee. Man sagte ihr, wenn ein Offizier sich ernstlich um ein Mädchen bewerbe, dessen Familienverhältnisse nicht allgemein bekannt seien, werden in der Regel vom Regiment Recherchen gepflogen. Vielleicht sei da etwas Ähnliches vorgekommen. „Wir haben uns über ihn ja auch erkundigt, obwohl er Offizier ist! Warum sollte er nicht dasselbe getan haben?" sagte sie. Und Madame hielt dies längst für ausgemacht. „Möchte doch wissen," fuhr die Pipsi fort, „was man über uns in einer Auskunftei erfährt, wenn man sich erkundigt. Wäre neugierig, was man mir Schlechtes nachsagen kann."

Madame lachte. So herzlich, so schallend

hatte sie schon seit Jahren nicht mehr gelacht. Und Pipsi wurde zornig. „Was ich manchmal tue, erfährt doch kein Auskunftsbureau! Ich meine, was man uns als bürgerlichen Gesellschaftsmenschen nachsagen kann, das möchte ich wissen."

„So frage!" rief Madame. „Aber bitte, tue es ganz anonym, erlege die Taxe und hole dir selbst irgendwo die Antwort. Es würde mich selber interessieren."

Und das tat Pipsi. Sie richtete an eine bekannte Auskunftei die Frage, was man von der liebenswürdigen Madame Nikolics und ihrer eleganten Schwester wisse? Ob Vermögen da wäre, ob es ratsam sei für einen ehrenhaften jungen Mann, sich um die Tochter der Madame Nikolics zu bewerben, und so weiter.

Es bereitete Pipsi vielen Spaß, diese Fragen selbst an den Leiter der Auskunftei zu stellen und sich als die Schwester eines Offiziers aufzuspielen, der in diese interessante Familie Nikolics heiraten möchte. Der Mann zuckte ein klein wenig auf, als sie das Wort Offizier aussprach, aber er war die Diskretion in Person. Als Mensch wußte er gar nichts Übles von seinen Mitmenschen und hätte nicht um die Welt ein undelikates Wort

über die Lippen gebracht. Sein Informations-apparat nur war so grausam, alles zu erforschen und alles zu sagen, was über einen Sterblichen gesagt werden konnte. Seine Geheimakten über den Wiener Platz füllten ein ganzes Haus. Hauptsächlich über die Geschäftswelt. Aber auch über alle bekannteren Privatpersonen und wichtigen Familien besaß er ein geheimes Grundbuch. Er wollte dieses befragen über die liebenswürdige Dame und sehr bald den ausführlichsten Bericht erstatten.

Und nun wartete sie seit Tagen auf die Beantwortung der Frage, die sie so mutwillig an das Schicksal gestellt. Es schien doch nicht so leicht, diese Antwort zu geben. Vielleicht standen sie noch gar nicht in dem berühmten Grundbuch.

Auch aus Biarritz blieb die Antwort aus, die Madame nicht ohne Bangen erwartete. Vielleicht war sie im Gefühle ihrer verletzten Mutterwürde doch zu weit gegangen . . .

Sie hatten alle miteinander in Wien eigentlich noch nichts zu tun. „Ihre“ Kreise weilten noch fern von der Hauptstadt, und auch das Mädchengymnasium, in dessen oberste Klasse Milena eintreten sollte, war noch geschlossen. So genossen sie den schönen Wiener Herbst auf Aus-

flügen in die Umgebung und erquickten sich an der herrlichen Waldlandschaft. Es wurde allmählich wieder Friede in ihnen, die Ischler Episode wurde vergessen, und man spann Fäden für die Zukunft, die so viele Sorgen — und auch Hoffnungen barg. Wenn Madame ihr blühendes Kind sich gegenübersitzen hatte im Wagen und sah, wie es sich täglich erkennbarer zu einer Schönheit von seltenem Reiz entfaltete, da dachte sie gar oft an die kupplerischen Worte Petkows. Und sie konnte nicht umhin, anzudeuten, daß man möglicherweise einmal einen Winter in St. Petersburg verbringen dürfte. Milena war entsetzt. Fort von Wien? Der Gedanke erschien ihr unerträglich. In ihr lagen andere Wünsche, andere Träume. Aber sie fühlte doch auch, daß sie auf schwankendem Grunde stand. Und sie schwieg.

Eines Abends, knapp vor Theaterbeginn, kam Pipsi in den Salon gestürzt und schwang in ihrer Rechten ein großes Briefkuvert. Die Information war da! Madame erschrak. Sie nahm den Brief in die Hand und wog ihn. Sollte man ihn jetzt öffnen oder erst nach der Oper?

„Nur gleich!“ drängte Pipsi.

Die Schwester zögerte. Der Brief fühlte sich so gewichtig an ... Wird sie jetzt erfahren,

was die Welt über sie spricht, was man in Wien von ihr weiß? Nun — Milena sollte indessen mit Mademoiselle hinübergehen ins Opernhaus... Sie wünschte jedenfalls allein zu sein, wenn sie das las .... Sollten sie beide nachkommen, könnte Mademoiselle ja wieder heimgehen, da für vier Personen kein Raum wäre in der Loge.

Und sie schlossen sich ein und lasen das seltsame Schriftstück, das an eine nichtexistierende Baronin Rosen gerichtet war.

„Streng vertraulich! Jeder Mißbrauch dieser Mitteilungen trifft den Empfänger! Die Auskunftei lehnt es ab, ihre aus zuverlässigen Quellen geschöpften Informationen zu beweisen oder vor Gericht zu vertreten."

Das stand vorsichtshalber, in schreiendem Rotdruck, auf dem Blatt. Und darunter, in blauer Maschinenschrift, ein ganzer Roman. „Die Bonität der angefragten Damen kann leider als eine unzweifelhafte nicht bezeichnet werden", las Madame.

„Was ist Bonität?" rief Pipsi.

Die Schwester aber las weiter: „Sie machen großen Aufwand, doch dürfte Vermögen gar keines vorhanden sein; sie haben unkontrollierbare Einnahmen und dürften souteniert werden. Von

wem? kann hier nicht beantwortet werden, da dies ein Eingriff in das Privatleben anderer Personen wäre, und solches unseren Usancen widersprechen würde.

„Madame Nikolics gibt sich als Witwe eines serbischen Diplomaten, was aber bezweifelt wird. Sie und ihre Schwester (ein Verwandtschafts-verhältnis, das auch bezweifelt wird) haben durch-aus abenteuerlichen Anstrich und gelten als ein Mittelding zwischen Damen der Halbwelt und politischen Spioninnen."

„Ah! Ah! Ah!" rief Pipsi und rang nach Atem. Auch Madame schnappte nach Luft und hielt ein wenig inne.

„Weiter! Weiter!" stöhnte Pipsi. Und Ma-dame las:

„Da sie beide verblüht sind, ihre Lebens-führung aber die gleiche geblieben ist, dürfte die letztere Annahme die richtigere sein."

Pipsi sprang auf und öffnete ein Fenster. Sie meinte, ersticken zu müssen. „Haben wir das nötig gehabt?" rief sie.

Madame aber war in sich zusammengeknickt und schwieg.

„Was steht denn noch in diesem elenden Wisch?" fragte Pipsi nach einer langen Pause.

Sie ergriff jetzt selbst das Blatt und las weiter:

„Ein Würdenträger einer auswärtigen Botschaft deckt das Gebaren der beiden Damen.

„Sie waren kürzlich in Marienbad der Ausweisung nahe, da sie den König von England belästigten.

„Die delikate Frage, ob ein ehrenhafter Mann die Tochter der Madame Nikolics heiraten könne, ist hier nicht zu beantworten. Tatsache ist, daß ein Offizier, der sich um dieses Mädchen auffällig bemühte, seine Bewerbungen plötzlich aufgab. Über den Ruf des jungen Mädchens kann aber Nachteiliges nicht berichtet werden."

„Oh! Oh! Diese Schufte haben den Oberleutnant informiert! Aus dieser Quelle stammt alles!" rief Madame, „alles!"

Pipsi war merkwürdig gefaßt, nachdem sie alles gelesen. Sie hatte die Empfindung, daß sie noch am besten weggekommen war. Eigentlich wußten die gar nichts von ihr ... Aber als Marina jetzt zu weinen begann, heulte sie mit ihr. Beide fühlten, daß sich da etwas begeben hatte, das nicht spurlos an ihnen vorübergehen konnte. Sie waren unmöglich in einer Stadt, wo eine öffentliche Auskunftei so viel von ihnen wußte...

Als Milena aus der Oper heimkam, hatten sich beide Damen bereits in ihre Schlafzimmer zurückgezogen. Und das war ihr recht, denn sie war ganz fassungslos über ein Erlebnis dieses Abends. Aber Mama rief nach ihr und küßte sie leidenschaftlich in dem dunklen Zimmer. Milena fühlte Tränen auf den Wangen ihrer Mutter. Was ging denn immer vor in diesem Hause, das sie nicht wissen durfte? Sie wollte es wissen!

„Ein unangenehmer Brief, mein Kind. Ich glaube, wir werden bald von Wien Abschied nehmen. Onkel Petkow will es."

„Mir liegt nichts mehr daran, Mama," sagte das Mädchen fest. „Ich habe ihn heute abend wiedergesehen in der Oper . . ." Sie stockte. „Ganz nahe, Aug' in Aug' . . . Als ob er mich nie gekannt hätte, tat er . . . Luft war ich ihm, Luft . . ." Ein Schluchzen gluckste in ihrer Stimme auf.

„Er ist ein Feigling!" rief Madame. „Du wirst es überwinden."

„Ja. Aber es tut weh . . . Ich will nicht fragen und nicht nachforschen, wie das alles über mich gekommen ist, Mama . . . Ich sehe ja, daß es auch dich unglücklich macht."

„Ach, mein Kind! Komm her zu mir, höre mich an . . .“

„Laß nur, laß . . .“

„Glaube mir . . .“

„Ich will nichts wissen, Mama. Dieses Leben ist zu häßlich. Ich fürchte mich vor jeder Erklärung . . . Nur fort, fort! Irgendwohin, wo uns die Menschen nicht kennen. Wo sie nicht wissen, wer du bist.“

Trotzig sprach sie es und hart. Dann verließ sie das Schlafzimmer der Mutter, die laut aufschluchzte und vergeblich nach Mila rief — sie kam nicht zurück.

Man fand Madame Nikolics am nächsten Morgen tot in ihrem Bett. Nichts hatte sie zurückgelassen als ein Schreiben an Nikolaj Petkow.

Dieser eilte aus Biarritz herbei. Er löste den Haushalt der toten Freundin auf, setzte Pipsi auf eine kleine Gnadengabe und geleitete die schöne Milena mit ihrer getreuen Anoka nach St. Petersburg . . .



# Der Kartäuser.

Inmitten der Wiener Waldberge, in einem einsamen Häuschen zwischen der Sophienalpe und dem Steinriegel, hatte ich für einige Sommerwochen mein Zelt aufgeschlagen. Es galt, eine Arbeit in einem Zuge zu vollenden, denn der Verleger meinte, die politische Lage wäre ihrer Veröffentlichung besonders günstig. Das Buch mußte im Herbst in die Presse. Und so zog ich mich denn auf eine Hochwarte des Wienerwaldes zurück, um jeder Ablenkung durch die Außenwelt zu entgehen.

Ich kannte mein Gebiet seit langen Jahren, aber ich hatte es immer als Tourist durchwandert, nie in ihm gelebt. Nach allen Seiten laufen dort die stillen, einsamen Waldwege, die nur an Sonntagen von den Ausflüglern begangen werden und auf denen man sonst nur manchmal einer Familie von Rehen begegnet oder einem aus den Kleefeldern der Bauern verscheuchten Hasen. Der Laubwald ist dicht und hoch; einzelne alte Buchen-

bestände, die bei Ausholzungen geschont wurden, bilden domartige Lichtungen, in denen sich's ergeht wie in gewölbten Sälen, der Fuß versinkt im weichen Moose, und auch von außen dringt kein Laut hierher. Ringsum sanft geschwungene Höhen, liebliche Täler, aus denen an sonnigen Tagen die farbigen Dächer ferner Dörfer und Altwiener Sommerfrischen heraufblitzen; ist es trüb, hängen Nebelschleier über der Landschaft, dann meint man hundert Meilen von Wien entfernt zu sein.

Und überall Aussichtspunkte in eine historische Welt. Dort, im Osten, am äußersten Ende dieser Kette von Waldbergen, jäh in das Donautal abfallend, der alte Kahlenberg, den sie später auf den Namen des heiligen Leopold tauften. Er trug die Burg der Babenberger, er war der Luginsland der ersten Markgrafen und Herzoge der Ostmark des Deutschen Reiches. Hinter ihm die weite Ebene des Marchfeldes, der Schauplatz so vieler Völkerschlachten von Mark Aurel bis Napoleon I. Im Tale links, und gleichwohl auf stattlicher Anhöhe, das Augustinerstift der Klosterneuburger, in dem Kaiser Barbarossa zu Gast war, als er die Donau hinabzog gegen das Heilige Land und in Wien seine Babenbergischen

Vettern heimsuchte. Und an ganz stillen Abenden, wenn ein leiser Ost weht, meint man hier das Aveläuten aus jenem historischen Kahlenbergkirchlein zu vernehmen, in dem sich am Morgen vor der großen Türkenschlacht die Befreier von Wien zum Meßopfer versammelten. Große Erinnerungen rauschen durch die Kronen dieser unabsehbaren Wälder, aus deren Mitte sich der sagenumwitterte Hermannskogel wie ein Riese emporreckt. Auf seinem spitzen Gipfel trägt er die Habsburgwarte, die wie ein lebendiges Symbol in diese schöne Gotteswelt hineingrüßt. Nach Böhmen und Mähren, nach Ungarn und Steiermark öffnet sie den Ausblick, und selbst die fernen Höhenzüge von Oberösterreich blauen an hellen Sonnentagen am Horizont auf.

Fast zu reich ist diese Welt an äußeren Reizen und geistigen Perspektiven, um in ihr an anderes denken und sich in eine andere Welt einspinnen zu können. Es brauchte Tage, ehe ich zur Sammlung kam. Dann aber wurde der Tisch zum offenen Fenster gerückt, und endlich saß ich fest. Niemand als die hübsche Maridl des Wegeinräumers Kopal betrat mein Zimmer, sie bediente mich stumm und sittsam und ging wieder ihrer Wege. Ihr Vater, der auf der nahen

Tullnerstraße arbeitete, wachte gar streng über ihre Tugend.

Eines Vormittags hörte ich einen leisen Schritt vor meiner Tür und es klopfte. „Herein!" rief ich und dachte, die Maridl wird etwas vergessen haben. Die Tür hinter meinem Rücken ging leise auf und fiel kraft- und geräuschlos wieder ins Schloß. Mir war, als ob gar niemand eingetreten wäre. Dann fühlte ich aber, daß jemand hinter mir atmete, und rückte meinen Stuhl, um mich wenden zu können.

Da stand ein großer Mann mit dunklen Augen und wirrem, angegrautem Haar, das ihm an der Stirn klebte. Den runden, grauen Hut hielt er in der Hand und lächelte mich demütig an; in der andern hatte er einen Bergstock. ‚Ein Bettler', dachte ich, und griff unwillkürlich nach meinem Portemonnaie.

Er wehrte ab. „Ein Armer, aber kein Bettler," sagte er mit tiefer, weicher Stimme.

Ich stand auf und entschuldigte meinen Mißgriff. Und da erinnerte ich mich, den Mann schon einmal gesehen zu haben. Er trat mir im Walde entgegen, als ich einmal weiter als sonst gegen Westen gewandert war. Ich kam an eine Lichtung, und aus dem Tale ragten die Dächer

einer großen, altertümlichen Bauanlage empor. Sicherlich ein Kloster, sagte ich mir, kehrte aber wieder um, da sich die Sonne schon neigte und mein Rückweg nicht kurz war. Da kam auf einem Seitenpfad plötzlich ein älterer Mann aus dem Schatten hervor. Er war so überrascht wie ich selbst, stutzte und grüßte mich. Dann ging er fast scheu seinen Weg weiter, der ins Tal führte.

Jetzt stand dieser Mann in meinem Zimmer. Und so unwillkommen mir auch jede Störung war, ich mußte freundlich sein mit dem Armen, der kein Bettler sein wollte und kein Almosen nahm. Womit ich ihm dienen könne? fragte ich und bot ihm den einzigen Stuhl an, der noch da war außer dem meinen.

Er warf einen Blick auf meinen Tisch und die Feder in meiner Hand. „Sie sind beschäftigt," sagte er leise. „Es muß nicht sein . . . Sehe Sie schon wieder einmal im Walde . . . Bin in Mauerbach drunten in der Versorgung."

Langsam und stockend, als ob ihm das Reden Mühe machte, sagte er das und wandte sich zum Gehen. Das war mir nicht ganz unlieb, und ich hielt ihn nicht. Schon auf der Türschwelle stehend, wandte er sich noch einmal zu mir.

„Kennen mich nicht?" fragte er.

Ich mußte verneinen.

„Konrad Walser i—ist mein Name. Meine Schwester ha—at mich einmal zu Ihnen gebracht . . . Also ein andermal."

„Aber bitte, bleiben Sie doch . . ."

Er war schon fort. Mit einer Neigung des Kopfes hatte er gegrüßt und rasch die Tür hinter sich geschlossen. Sein Gestotter verriet eine gewisse Erregung.

Seine Schwester! Die Grete Walser! Sie war eine reizvolle Schauspielerin, aber ein unruhiges Blut. Viel zu früh, ehe ihr Ruhm noch festbegründet war, ging sie nach Amerika. Die Leidenschaft für einen großen Virtuosen hatte sie mitgerissen, und sie kam neben ihm nie zur Geltung. Ehe sie ihre volle Persönlichkeit, von der man Schönes erwartete, entfalten konnte, verschwand sie und schien künstlerisch untergegangen zu sein. Man hörte nichts mehr von ihr. O, wie schön war sie, und welch ein seelenvolles Instrument hatte sie einst in der Kehle. Ich war damals Kritiker eines großen Tageblattes, und sie suchte manchmal meinen Rat. Und dies war ihr Bruder? Seltsam! Und er will einmal bei mir gewesen sein? Ich erinnerte

mich dessen nur ganz dunkel und hatte zurzeit auch gar keine Neigung, mich mit seiner Person näher zu beschäftigen.

Aber auf all meinen Spaziergängen trat mir von jetzt ab die ärmliche Gestalt dieses Konrad Walser entgegen. An jeder Wegkreuzung glaubte ich ihn auf mich warten zu sehen in seinem schlotternden, schlecht gemachten grauen Anzug, den Bergstock in der Faust. Er zuckte zusammen, grüßte und ging scheu vor mir her, wartend, daß ich ihn anrede und frage, was er von mir wolle. Es war wie eine Halluzination, ich mußte mich mit ihm beschäftigen.

Eines Morgens, es hatte in der Nacht ein schweres Gewitter gegeben und die Luft war göttlich nach all der Sommerschwüle, stand ich mit der Sonne auf und ging auf den Damm der Tullnerstraße. Denn im Walde war es zu naß. Blutigrot stieg die Sonne im Marchfeld aus dem Dunst der Donaunebel und über die Wasserdämpfe der Waldlandschaft empor. Und wie ich den Blick von diesem Schauspiel abwende, ist mir, als sehe ich den Konrad Walser auf einem Meilenstein an der Straße sitzen. Schon will ich auf ihn zugehen. Aber es war ein anderer, ein alter Fechtbruder, der mich mit zwinkernden,

pfiffigen Augen grüßte und mir seinen Hut hin-
hielt.

Mein Dackel bellte ihn wie rasend an und fuhr ihm an die Waden, ich hatte Mühe, das Tier von einer Dummheit zurückzuhalten. Als der Vagant eine Münze erhalten hatte, trollte er sich. Dem Hund aber warf er einen Blick zu, der wie ein Dolch in der Sonne funkelte. Das Tier zog den Schweif ein vor diesem bösen Blick.

Über den Waldbergen lagen Nebelschleier, duftig und durchsichtig, und je höher die Sonne stieg, desto unruhiger wurden sie. Immer tiefer senkten sie sich in das Weidlinger Tal, wurden dichter, zerrissen an einzelnen Stellen, jagten über Wiesen und Felder hin, klammerten sich an einzelne Baumgruppen, versteckten sich, wieder losgerissen, in Waldbuchten und kleinen Seitentälern. Aber die Sonne vertrieb sie auch von dort. Wieder versank ich in den Anblick dieses Schauspiels, und plötzlich ward es hell in mir. Wie eine Insel aus diesem Nebelmeer, so tauchte aus dem Untergrund des Gedächtnisses, in den die hundertfältigen kleinen Erlebnisse und Erfahrungen des Menschen versinken, die Stunde vor mir auf, in der Grete Walser einst ihren Bruder brachte und mich unter Tränen bat, dem

Unsteten eine Stelle zu verschaffen. Er sei ein Vagant, hatte sie mir schon früher anvertraut, er behaupte sich nirgends, es leide ihn nicht unter Menschen; er habe trotz seiner dreißig Jahre seinen Beruf noch immer nicht gefunden. Sie wisse sich keinen Rat mehr mit ihm. Schon als Kind wäre er so gewesen, sei immer durchgegangen. Prügel ertrug er stumm, auf Fragen gab er keine Antwort. Er habe vielerlei gelernt, sei intelligent, aber er müßte eine Stelle haben, wo er nicht viel zu reden hätte, denn das falle ihm am schwersten.

Es traf sich gut, wir brauchten einen Korrektor, der nachts das ganze Blatt zu lesen hatte, sonst nichts. Vielleicht ließ er sich dafür abrichten.

Und als sie den Bruder dann vorstellte, machte er einen ganz guten Eindruck. Er war ein schwarzer, ernster, fast düsterer Mensch mit einer kindlich weichen Stimme. Mit der Vorbildung, die er besaß, konnte er den Posten sehr wohl ausfüllen. Ob er wolle? Ja, er bitte darum. Keine zehn Worte sprach er, es war ihm alles recht, was die Schwester für ihn unternahm. Sein Blick wurde zärtlich, wenn er sie ansah, er schien ihr tief ergeben zu sein.

Die Druckerei stellte ihn an. Er kam um acht Uhr abends, verließ um halb zwei Uhr nachts,

wenn das Blatt in die Maschine ging, das Haus, und was er sonst tat, kümmerte niemanden. Ich sah ihn fast nie. Nur als ich einmal ein nächtliches Burgtheaterreferat selbst in der Druckerei abgab, erblickte ich ihn von ferne bei der Arbeit. Wie ein Träumer saß er vor der zu lesenden Kolumne und starrte in die Luft, seine Gedanken schienen weltenfern von dem Ort zu sein, an dem er saß. Bald hörte ich Klagen über ihn: er übersah viele Druckfehler und kam nie nach, man mußte stets warten auf seine Fahnen. Er sei langsamen Geistes, meinte der witzige Drucker. Und er fragte mich allen Ernstes, ob der Mann auch reden könne.

Eines Abends blieb Konrad Walser aus und kam nie wieder. Kein Mensch kümmerte sich weiter um ihn, er hatte sich niemandem angeschlossen, man wußte kaum, wo er wohnte. Auch ich rührte keinen Finger. Ich war ja vorbereitet auf diesen Fall. Er hatte es nur so lange ausgehalten bei uns, als seine Schwester in der Nähe war; sobald die sich für das amerikanische Gastspiel einschiffte, vor dem ich sie vergebens warnte, verschwand auch er. Sie lief der Leidenschaft für einen blendenden Schauspieler nach; was ihn weiter trieb, mochte Gott wissen.

Einundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen, Grete Walsers Lichtgestalt lebte noch in mir, die ihres Bruders aber war in das Nebelmeer hinabgesunken, in jene Unterwelt unseres Bewußtseins, in der alles Alltägliche und Banale, das ohne Eindruck auf uns geblieben war, begraben liegt. Und jetzt auf einmal war dieser Konrad Walser wieder auferstanden in mir. Was hatte ihn plötzlich neubelebt, da seine persönliche Erscheinung dies nicht vermochte? Unwillkürlich sah ich mich nach dem Vaganten um, der dort auf jenem Meilenstein gesessen . . .

Der Wegeinräumer Kopal, dem die Pflege der Tullnerstraße oblag, war schon früh am Werke, die Gewitterschäden auszubessern. Er stampfte Donauschotter in die kleinen Mulden und Risse, die das böse Wetter an dem Damme ausgeschwemmt hatte, und bot mir einen freundlichen guten Morgen.

„Der gnä' Herr schaut dem Haderlumpen nach, der vorhin da g'sessen is?" fragte er. „Das is gar a G'fährlicher," fuhr er fort. „Der hat m'r schon zwa Hund vergift't. Aber i kann's ihm nit beweisen, dem Stromer. Wann i den amol d'erwisch!" Er ballte die Faust.

„Kommt der Mensch denn öfter hierher?"

„O ja. So alle Monat amol. In Mauerbach drunt' war er in der Versorgung. Aber da is er durchgangen. Hat ihm nit g'schmeckt, die Armeleutkost. Er strabanzt lieber von Dorf zu Dorf und bettelt sich durch."

„Solche Leute sind in Mauerbach?"

„A naa, naa, nit lauter solche. Sein auch rare alte Männer dort. Der Kerl hat nit guttun woll'n, er war immer in der Straf' und hat mehr Hausarrest g'habt, als er z' essen kriegt hat. Na, und da is er halt abg'fahr'n."

„Ist denn dort ein so strenges Regiment?"

„Na, sie machen nit viel Umständ' mit die Armen. Aber die Anständigen san ganz z'frieden. Bißl wenig Geld kriegen's halt. Zwanzig Kreuzer alle fünf Täg'. Is aner a Lump, verputzt er's gleich, dann kriegt er täglich seine vier Kreuzer auf d' Hand. Mehr nit. Des langt nit amol auf a Zigarl."

So plauderte Kopal. Indessen kam seine Tochter mit dem Frühstück. Sie hatte meine Stube schon in Ordnung gebracht und meldete es mir.

Dieses Gespräch auf der einsamen Tullnerstraße, die seit Urzeiten in einem weiten Bogen durch den nordwestlichen Wienerwald führt und nur zu Überschwemmungszeiten, wenn das Donau-

tal unwegsam ist, einen stärkeren Verkehr nach der Hauptstadt hat, hallte noch lange nach in mir. In solch einer Anstalt also war dieser unstete Konrad Walser gelandet, der Bruder jener reizenden Sentimentalen, auf deren große Zukunft ich einst Eide geschworen hätte. Ich war es dem Andenken der verschollenen Künstlerin schuldig, den Armen aufzusuchen. Und ein wenig Neugierde meldete sich auch.

Einige Tage ging ich ihm zu Gefallen und unternahm vor Sonnenuntergang noch Spaziergänge gegen Mauerbach hin. Der Wald war dort immer ein wenig belebt. Man traf „Schwammerlsucher" und alte Weiblein in Begleitung von Kindern, die dürres Holz auflasen, um es heimzutragen. Ab und zu sah man auch alte Männer, deren Aussehen ihre Zugehörigkeit zum Armenhaus bewies. Von Walser keine Spur. Eines Abends, ich war schon auf dem Rückweg, torkelten zwei Greise, die offenbar aus einer Gastwirtschaft auf dem Steinriegel kamen, in den Wald gegen Mauerbach hinein. Sie waren beide betrunken und hatten sich gegenseitig mit einem Arm über die Schulter umfaßt. Schwankend und taumelnd grölten sie ein heiseres Spottlied auf sich selbst:

„A lustig's Leben hat der Pfründner.
Vier Kreuzer kriegt er auf die Hand ...“

Mehr verstand ich nicht. Die Weise ging im Dreivierteltakt, wie ein Wiener Walzer, und als die Alten schon in der Tiefe waren, hallte noch der Kehrreim ihres Liedes zu mir herauf:

„O je, o je, in Mauerbach,
O je, o je, daß i net lach'!“

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg zu Konrad Walser. Ich mußte die Umwelt, in der dieser Mann lebte, näher kennen lernen. Aber ich wollte nicht ganz unvorbereitet dahin gehen und befragte die Nachschlagebücher, die ich zur Hand hatte, über dieses Mauerbach. Ich fand wohl Anpreisungen der Sommerfrische dieses Namens, aber nichts über die städtische Versorgungsanstalt für Wiener Arme. Es schien, als schäme man sich dieses Besitzes, als wäre er keine Ehre für den Ort. Aber mir war doch, als ob der Name Mauerbach mit irgendeinem berühmten Ereignis der deutschen Geschichte zusammenhinge. Und in einem Band Weltgeschichte, Mittelalter, fand ich dieses Mauerbach endlich. Ja, ganz richtig, Friedrich der Schöne hatte hier um 1313 das erste deutsche Kartäuserkloster gestiftet, und in der Kirche dieses Klosters, inmitten

seiner schweigenden Mönche, ließ er sich nach einem reichbewegten Leben begraben. Das war also der alte Bau, den ich gesehen, und in ihm hausten jetzt wohl die Armen.

Lebhaft angeregt durch diesen Hinweis, begab ich mich auf den Weg. Die heiße Julisonne brütete über dem stillen Wald. Kein Kuckuck rief mehr, alle Singvögel waren verstummt, die Zeit der Liebe war vorbei. Aber der herrliche Laubwald war so frisch wie im Frühling, und sein Schatten war kühl und erquickend. Schon nach einstündiger Wanderung lichtete sich das Gehölz, die Umrisse des alten Klosterbaues, die ich schon vor Wochen gesehen, traten immer deutlicher hervor, ein spitzer Kirchturm schoß in die Höhe, eine verwitterte Mauer, auf der Schlingpflanzen und junge Birken wuchsen, lief im Tale hin und umfaßte die ganze Anlage in weitem Bogen. Ein Gewirr von hohen, spitzen Ziegeldächern lag vor mir, als ich auf eine Wiese hinaustrat, die steil gegen die dunkle Mauer hin abfiel. Ein Hauch des Mittelalters weht den Beschauer an, der dieses Einsiedlerkloster plötzlich erblickt. Die Haupttrakte weisen noch auf die Kreuzesform der ursprünglichen Gliederung hin, all die Zubauten haben sie nicht zerstören können.

Und je länger man hinsah, desto klarer wurde das architektonische Gesamtbild. In einem großen Halbbogen gruppierten sich schmale Zellenbauten, die sämtlich nach dem Mittelpunkt hinstrebten, und zwischen je zweien lag immer ein kleines Gärtchen. Wie idyllisch und wie seltsam das anmutete hinter der hohen Rundmauer.

Rechts an der Waldlehne, knapp hinter der Mauer, liegt der Friedhof der Armen, scharf getrennt von dem der Sommerfrische. Die marmornen Denkmäler in dem einen, die Nummerntafeln zu Häupten der Gräber in dem andern, führen eine beredte Sprache. Sie haben keinen weiten Weg mehr zurückzulegen, die da drunten wohnen.

Ich ging um die Mauer herum und kam zum Bett eines tiefen, wilden Baches, dessen Böschung hoch aufgemauert war, damit er keinen Schaden stifte. Er lief unter einem alten Bauwerk, das einmal eine Mühle gewesen sein mochte, hindurch, am Haupttrakt des Klosters vorüber und schnitt die Anlage entzwei. Die Wirtschaftsgebäude, in denen die Laienbrüder einst hausten, blieben auf dem rechten Ufer, das Kloster selbst auf dem linken. Über die Brücke, die beide Teile verbindet, und die einst wohl zum Schutz des Hauses

aufgezogen werden konnte, führt der Weg hinaus in die profane Welt. Er geht durch ein Tor in der äußeren Umfassungsmauer, dessen hohes gotisches Portal uns von Fridericus nomine pulcher und seinen Kartäusern erzählt. Vor dem Tore draußen ragt eine uralte Linde, um die herum eine Rundbank geführt wurde. Vielleicht hat ihr Schatten noch Friedrich den Schönen erquickt und dessen Gemahlin, die Prinzessin von Aragonien, die an den vielen Tränen erblindete, die sie um den in bayrischer Gefangenschaft schmachtenden Gatten weinte. Heute sitzen alte Pfründner in diesem Schatten, und das Leben, aus dessen Strom sie sich hierher geflüchtet haben, rauscht ferne an ihnen vorüber.

In einer schattigen Ecke vor dem Tor des Hauptgebäudes saß ein feister, blonder Wächter und gähnte. Alte Männer und Frauen gingen aus und ein. Mancher verbarg eine gefüllte Flasche schamhaft vor den Augen des Torwarts, denn sie mochte wohl Branntwein enthalten. Triefäugige, schlotternde Gestalten überall. Aus dem Hofe drang das helle Gebimmel eines Glöckchens, und eine Pfründnerin mit schneeigem Scheitel rief einer andern zu: „Jetzt läuten s' gar schon zum Kaffee!“ Und sie tummelte sich,

daß sie hineinkam, denn ihre Jause, ihre Vesper-mahlzeit, wollte sie nicht versäumen. Die andre aber, der sie das Wort zugerufen, schritt stolz über die Brücke hinaus und ging fort. Ein zerschlissener, geblumter Seidenrock flatterte um ihre dünnen Beine, die helle Bluse, in der ihr schmal-brüstiger Oberleib stak, war offenbar auf eine andre Gestalt zugeschnitten worden, und ihr Stroh-hut schien einst für ein jüngeres Gesicht geputzt worden zu sein. Fast hochmütig ging sie dahin und hielt ihr grünes Parasol gegen die Sonne. Der Torwart, den ich noch nicht angesprochen hatte, merkte, daß ich die alte Modedame be-obachtete, und er lächelte. „O, die is gar stolz," sagte er und gähnte wieder. „Der is unser Kaffee z' schlecht, die geht ins Dorf jausnen."

Ich fragte den Schläfrigen nach Herrn Konrad Walser. Er sann nach. „Walser . . . Walser . . . Aha, das is das Stummerl! Ja, z'haus is er meistens." Und er rief einem Kameraden zu: „Stepan! Geh, begleit' den Herrn. Er möcht' den Walser b'suchen."

„Walser . . . Walser . . ." buchstabierte jetzt dieser. Dann lächelte er und wiederholte das Wort des andern, das den Gesuchten als einen Stummen bezeichnete. Er begleitete mich durch

den breiten inneren Hof zum Mittelgebäude, in das man durch ein schönes, altes Portal von monumentaler Wirkung eintrat. „Warum nennen Sie den Herrn Walser Stummerl?“ fragte ich meinen Führer.

„Müssen schon entschuldigen, nur so unter uns,“ sagte er im Tonfall eines Tschechen, der sich für einen Wiener hält. „Zwa Jahr ise der Herr bei uns und mir hab'n sei' Stimm' no' nit geheert. Ise aber bravste Mann in ganze Haus. Sauft nit, lauft nit furt, sekkiert uns nie nit.“

Durch schmale, endlose Gänge führte unser Weg. Kühle Dämmerung herrschte hier, und es fiel nur ab und zu ein Sonnenstrahl von seitwärts ein. Alte Weiblein mit Kaffeetöpfchen in den Händen trippelten überall herum, glitten wie Schatten an uns vorüber oder standen in Gruppen beisammen und klatschten ein wenig. Einige grüßten, andere kniffen die verbitterten Lippen zusammen und blickten böse in die Welt. Wir bogen um eine Ecke und gelangten in einen anderen Trakt, wo nur Männer hausten. Jede Tür hatte ihre Nummer und trug mehrere Namenstäfelchen. Und zuletzt kamen wir in einen Gang, der vor den Zellenbauten vorüber-

führte und sie mit dem Hauptgebäude verband. Eine Tür, ein Fenster; eine Tür, ein Fenster — so ging es gleichmäßig fort, und immer gewährte das Fenster Einblick in ein Gärtchen, das an die hohe Umfassungsmauer stieß. Hier sah man nie mehr als zwei Namenstäfelchen an einer Tür, da und dort auch bloß ein einziges. „Jeder pflegt sein Gartel selber,“ sagte mein Begleiter.

Plötzlich blieb er vor einer Tür stehen. „Und schon!“ rief er mir zu, klopfte heftig an die Tür, die den Namen Konrad Walser trug, und öffnete sie mit einer kerkermeisterlichen Brutalität.

„Ein B'such!“ rief er hinein. Aber nach Empfang eines Trinkgeldes zog er sich mit grotesker Höflichkeit sogleich zurück und ließ mich allein.

Konrad Walser schlurfte mir auf weichen Pantoffelsohlen entgegen. Ein verlegenes Lächeln lag auf seinem müden Gesicht, er hatte das Aussehen eines Kranken. Rasch knöpfelte er den grauen Zwilchflaus zu, den er gerade angelegt haben mochte.

„Das ist schön,“ flüsterte er.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihren Besuch nicht früher erwidert habe.“

„Bitte, bitte,“ entgegnete er bescheiden.

Während er einen Stuhl herbeiholte und in das Gärtchen hinausstellte, sah ich mir die Mönchszelle, in der er hauste, näher an. Ein kärgliches Viereck, weiß getüncht und von erkältender Nüchternheit, das nur die allernotwendigsten Möbelstücke enthielt. Auf dem Tisch lagen ein paar Bücher, an der Wand, beim Bett, das gerade benutzt worden zu sein schien, hingen einige kleine Photographien in schmalen, dünnen Rähmchen.

Walser lud mich mit einer Handbewegung ein, draußen in seinem Einsiedlergarten Platz zu nehmen, der sein Salon zu sein schien. Der blaue Himmel und der Wald grüßten über die hohe Mauer herein, und ein paar ärmliche Blumen dufteten hier. Es war ganz traulich, obwohl das Gärtchen eigentlich zwischen vier hohen Mauern lag und so recht an einen Kerker gemahnte. Das war also Kartäuserart. Jeder Mönch hatte neben seiner Zelle zugleich seinen Luftraum, seinen Anteil an der schönen Gotteswelt da draußen. Ein ganz kleines Stückchen Freude, Sonne. Der Klostergang aber, der an der Stirnseite all dieser Einzelbauten vorbeilief und sie zu einem Ganzen vereinigte, brach in jedes Gärtchen ein Fenster und raubte allen ihre

keusche Einsamkeit. Ob das auch zur alten Anlage gehörte, ließ sich nicht unterscheiden.

Der mir da gegenüber saß, war also Konrad Walser. Ich hätte ihn nie erkannt. Der schwarze, düstere Mensch von einst war gebeugt und müde, sein wallendes Haar lag jetzt schütter um die Schläfen, der Bart hing ihm ungepflegt um Lippen und Kinn. Aber die flackernde Unruhe seiner Augen, an die ich mich ganz genau erinnerte, war gemildert, eine Art flügellahmer Zufriedenheit lag über dem Manne.

Er sprach zuerst von seiner Schwester. Sie sei im Frühling dieses Jahres in einem amerikanischen Irrenhause gestorben, in dem sie viele Jahre untergebracht war.

„Grete Walser?"

„Grete, jawohl . . Sie ging zugrunde an jenem Abenteuer mit dem großen M . . . Er hat sie mit anderen Frauen betrogen, und das wollte sie nicht leiden, sie trat aus seiner Gesellschaft aus, und als er wieder nach Europa zurückkehrte, blieb sie drüben. Ich ging zu ihm, wollte fragen nach Grete, er aber ließ mich nicht vor. Sein Garderobier, der mitgewesen war, lachte mich aus. ‚Ihre Schwester hat einen Milliardär erwischt,' sagte der zynische Mensch, ‚freuen Sie

sich auf die Erbschaft.' Ich aber hörte erst wieder von ihr, als sie einer Irrenanstalt übergeben wurde . . . Als ich Sie kürzlich hier im Walde sah und merkte, wo Sie wohnen, da wollte ich Ihnen die Todesnachricht melden. Sonst hat mich nichts zu Ihnen geführt."

So redete er einförmig und leise. Mir war die Verschollene wert und ihr Schicksal ging mir nahe, aber wie weit lag das nicht alles zurück. Der lebendige Mensch, der da vor mir saß, ergriff mich mehr. Wie kam er hierher? Warum sprach der Mann nicht von sich?

„Sie sind da in einem interessanten Hause. Wie sind Sie hierhergekommen?" fragte ich endlich.

Er lächelte trübe. „Das war meine Bestimmung. Ich bin als Kartäuser geboren. Jahrzehntelang habe ich nicht gewußt, was mir fehlt und wohin ich gehöre. Jetzt bin ich am Ziel."

„Sie sehen zufrieden aus, und das freut mich, denn hier werden das nicht viele sein."

„Es ist ein Haus voll Haß und Not und Bitterkeit. Aber ich bin zufrieden . . . Warum hat der edle Kaiser Josef alle Orden aufgehoben, die ein beschauliches Dasein führten, die nur den Gott in ihrem Innern suchten? Er muß ein

schlechter Menschenkenner gewesen sein," sprach Walser.

„Er war ein Erzieher. Er wollte, daß jeder tätig sei und der Gesamtheit nütze."

Walser wehrte heftig ab. „Nützen! Nützen! Und immer die Welt verbessern! Pah, wie klein ... Ich bin kein Philosoph. Hab' zu wenig gelernt. Bin überhaupt unter den Tisch unseres Herrgotts gefallen, aber ich mein' immer, es hat ein jeder ein Recht darauf, so zu sein, wie er einmal ist. ... Muß ich reden, wenn ich nicht will, wenn es mir wehtut? Muß ich stillsitzen und arbeiten, wenn es mich an allen Haaren hinauszieht in die Natur, wenn jeder Tropfen Blut, der in mir lebt, mich wandern heißt und schauen? Ist diese Welt so arm, daß sie keinem mehr seine Freiheit gönnen kann? Hat sie nur mehr Platz für Sklaven irgendeiner Pflicht? Darf niemand mehr ein Mensch sein?"

Er hatte sich warm gesprochen, und seine Stimme, die zuerst verschleiert schien, klang jetzt wie Musik. Sie berührte mich wie ein geschontes, edles, aber etwas verstaubtes Instrument. Ihm zu antworten, ihn widerlegen zu wollen, fiel mir nicht ein. Ich nickte ihm bloß zu.

„O wie edel und Gott wohlgefällig muß

dieser Kartäuserorden gewesen sein ... Die Mönche, die hier lebten, hatten keine höhere Pflicht, als zu schweigen. Schweigen! Ist das nicht göttlich? Und nur an festlichen Tagen redeten sie. Welche hohe Meinung mußten sie nicht haben vom Wort, von der Sprache. Für den Alltag mißbrauchten sie sie nie. Sie lebten der frommen Betrachtung, dem Gebet und stillen, geistigen Beschäftigungen. Sie schrieben die Bücher der griechischen und römischen Klassiker ab und erhielten sie der Nachwelt ... War das nicht ein großer Tag in der gewalttätigen, mittelalterlichen Welt, als Bruno von Köln mit sechs Gefährten in die Wüste La Chartreuse zog, um den ersten Einsiedlerorden zu stiften? Auch dieses Haus dankt jenem Entschluß sein Dasein. Und es hat fünfhundert Jahre die Kartäuser beherbergen dürfen. Warum wurde es entweiht und profaniert? Glauben Sie mir, es werden auch heute noch Einsiedler geboren. Heute mehr als je, und die Zukunft wird wieder Kartäuserklöster bauen!"

„Glauben Sie?"

„Ich fühle es. Als kleines Kind schon war ich ein Einsiedler. Ich lernte so leicht reden wie die anderen, aber ich wollte nicht. Und als mein

erster Schultag kam, war ich tief unglücklich. Mein Vater nahm mich an der Hand und führte mich dem Lehrer vor. Ich höre noch seine Worte. Er möge Nachsicht mit mir haben, ich sei scheu, hätte eine schwere Zunge und müßte mich erst daran gewöhnen, vor andern Altersgenossen als den Geschwistern zu reden. Aber nach zwei Wochen übergab mich der Lehrer meinem Vater wieder. Er hatte meine Stimme noch nicht gehört, er hielt mich für stumm. Da bekam ich meine ersten Prügel, damit der Lehrer meine Stimme endlich zu hören bekäme. Es war der Beginn meines Lebens und Leidens ... Meine Schwester sagte Ihnen, ich wäre immer ein Vagant gewesen. Sie gestand es mir. Ja, ich hatte schon als Knabe eine ungeheure Sehnsucht in mir nach dem Alleinsein. Ich wußte ja nicht, was es war, und die andern wußten es auch nicht, aber wenn es über mich kam, dann mußte ich fort. Ich mußte schweigen dürfen, mußte einsam sein können. Und wenn ich genug gehungert und gefroren hatte in obdachlosen Nächten, dann kam ich wieder. Daß ich damals nicht zugrunde gegangen bin, begreife ich heute noch nicht."

„Und wo waren Sie immer?"

„Ich weiß es kaum. In Wald und Feld wanderte ich, in Hütten und Scheunen schlief ich, um mein ärmliches Taschengeld kaufte ich mir Brot, und aus Quellen und Bächen trank ich. Ein Flurwächter fand mich da, ein Gendarm dort, aber nie hat einer ein Wort aus mir herausgebracht. In Waisenhäuser ließ ich mich stecken, im Gemeindearrest übernachtete ich, aber ich wurde immer wieder freigelassen, oder ich lief davon . . . Buchhändlerlehrling wurde ich. Du lieber Gott! Das dauerte acht Tage. Ein Oheim nahm mich in sein Konfektionsgeschäft. Nach zwei Wochen lief ich bis Prag, so grauenhaft war mir das . . . Ich kann Ihnen nicht alles aufzählen, was ich tat, was ich lernte und versuchte. Es ist eine endlose Kette von Selbsttäuschungen. Zu lesen und zu lernen war meine einzige Leidenschaft. Auch zu schreiben habe ich begonnen. Aber es taugte nichts. Ein Asyl hätte ich gebraucht, ein stilles Heim, eine Zelle wie hier, dann wäre etwas geworden aus mir . . . Meiner Familie war ich der Vagabund, der verlorene Sohn; nur die Grete hatte ein Herz für mich. Aber ein Heim konnte sie mir nicht bieten. Auch sie hatte die Vagabundin in sich . . ."

„Haben Sie nie ein weibliches Wesen ge-

funden, an das Sie sich hätten anschließen mögen?"

„Weiber genug, aber keine Gefährtin. Keine hätte begriffen . . . Allein hätte ich müssen sein können auch in einer Ehe. Gibt es eine Frau, die das versteht? Ich bin erst glücklich, seitdem ich hier bin. Für diese Zelle bin ich geboren worden, aber ich habe sie erst in meinem fünfzigsten Jahr gefunden."

Er hustete schon zum dritten Male und atmete schwer. „Verzeihen Sie . . . Es ist nichts . . . Marod' darf ich auch nicht werden. Sonst muß ich zu den andern hinauf in den ersten Stock," sagte er. „Es ist nur das ungewohnte Sprechen. Soviel hab' ich in zehn Jahren nicht geredet."

Ich erhob mich, denn ich sah, daß er sehr abgespannt war; es hatte ihn stark mitgenommen.

„Sie wollen schon gehen?"

„Ich komme gelegentlich wieder," sagte ich, „wenn Sie nicht einmal hinaufkommen zu mir. Es freut mich ungemein, daß Sie so zufrieden hier leben."

„Glücklich bin ich, sehr glücklich," sagte er und drückte mit seiner welken Rechten die meine. „Gern hätte ich Sie im Hause herumgeführt und

Ihnen manches gezeigt, aber ich kann heute nicht." Und er hustete neuerlich. Mit zitternder Hand griff er nach einem Glas Wasser und nippte ein wenig, dann war es wieder gut.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen, und Konrad Walser kam nicht zu mir. Meine Arbeit aber war in längstens acht Tagen beendet, und dann wollte ich fort und kam wohl lange nicht mehr nach Mauerbach. So mußte ich mein Versprechen, noch einmal zu kommen, wohl in den allernächsten Tagen einlösen. Und es fiel mir gar nicht schwer, dies zu tun, denn dieses seltsame Exemplar eines zufriedenen und glücklichen Menschen interessierte mich.

Wieder kam ich von rückwärts, durch den Wald, nach Mauerbach, mit völliger Umgehung der belebten Sommerfrische. Ich wollte ja nur in das Armenhaus. Ein anderer Torwart saß vor dem Portal, aber auch der Stepan war in der Nähe, der böhmakelnde Führer von damals.

Er kraute sich hinter dem linken Ohr. „Wullen S' gnä' Herr wieder den Walser Konrad b'suchen?" fragte er. Und als ich bejahte, fuhr er fort: „Is er krank. Liegt er droben im ersten Stock. Geht ihm nicht gut."

„Bei den anderen Kranken liegt er?" fragte ich ein wenig erschrocken.

„Freilich. Gibts nicht Extrawurst für einen. War er eine Woche in Marodezimmer und liegt jetzt in Krankenzimmer. Letzte Station," sprach der Mann achselzuckend.

Auf das war ich nicht gefaßt, und ich ließ mich rasch zu ihm führen.

Wir gelangten im ersten Stockwerk des Mittelgebäudes in einen breiten, prächtigen, alten Prälatengang mit grausam übertünchten Stuckplafonds; die hohen, dunkeln Flügeltüren waren in marmorne Rahmen gefaßt, und hinter denselben taten sich große, helle Räume auf. Da stand „Apotheke" auf einer Tür geschrieben, dort „Marodenzimmer", und endlich standen wir auch vor dem Krankenzimmer, dem Spital der Anstalt. Es war ein Saal mit zahlreichen Betten, an jedem hing ein Täfelchen mit dem Nationale des Kranken. Wann geboren, wann in die Anstalt gekommen, wann krank gemeldet . . . Nur eine Rubrik war noch nicht ausgefüllt — die letzte.

Durch eine Zeile reinlicher weißer Betten gingen wir hindurch, bleiche, abgemagerte alte Gesichter lagen auf allen Kissen, fast teilnahmslos.

Kaum daß sie die Augendeckel hoben, um zu sehen, wer ihre Ruhe störe.

Dort lag Walser. Mitten in der Reihe.

Ein trübes, verlegenes Lächeln begrüßte mich. Sein blasses Gesicht färbte sich ein wenig vor Freude, als er mir die Hand reichte. Und ich setzte mich neben ihn. Er deutete auf seinen Mund, anzeigend, daß ihm das Sprechen schwer falle oder verboten sei. Ich beruhigte ihn. Ich wisse alles, könne ihm nachfühlen, was ihm die letzten zwei Wochen gewesen sein müssen. Ob er Wünsche habe, die ich erfüllen könne? Er zuckte mit den Achseln wie einer, der sagen wollte: Was nütze es, du kannst sie ja doch nicht erfüllen. Ich verstand ihn nur zu gut. Ob ich beim Hausarzt oder beim Verwalter seine Bitte vorbringen dürfe, daß man ihn isoliere? Ob er das wünsche?

Er sah mich mit einem aufleuchtenden Blick an. „Allein sterben möchte ich doch," flüsterte er.

„Ach was, sterben! Sie sind ja der Jüngste im Hause. Gesund werden sollen Sie wieder in Ihrer Zelle bei dem schönen, kleinen Garten. Ich denke oft daran, wie schön Sie es dort hatten."

Er seufzte.

Ich ließ mich von der Wärterin zum Hausarzt der Anstalt geleiten und wurde dort freundlich aufgenommen. Voll Staunen hörte der Doktor, was ich ihm sagte ... Und er verstand die dringende Bitte, diesen Einsiedler zu isolieren. Aber von seiner kühlen, erdfeuchten Kammer könne keine Rede sein. Dort zu hausen, war sein Wunsch; aber er hätte mehr Sonne gebraucht für seine Lunge und Wärme. Gerade dort sei er so herabgekommen.

Der Doktor wußte Rat. Er ging mit mir hinüber in den Krankensaal und ließ das Bett Walsers verschieben. Er kam in eine sonnige Ecke, einen alten Klostererker. Und aus dem Operationssaal ließ der Doktor eine spanische Wand herbeischaffen, die den Kranken völlig abschloß gegen die anderen Betten.

Er war allein.

Ich vergesse den Blick nie, mit dem er mir dankte. Seine feuchte, fiebernde Hand lag lange in der meinen. Und ich fragte ihn, ob er gar niemanden habe, den er liebe und dem ich vielleicht ein Wort zukommen lassen könnte über ihn. Ich täte es gern.

Er schüttelte den Kopf. „Sind alle tot,“ flüsterte er dann, mußte aber sogleich husten.

Ich saß noch eine Weile still bei ihm und wollte warten, bis seine Erregung sich gelegt hatte. Da merkte ich, wie er einschlief. Friedlich und glücklich atmete er. Ich entfernte mich ganz leise. Er hatte keine Wünsche mehr. Den einzigen, den er äußerte, konnte ich ihm erfüllen — er wird allein sein, wenn er stirbt.

# Das häusliche Glück.

Personen:

| | |
|---|---|
| Der Großvater. | Rudi. |
| Der Vater. | Hans. |
| Die Mutter. | Emmy. |
| Frieda. | Die Resi. |
| Grete. | Die Kathi. |

Wir befinden uns in einem gut bürgerlichen Wiener Zimmer, halb Speiseraum, halb Sitzzimmer der Hausfrau. Es ist grün tapeziert, gut und gediegen möbliert, aber nicht allzu modern. Auf der rotbraunen Plüschdecke des Tisches eine niedere Vase mit frischem Flieder.

Die Eingangstür aus dem Vorzimmer, eine weißgestrichene Flügeltür, in der Mitte. An der linken Seitenwand, ganz rückwärts, eine einflügelige Tür, die in das Zimmer der Söhne führt. Links vorn, in die Zimmerecke eingebaut, ein geräumiger Erker, auf dessen erhöhtem Podium das Plätzchen der Hausfrau. Rundbank im Erker,

ein Nähtisch, ein Stuhl, zwei Stockerln. Dem Erker gegenüber, vorn rechts, ebenfalls eine einflügelige Tür, die in die anderen Wohnräume führt. Es ist zehn Uhr vormittags, hell und sonnig.

Frau Lori Wimmer (eine stattliche, noch immer schöne Frau von 42 Jahren, mit mütterlichen Formen, blonden Haaren, grauen Augen, sitzt im hellen Hauskleid, eine Handarbeit vor sich, beim Erkertischchen. Sie arbeitet, greift nach der Zeitung, die neben ihr auf einem Stockerl liegt, wirft einen Blick hinein, legt sie unwillig wieder fort und arbeitet weiter. Kleine Pause).

Emmy (ein fünfzehnjähriges, frühreifes, hübsches, blondes Töchterchen, kommt von rechts): Mutti, ich kann die Seide nicht finden.

Frau Lori: Suche zuerst im Kopf. Wo hast du gestern zuletzt gearbeitet?

Emmy: Zu—letzt? Hinten, bei den Buben.

Frau Lori: Na also! Such dort!

Emmy: Aber dort ist jetzt die Resi.

Frau Lori: Was tut das? (Sieht nach der Uhr): Sie könnte übrigens schon fertig sein.

Emmy: Jawohl, längst!

Frau Lori: Ja, warum gehst du denn nicht?

Emmy: Mit der Resi bin ich bös.

Frau Lori: Wieder einmal! Warum denn?

Emmy: Weil sie mich gestern nicht in die Küche gerufen hat.

Frau Lori: Ach so! Wie die Torte gemacht wurde! Die Naschkatze ist zu kurz gekommen.

Emmy: Wie immer. Ich bin immer die Letzte.

Frau Lori: Also geh, geh. Mit einem Stubenmädchen ist man nicht böse. Frage sie, ob sie beim Aufräumen keine Seide gefunden hat. Aber höflich . . .

Emmy: Das auch noch?

Frau Lori: Du weißt schon, was ich meine. So oft du grob bist mit ihr, wirst du sie um Entschuldigung bitten.

Emmy: Nein, wie heutzutage die Dienstboten verwöhnt werden! (Ab nach links.)

Frau Lori: (nimmt wieder die Zeitung, liest, legt das Blatt fort): Es ist nicht mehr auszuhalten . . . Vorgestern war es das Fleisch, gestern die Milch, heute sind es die Kohlen. Jeden Tag wird irgend etwas teurer.

Emmy (kommt): Mutti, da ist die Seide!

Frau Lori: Nun also, sagt' ich's nicht?

Emmy (setzt sich der Mutter gegenüber): Jetzt will ich aber schnell . . .

Frau Lori: Eh' du anfängst, Emmy, bringe mir einmal die Einkaufsbücher. Sie sind bei der Kathi draußen in der Küche.

Emmy: Ja, Mutti. (Mitte ab.)

Frau Lori: Irgendwo muß gespart werden ... (Ruft laut) Resi!

Resi (tritt in die Tür links, fragend): Bitte, gnädige Frau?

Frau Lori: Sagen Sie der Kathi, sie soll sich nicht wieder auf den neuen Fleischhauer verlassen. Es muß pünktlich gegessen werden.

Resi: Ja, gnädige Frau.

Frau Lori: Und sind Sie noch immer nicht fertig?

Resi: Gleich, gnädige Frau. Der Herr Hans hat solch eine Wirtschaft gemacht . . . (Ab.)

Emmy (bringt einige kleine Bücher): Es ist schon alles zusammengerechnet, sagt die Kathi.

Frau Lori: Ja, ja. Aber ohne nachzurechnen, zahlt man nie ein Buch aus. Fleischhauer, . . . Milchfrau, . . . Kohlenhändler, . . . Konsumverein — das brauch' ich nicht, das ist in Ordnung. (Sie vertieft sich in die Bücher, addiert sie und korrigiert.)

Emmy (nimmt ihre Arbeit auf, betrachtet diese): Ich weiß nur nicht, ob der Vater sich auch

freuen wird . . .? Handarbeiten sind so altmodisch . . .

Frau Lori (winkt ab und addiert).

Emmy: Ach, verzeih. Ich schweige schon still . . . (Pause.) Wenn ich einmal einen Haushalt haben werde, möchte ich mir diese Monatsrechnungen nicht einführen. Die Barzahlungen sind doch viel wirtschaftlicher.

Frau Lori: 38, 46, 52 — Dann heirate nie einen Mann, der einen Monatsgehalt bezieht! — 64, 78 . . .

Emmy: Tu' ich auch nicht . . . Oder einen, der einen sehr, sehr großen Gehalt hat. Immer rechnen zu müssen . . .

Frau Lori (winkt ab).

Emmy: Aber laß dich doch nicht stören, Mutti.

Frau Lori: 102, 108, 120 — — Und habe nie kleine Kinder! — 125, 129 . . .

Emmy: Werd' ich auch nicht haben. Ich habe an deinem Ärger mit uns gerade genug.

Frau Lori (klammert sich an ihre Ziffern): 134 — — Schweig! — 138 . . . (murmelt leise, schließt ein Buch ab.) Willst du nicht ruhig sein, wenn du siehst, daß ich rechne?

Emmy: Ach, Mutti, du tust mir ja immer

so leid, wenn du rechnest. Warum habt ihr aber auch so luxuriös gelebt, du und der Vati?

Frau Lori: Wer? Wir?

Emmy: Nun ja, fünf Kinder!

Frau Lori: Bist du närrisch?

Emmy: Der Professor Bayer, du weißt, der von der Nationalökonomie, sagte uns neulich, daß Kinder der größte Luxus sind, den sich der moderne Mensch gestatten könne.

Frau Lori: Im Lyzeum?

Emmy: Ja, ja. Zu Abrahams Zeiten, sagte er, waren Kinder ein Segen, heute sind sie ein Luxus.

Frau Lori: Das muß man doch dem Vater sagen. Der schreibt noch heute an die Frau Direktor. Nette Lehren, daß muß ich sagen. Und jetzt laß mich rechnen.

Emmy: Ja, Mutti . . . Aber wir haben uns das Wort gegeben, die halbe Klasse, wenn wir einmal heiraten . . .

Frau Lori: Schweig still! (Es klingelt.) Geh du aufmachen, die Resi ist noch nicht —

Emmy: Ich? Wer weiß, wer das ist?

Frau Lori: Wirst du . . .?

Emmy: Ja, ja, ja. (Mitte ab.)

Frau Lori (rechnet brummend weiter, seufzt).

Grete (elegante, blonde junge Frau von zweiundzwanzig Jahren, durch die Mitte): Küss' die Hand, Mutti, ich bin es. (Hinter ihr tritt Emmy ein.)

Frau Lori (legt die Bücher weg): Grüß dich Gott, Gretl. So früh?

Grete: Ja . . . Ich habe es daheim nicht mehr ausgehalten. Bin einfach davongelaufen.

Frau Lori: Sei so gut! Was ist denn los?

Grete: Ich bin des Alleinseins müde. Habe ich darum geheiratet? Ich ertrage das nicht mehr. Ich dulde es nicht.

Frau Lori (zu Emmy, die sich wieder an den Nähtisch gesetzt hat): Kind, du könntest drüben im Schlafzimmer . . .

Grete: Ach, der Fratz soll nur bleiben. Ein Mädel kann nicht früh genug erfahren, was es heißt, verheiratet zu sein.

Frau Lori: Das wird sie von mir erfahren, nicht von dir. Denn deine Ehe scheint wahrhaftig kein Vorbild werden zu wollen . . .

Grete: Es scheint nicht!

Frau Lori: Emmy!

Emmy (nimmt ihre Arbeit): Ja, Mutti. (Gibt der Schwester einen Kuß, leise:) Du sagst mir morgen alles? Ja? (Geht rechts ab.)

Frau Lori (nach einer Pause): Nun?

Grete: Du mußt nicht böse sein, Mutti, daß ich so oft klagen komme, aber es geht wahrhaftig nicht mit Max.

Frau Lori: So, so!

Grete: Das hab' ich ihm auch heute früh ganz ruhig gesagt. Man läßt eine junge Frau nicht allein zu Hause und treibt sich weiß Gott wo herum, sagte ich ihm. Dreimal in der Woche bin ich des Abends allein. Was gehen mich deine Freunde an und deine Vereine? Ich bin ich! Und mein Mann gehört mir.

Frau Lori: Und was hat Max auf solche Reden geantwortet?

Grete: Stehen ließ er mich. Und ohne Kuß ist er fortgegangen. Kein Wort, nicht eines hat er geantwortet.

Frau Lori: Meine Achtung vor ihm steigt.

Grete: Was?

Frau Lori: So viel Selbstbeherrschung hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Der erzieht dich noch.

Grete: Ich denke, du hast mich erzogen?

Frau Lori: Ungenügend, wie es scheint.

Grete: O nein, da protestiere ich, du hast mich ganz gut erzogen, und Vati auch. Euer Beispiel war unsre beste Erziehung. Hat es so

etwas in unserm Hause gegeben? Warst du je allein? Ist der Vater nicht immer im Kreise seiner Familie gewesen? Einen einzigen Tag in der Woche geht er des Abends in seine Gesellschaft, sonst ist er immer bei dir, noch heute, nach vierundzwanzigjähriger Ehe. Und ich bin erst allein, seitdem ich verheiratet bin.

Frau Lori: Du übertreibst und hast immer alles auf die Spitze getrieben. Es war auch bei uns anders, als du es siehst. Ich war gar oft an mehr als einem Abend der Woche allein. Das Familienleben, das du kennst, hat sich erst herausgebildet, es ist erst so geworden. Jeder Mann muß für sein Heim erzogen werden. Und da gibt es viele kritische Epochen. Auch das häusliche Glück hat seine Apriltage. Im ersten Jahr und auch später . . . Was weißt du davon? Zwei Jahre seid ihr verheiratet! Jetzt ist der erste Liebesrausch überwunden, und wenn kein Kind im Hause ist, beginnt die Ernüchterung des Mannes.

Grete: Auch die der Frau!

Frau Lori: Nur nicht so spitzig, das ist sehr ernst. Dein Mann hatte doch früher auch ein Heim, einen Freundeskreis und hundert Beziehungen. Darin ist er dreißig Jahre alt ge-

worden. Glaubst du, das ist tot? Das alles meldet sich wieder, viele Hände recken sich heimlich nach ihm, und jede Frau hat einen stillen Krieg zu führen mit diesen Gespenstern. Aber sie darf es ihren Mann nicht merken lassen, denn sonst . . .

Grete: Du machst einem ja angst und bange, Mutti!

Frau Lori: Angst? Dazu ist wohl noch kein Grund. Seit wann geht denn Max manchmal allein aus?

Grete: Seit dem Herbst. Zuerst einmal, dann zweimal, jetzt dreimal. Früher nie einen Schritt. Nie, nie, nie.

Frau Lori: Das war eben schlimm. Rechne einmal . . . Dein Mann verbrachte in anderthalb Jahren etwa fünfhundert Abende an deiner Seite. Das hält kein Mensch aus. Das stumpft jeden Mann ab. Ich würde einen Mann geringschätzen, der solch ein Leben fortführen könnte. Sei froh, daß Max ausgeht und sich geistig erfrischt.

Grete: Froh sein? Gestern habe ich ihn beschimpft, heute früh drohte ich ihm mit der Scheidung, und jetzt soll ich . . .?

Frau Lori: Um Verzeihung bitten brauchst

du ihn ja nicht. Aber gescheit sein mußt du und versöhnlich.

Grete: Und wenn ich das nicht kann? Wenn ich sage: Du darfst so wenig allein auf Vergnügungen ausgehen, als ich allein ausgehe, denn unsre Rechte und unsre Pflichten sind die gleichen?

Frau Lori: Gretel, du bist verrückt!

Grete: Durchaus nicht! Die Hörigkeit des Weibes hat aufgehört, wir verlangen unsre Menschenrechte in der Ehe. Geht er allein fort, ich weiß nicht, wohin, geh' ich auch fort, und er braucht nicht zu wissen wohin.

Frau Lori: Kind, du mußt irgendein närrisches Buch gelesen haben.

Grete: Ich lese sehr viel, wenn ich allein bin. Und ich habe es mir in den Kopf gesetzt, ihm zu beweisen, daß er unrecht hat, mich soviel allein zu lassen.

Frau Lori: Gib nur acht, daß dabei nichts in Scherben geht.

Grete: Mein Glück? Das hat schon einen Sprung.

Frau Lori: Jetzt schweig' still, wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst . . . Versündige dich nicht! . . . Wohin geht denn dein Mann?

Grete: Am Montag in den Fechtklub.

Frau Lori: Bravo! Wohin noch?

Grete: Am Donnerstag in den Politischen Redeverein.

Frau Lori: Und?

Grete: Am Samstag geht er in die Kneipe zu seinen Burschenschaftern.

Frau Lori: Das ist alles? (Sie küßt sie.) Bist eine dumme Gans.

Grete: Oho!

Frau Lori: Ein Mann, der nicht turnen oder fechten geht, wird ein fauler, dicker Schwamm. Und so leicht lenkbare Ehemänner wie die Politiker, habe ich mir sagen lassen, gibt es wohl kaum. Sie wollen wenigstens daheim in Frieden leben. Einen Mann aber, der seine Studienjahre heilig hält, den schätze besonders. Wer Sinn für Freundschaft hat, ist auch treu in der Liebe.

Grete: Meinst du?

Frau Lori: Liebes Kind, geh' rasch nach Hause und schaue, daß Max ein gutes Mittagessen bekommt. Was ißt er denn am liebsten?

Grete: Das geht nicht. Ich habe ihm erklärt, daß ich zu meinen Eltern gehe und nur dort für ihn zu sprechen sein werde.

Frau Lori (bestürzt): Das hast du getan?

Ja, dann kannst du freilich nicht anders. Aber ungefährlich ist das nicht.

Grete: Mutti!

Frau Lori: Nicht jeder Mann holt seine Frau zum zweitenmal aus dem Elternhause.

Grete (zögernd): Bist du so sicher, daß er es tut?

Frau Lori: Da ihr das erste Mal böse seid, wird er vielleicht kommen. Vielleicht . . .

Grete: Das meine ich auch. Aber was werden wir dem Vater sagen?

Frau Lori: Ja, das frag' ich mich auch. Denn die Wahrheit . . . Gott behüte!

Grete: Sage mir, Mutter, wie hast du das eigentlich angefangen. . . . Immer habe ich dich im stillen bewundert. Du mußt ein heimliches Rezept haben für das häusliche Glück.

Frau Lori (müde lächelnd): Ich? Mag sein. Aber aussprechen läßt es sich schwer. . . . Habe keine Ansprüche und nimm das Leben, wie es ist. Lerne verzichten! Bringe still und unablässig kleine Opfer und freue dich, daß du es kannst. . . .

Grete: Eine trübselige Weisheit!

Frau Lori: O nein. Erst wenn du Kinder hast, wirst du das ganz verstehen. Was man

aus Liebe tut, macht freudig und glücklich. . . . Und dann! Man muß den Männern die Illusionen, die sie von uns haben, nie zerstören. Jeder Mann, der seine Frau liebt, hält sie für viel edler und für viel schöner, als sie ist. Diesen Zauber muß man sich erhalten in der Ehe, die Illusionen der Männer sind unser Betriebskapital.

Grete: Ja Mutter, das ist dein Rezept, das ist es! Aber wie steh' ich da. . . . Was werden wir dem Vater sagen?

Frau Lori: Vielleicht wäre die Wahrheit doch . . .

Grete: Nein, nein, ich schäme mich.

Frau Lori: Und übrigens — kommt auch Friedl heute zu Tisch.

Grete (steht rasch auf): Dann leb' wohl, Mutti. Einem Familienrat will ich meinen ersten häuslichen Zwist doch nicht vortragen. Und von Friedl bemitleidet werden — nein, nein.

Frau Lori: Sie ist sehr glücklich.

Grete: Eine Kunst! Sie ist ja nicht verheiratet. Es wird schon anders werden.

Frau Lori: Das glaube ich nicht. Die gehört zu dem neuen, dem sächlichen Geschlecht, die hat einen Beruf, der sie befriedigt.

Grete: Ein paar Jahre. Kann sein. Aber

für Lebenszeit? Brrrr. Der Professortitel allein macht ein Mädchen nicht glücklich, man muß auch einen Mann dazu bekommen.

Frau Lori: Muß man? Nun also, du hast einen!

Grete: Sie aber bekommt nie einen.

Frau Lori: Sie will keinen.

Grete: Lächerlicher Hochmut! Weißt du, warum sie so geworden ist? Weil ich, die Jüngere, zuerst geheiratet habe. Das wurmt sie schrecklich.

Frau Lori: Nun, und was wird sie jetzt sagen?

Grete: Friedl soll nicht über mich lächeln. Sie nicht! Ich gehe . . .

Frau Lori: Und was soll ich Max sagen, wenn er doch vielleicht käme?

Grete: Das werde ich verhindern. Was soll Friedl denken, wenn der mich hier sucht?

Frau Lori: Freilich gäbe das zu denken.

Grete: Meine Angelegenheiten werde ich allein austragen. Ganz allein.

Frau Lori: Endlich ein vernünftiges Wort!

Grete: Telephonisch werde ich ihn aufrufen und ihm sagen, du hättest mir geraten, ihm noch einmal zu verzeihen, wenn er —

Frau Lori: Keine Bedingungen! Ein Mann darf seine Ketten niemals rasseln hören.

Grete: Eine Frau auch nicht.

Frau Lori: Rede kein böses Wort mehr. Du wirst sehen, daß er langsam zu dir zurückkehrt. Plötzlich wird er nur jede zweite Woche zu den Politikern oder zu den Bundesbrüdern gehen. Aber selbst muß er darauf kommen. Wenn du's ihm verleidest, verzeiht er dir's nie. Laß ihn tun, was ihn freut. Solange kein Frauenzimmer im Spiel ist, sind das Kindereien.

Grete (küßt die Mutter): Du hast recht, Mutti, wie immer. (Legt den Zeigefinger an den Mund.) Kein Wort! Zu niemandem! . . . Und die Emmerl, siehst du, die hätte alles hören können. . . . Emmy!

Frau Lori: Eigentlich ja.

Emmy (erscheint in der Tür rechts): Hast du gerufen, Gretl?

Grete (schon in der Mitteltür): Leb' wohl, Fratz, und besuche mich doch öfter.

Emmy: Gern, Gretl! (Reicht ihr die Hand.) Wie du hübsch bist . . .

Grete (schon draußen): Und dem Vater laß' ich die Hand küssen. (Ab.)

Frau Lori: Ja, mein Kind!

Grete (erscheint noch einmal): Zu Friedl kein Wort, daß ich hier war. Ich telegraphiere dir. (Ab.)

Frau Lori (lächelnd): Ja, ja, ja.

Emmy: Kommt denn Friedl heute?

Frau Lori: Friedl? Mir ist nichts davon bekannt.

Emmy (droht mit dem Finger): Mutti, Mutti, mir scheint, du hast geschwindelt.

Frau Lori: Eine kleine Kriegslist. (Es klingelt. Gleich darauf stürzt Hans herein, Schulbücher unter dem Arm.)

Hans (ein siebzehnjähriger, frischer, blonder Bursche): Küss' die Hand. (Er will nach links gegen sein Zimmer.)

Frau Lori: Hans! Du bist schon hier?

Hans: Ich habe Kopfweh. Bin in der Pause fortgegangen.

Frau Lori: Wieder einmal? Wer soll das glauben?

Hans (wirft die Bücher auf das Klavier): Wer will. Ich kann nicht mehr.

Frau Lori: Aha! Hab' ich's wieder erraten? Eine Schularbeit, was?

Hans: Mathematik. Ich war nicht vorbereitet.

Frau Lori: Du bist nie vorbereitet, nie! Das nützt dir aber gar nichts, du mußt.

Hans: Ich will Maler werden und nicht Ingenieur. Ich brauche all das mathematische Zeug nicht in meinem Kopf.

Frau Lori: Zuerst mußt du ein Mensch werden, mein lieber Hans. Du mußt das gleiche Bildungsniveau haben wie dein Bruder.

Hans: Der Rudi! Dein Liebling! Ja, der hat's gut, der Herr Einjährige!

Frau Lori: Der ist durch, du aber wirst das Einjährigenrecht nie erlangen, wenn du es so weitertreibst.

Hans: Will ich auch gar nicht. Lieber nach Amerika als in die Kaserne!

Frau Lori: Ja, in Amerika wird man Maler. . . . Dir wird der Vater wieder einmal den Kopf zurechtsetzen müssen. Du willst einfach gar nichts mehr tun.

Hans (aufheulend): Warum hat man mich zweimal repetieren lassen! Übers Jahr maturieren alle, und ich sitze da unter den kleinen Buben.

Frau Lori: Und hast Kopfschmerzen, wenn eine Schularbeit kommt. Und bist noch immer nicht vorbereitet. Du wirst ein drittes Jahr repetieren.

Hans: Lieber in die Donau! (Nimmt seine Bücher und stürzt ab.)

Emmy: Der arme Hans.

Frau Lori (wischt sich verstohlen eine Träne aus dem Auge).

Emmy: Mir tut er so leid. Aber er ist nun einmal unmoralisch gemacht worden.

Frau Lori: Wieso unmoralisch?

Emmy: Ich hab' es gelesen: Das Repetieren demoralisiert den Schüler.

Frau Lori (lächelt): Bist ein Ganserl . . . Geh' hinein zu ihm. Red' ihm zu. Er ist nur mutlos . . .

Emmy: Ja, Mutti. Und ich weiß auch, womit ich ihn tröste. Ich kenne einen jungen Techniker, der soll ein Genie sein, und der wird ihm helfen.

Frau Lori: Du kennst einen . . .?

Emmy: Habe ich dir das nicht gesagt?

Frau Lori: Kein Wort weiß ich.

Emmy: Neulich, auf dem Heimweg vom Lyzeum, er ist ein Bekannter von der Netty, hat er uns beide ein Stück begleitet. Die Netty, weißt du, schwärmt für ihn. Sie ist ja auch schon sechzehn!

Frau Lori: Netty Reißner?

Emmy: Na ja, ich kenne doch keine andre Netty.

Frau Lori: Du wirst nicht mehr mit ihr gehen.

Emmy: Aber Mutti!

Frau Lori: Wenn sie sich von Herren heimbegleiten läßt aus dem Lyzeum, wirst du nicht mehr mit ihr gehen.

Emmy: Aber Herr Fellner soll ein Genie sein.

Frau Lori: Um so schlimmer!

Emmy: Erfindungen hat er schon gemacht.

Frau Lori: Eroberungen willst du sagen. Und von was habt ihr gesprochen?

Emmy: Dummes Zeug hat Herr Fellner mir erzählt von einer Kabarettaufführung. Was machst du denn für Augen, Mutti? Es hat mich gar nicht interessiert . . .

Frau Lori: Meine Liebe, dich wird künftig die Resi abholen.

Emmy: Willst du mich vor der ganzen Klasse blamieren? Ich kratze ihr die Augen aus, wenn sie mir in die Nähe kommt, die Person! (Hans tritt ein.)

Frau Lori: Na, na! Vielleicht! . . . Ich werde dich also selbst abholen. Will mir das Herrchen doch näher ansehen.

Hans (wieder heiter, raucht eine Zigarette): Ja, Mutti, das wollte ich dir schon lange sagen: Die kommt immer in Begleitung nach Hause.

Emmy: Hans, das ist schändlich!

Hans (zuckt die Achseln): Warum soll denn nur auf mir allein gedroschen werden.

Frau Lori (zu Emmy): Immer? Immer?

Emmy: Dreimal, Mutti, nicht öfter. Ich schwöre.

Hans (lacht): Hahaha! Wer's glaubt.

Emmy: Ich schwöre.

Frau Lori: Wozu feierliche Eide? Ich werde dich künftig abholen . . .

Hans (lacht): Dann lauft er.

Emmy: Ja, so feig wird er sein wie du.

Hans: Wenn der eine Mutter sieht, rennt er.

Frau Lori: Du scheinst die Sorte gut zu kennen.

Hans: Man hat seine Erfahrungen.

Frau Lori: Kinder! Kinder! Ihr zwei macht mir die meisten Sorgen.

Hans: Ach was! Sorgen! Geh' Mutti, schenk' mir zwei Kronen für eine neue Leinwand.

Frau Lori: Ich unterstütze deine Malerei nicht, solange du in der Schule nicht besser stehst.

Hans: Aber geh, Mutti, verstell dich nicht.

Frau Lori: Nein, nein, mit unsrer Freundschaft ist's vorbei. Und wer hat dir denn erlaubt, hier zu rauchen?

Hans: Pardon ... Aber ich male ein Bild für die Schule.

Emmy: Glaub's nicht, Mutti. Für die Tanzschule braucht er's. Dort verehrt er einige Damen. Und für die malt er immer heimlich.

Hans: Aha! Revanche!

Emmy: Jawohl! Und überdies ...

Frau Lori: Schweig'! Ich mag diese Bosheiten nicht. Und du auch. Deine Kopfschmerzen scheinen rasch verflogen zu sein.

Hans: Zwei Kronen, Mutti ... Wenn ich wieder ein paar hübsche Bilder in unsre Schulausstellung bringe, versöhne ich alle Professoren.

Frau Lori: Hier ... Zum letzten Male!

Hans: Danke! Danke! Wann essen wir? Ich will nur gleich ...

Frau Lori: Wie gewöhnlich. ... Sei so gut und komm' vielleicht zu spät zu Tisch. Du weißt, wie der Vater das liebt.

Hans: Ich bin bald wieder hier. Küss' die Hand! (Mitte ab, Pause.)

Emmy: Mutti ... Wirst du mich wirklich? ...

Frau Lori: Gewiß! Verlaß dich darauf!

Resi (durch die Mitte mit einem kleinen Buch): Gnädige Frau, der Fleischhauer . . .

Frau Lori (entsetzt): Jetzt? Also heute wieder zu spät? Warum hat die Kathi sich nicht früher darum bekümmert? Diese Bequemlichkeit übersteigt doch alle Grenzen!

Resi: Sie war nicht angezogen und hat gewartet und gewartet . . .

Frau Lori: Ach, die Toilette! Und darum riskiert sie, daß wir heute wieder kein Mittagessen bekommen? Meine Geduld ist zu Ende.

Resi: Für abends bitte — (hält Buch und Bleistift hin).

Frau Lori (greift sich an den Kopf): Was haben wir denn gestern abend gehabt?

Emmy: Kalbsgulyas natürlich.

Frau Lori: Also, was denn wieder. . . . Was denn, mir fällt gar nichts ein.

Resi: Rostbraten, Reisfleisch, Schweinskotteletts, Schnitzeln . . .

Emmy: Nur kein Faschiertes!

Resi: Die Kathi meint, Beuschel mit Knödel, weil heute Freitag ist. . . .

Frau Lori: Ißt der Herr nicht gern . . .

Emmy: Schweinernes mag der Rudi nicht;

Rindsgulyas kann der Hans nicht ausstehen ... also Rindsgulyas, Mutti, Rindsgulyas!

Frau Lori (nervös): Nein, ich schreibe nichts ein. Die Kathi soll mich gegen abend fragen und soll es selbst holen. Das muß aufhören. (Gibt Buch und Bleistift zurück.) Da! Da! (Resi ab.) Ich verlange pünktlich das Mittagessen.

Emmy: Was du dich ärgern mußt, Mutti ...

Frau Lori: Ich bitte dich, rede du nicht auch immer mit! (Pause. Es klopft. Verwundert:) Herein!?

Kathi (eine rüstige breite Person, kommt erhitzt durch die Mitte): Gnädige Frau, ich bitt', das geht nicht. Ich muß meine alte Ordnung haben, sonst bleib' ich nit. So wie's die drei Jahr' war, so muß alles bleiben, sonst geh' ich.

Frau Lori: Ganz wie Sie wollen. Ich halte Sie nicht. Es ist ja jeden Tag etwas anderes los mit Ihnen. Auch meine Geduld hat ihre Grenzen.

Kathi: Soo? Also weil der Fleischhauer sich wieder einmal verspät't hat, setzen S' mir den Stuhl vor die Tür?

Frau Lori: Das haben Sie mir getan, meine Liebe. Und ich halte Sie nicht. Ich ver-

lange, daß meine Hausordnung eingehalten wird. Kümmern Sie sich mehr um die Küche als um die Toilette. Gehen Sie zu den Geschäftsleuten hin, und lassen Sie sich nicht so bedienen.

Kathi: Gnä' Frau, ich bin immer eine Herrschaftsköchin g'wesen. Wann das jetzt da bei Ihnen vielleicht anders sein soll, weil's Ihnen vielleicht nit z'sammgeht, na, dann bin ich ja überflüssig. Ich geh' nit einkaufen mit'n Körbel, nit in der Früh und nit abends. Wann ich ausgeh', soll niemand merken, daß ich vom Herd komm'. Mein Bräutigam is ein Beamter, so wie Ihr Gemahl einer is. (Geht.)

Frau Lori: Jetzt schauen Sie, daß Sie in die Küche kommen!

Kathi (impertinent lachend): Wünsch' guten Appetit heute. (Ab.)

Frau Lori: Welch ein Undank! Welch ein pöbelhafter Undank! So etwas hat man drei Jahre im Haus . . . Bitt' dich, Emmy, suche mir meinen Migränstift. (Emmy nach rechts ab.) So etwas erzieht man sich . . . So etwas . . . Ach, mein Kopf . . . (Emmy zurück.) Gib, gib . . . (Sie reibt sich die Schläfen ein.)

Emmy: Nein, was du für Geduld hast, Mutti. Ich möchte ganz anders reden . . .

Frau Lori: Das gewöhnt man sich ab, mein Kind. Man ist ja glücklich, wenn eine nur halbwegs möglich ist.

Emmy: Und wer ist denn ihr Bräutigam?

Frau Lori: Ein Bauschreiber. Hat achtzig Kronen monatlich.

Emmy: Und davon kann man leben?

Frau Lori: Wenn man muß ... Sie wird dann ihr Zimmer selbst ausreiben und den Weg zum Pferdefleischhauer gehen. Oft wird sie sich das Kochen ganz ersparen, aber einen Modehut wird sie haben, wie ich.

Emmy (lacht): Und eine Gnädige sein! (Es läutet.)

Frau Lori (wehleidig): Wer kommt denn? Ich bin ...

Resi (steckt den Kopf zur Mitteltür herein): Der Herr Großpapa!

Emmy (ihm entgegen): Küss' die Hand!

Josef Oberndorfer (rüstiger, hoher Sechziger, grau, frisches Gesicht, helle Augen): Grüß euch Gott, Kinder!

Emmy: Küss' die Hand, Großpapa! (Er küßt sie.)

Frau Lori (ihm entgegen): Guten Morgen, Vater. (Reicht ihm die Hand, küßt ihn.)

Oberndorfer (wischt sich den Mund): Ach, so gut ist es mir schon lange nicht gegangen. Noch eins, Emmerl (das Mädchen küßt ihn), dann kommt die Belohnung. (Er reicht ihr eine Düte mit Bonbons.)

Emmy: Danke! Danke!

Frau Lori: Nimm Platz, Vater, woher kommst du denn?

Oberndorfer: G'spassige Frag'. Von zu Haus' natürlich. Wo sollte ich denn gewesen sein? Na, und wie geht's euch denn immer? Ich hab' so eine große Sehnsucht gehabt, euch wieder einmal zu sehen, dich, Lori, und alle deine Kinder.

Frau Lori: Das ist sehr lieb von dir, Vati, aber da triffst du's nicht gut. Mein Mann und der Rudi sind im Dienst, der Hans in der Schule. Die Grete war vor einer Stunde hier, und die Friedl habe ich schon eine Woche nicht gesehen. Nimmst du ein Stamperl Benediktiner, ja? (Sie winkt Emmy, die die Flasche holt.) Und eine Zigarre erlaube ich dir auch.

Oberndorfer: Dank' schön. Also niemand ist zu Hause? Freilich, freilich. Jeder hat halt seinen eigenen Weg zu machen im Leben. Das ist schon einmal so. Ich hab' auch nicht gehofft,

euch alle beieinander zu sehen, ich hab' es nur gewünscht. Da ganz tief drinnen sitzt so eine alte Sentimentalität. Ihr g'hört ja doch alle zu mir, und ich hab' so wenig von euch.

Frau Lori: Jawohl. Wie oft denke ich an dich. Aber . . .

Oberndorfer: Weiß schon! Das Weitere kenn' ich schon: Du hast es selbst so gewollt. Alter schützt vor Torheit nicht. . . . Man glaubt in gewissen Jahren ein zweites Leben beginnen zu können, aber es ist nicht wahr. Nicht wahr ist es. Meine Frau ist mir heute so fremd, wie sie es immer war. Emmerl, wenn du einmal Witwe und so gegen die Sechzig bist, dann heirat' nimmer.

Emmy (lacht).

Oberndorfer: Es tut nicht gut. Beim erstenmal, da hilft der liebe Gott einem noch, da ist sein Wille mit uns; beim zweitenmal zieht er die Hand von uns, es ist kein Segen dabei.

Frau Lori: Aber geh' doch, Vati. Du übertreibst. Oder ist etwas vorgefallen? Und warum rauchst du denn nicht?

Oberndorfer: Das Rauchen habe ich mir abgewöhnt. Sie leidet 's nicht. . . . Vorgefallen? Gar nichts. Immer das Gleiche. . . . Auf das

Bild deiner Mutter sogar ist sie eifersüchtig. Ich hab' es verstecken müssen.

Frau Lori: Emmy, hole doch die Zigarren vom Vater.

Oberndorfer: Nein, nein, die sind mir zu stark! Auf alles, was ich denke, ohne es ihr zu sagen, ist sie erbost. Ich weiß nur nicht, warum. Sie war Witwe, ich war Witwer, sie hat ihre Vergangenheit, ich die meine. Kümmere ich mich um ihre Gedanken und Erinnerungen? Aber sie will mir die meinen nicht gönnen.

Frau Lori: Ja, sie ist eben ein Weib.

Oberndorfer: Aber ein altes. Du lachst? Das ist doch ein Unterschied, ob eine . . .

Frau Lori: Ach ja! Ach ja!

Oberndorfer: Oho! Du willst am Ende auch schon alt sein? Wenn ich dich anschau', Lori, wie du so schön bist und so lieb, so wie deine Mutter war in ihrer Blüte, nicht sattsehen kann ich mich an dir. . . .

Frau Lori: Vati! Vati!

Emmy: Ganz rot wird die Mutter!

Oberndorfer: Ich schmeichle gar nicht, Emmerl. Und so schön war deine Großmutter auch einmal.

Emmy: Aber die verstorbene? . . .

Oberndorfer: Natürlich. . . . Von der jetzigen weiß ich's ja nicht gewiß. Behaupten tut sie's, aber mir fehlt der Glaube.

Frau Lori: Und das ist ja auch gleichgültig. Du bist sehr ungerecht gegen deine Frau.

Oberndorfer: Hast schon recht, mach' mich nur aus. Aber weißt, zu Hause darf ich nicht so viel reden, sonst gibt's Zank. Und ich streit' nicht gern. Setzt sie ihren Kopf auf, setz' ich immer meinen Hut auf. . . . Jetzt reden wir schon wieder drei Tage nicht miteinander. Und warum ist sie bös'? Weil ich fünf Minuten zu spät zum Essen gekommen bin! Na, so red' ich mich halt da bei euch wieder einmal aus.

Frau Lori: Warum kommst du nicht öfter?

Oberndorfer: Nicht erlaubt! Öfter als einmal in der Woche? Ganz unmöglich. Was macht denn dein Mann? Den hab ich schon lange nicht gesehen.

Emmy: Der Vati wird nächstens Hofrat.

Frau Lori: Es geht ihm gut; nur hat er viel zu tun.

Oberndorfer: Das ist ja recht. Nur tätig sein, nur leben! Und mit dem Hofrat, das ist richtig? Da gratulier ich vom Herzen.

Frau Lori: Wir erwarten es jeden Tag.

Oberndorfer: Und der Rudi wird wohl bald Reserveleutnant sein? Und dann den Doktor machen? Und der Hans Ingenieur oder Architekt? Die Frieda aber wird wohl gar Professor werden? Nur vorwärts; nur aufwärts! Und der Herr Schwiegersohn? Der g'fällt mir auch, der Max. Macht er die Gretl glücklich? Ja? Lori, du hast ein Glück mit deinen Kindern. Ich bin oft, wenn ich an euch denke, ganz stolz auf meine Großvaterschaft, und das neidet sie mir. Ja, sie neidet's mir, weil sie niemand hat.

Frau Lori: Die Arme! Du mußt sie manchmal mitbringen. Wir müssen uns doch finden.

Oberndorfer (entsetzt): Hierher soll ich sie mitnehmen? Ich? Nein, nein! Wenigstens hier will ich ohne sie sein. Einmal war sie da, einmal warst du dort, basta. Da findet sich nichts. O Gott, o Gott! Hätt ich mir nur diese Erfahrung im Leben erspart. . . . Einmal hab ich mein häusliches Glück gehabt. . . . Wie das hin war, hab ich wenigstens meine häusliche Ordnung wieder haben wollen. Aber was ist die häusliche Ordnung ohne ein bisserl was fürs Gemüt, fürs Herz?

Frau Lori: Da hast du recht, Vater.

Oberndorfer: Ein junges Menschenpaar,

das sich gern hat, wächst zusammen wie junge Bäume, die der Gärtner veredelt. Aber wenn du zwei alte Bretter noch so fest zusammennagelst, es wird nichts draus. Holz ist Holz.

Frau Lori: Ich kann das nicht anhören, Vater. Bist du denn unglücklich?

Oberndorfer: Un . . .? Nein, das kann man nicht sagen. Meine Augen nur machen mir Sorgen. Aber sonst? Ich hab' meine Ordnung, mein gutes Essen, und wenn ich mir beim Eintritt ins Haus schon im Vorzimmer die Schuhe ausziehe, wenn ich nicht rauche und kein Möbelstück von seinem Fleck rücke, die Uhr nie aufzuziehen vergesse und mit dem „Puffi" dreimal täglich „äußerln" gehe, hab' ich's ganz gut. Wenn sie alle Zeitungen ausgelesen hat, erzählt sie mir sogar, was in der Welt vorgeht. Unglücklich? O nein, nur ein Hundeleben ist es, das ich führe. Gut muß der Mensch wenigstens sein, wenn er schon sonst gar nichts mehr sein kann. Gut!

Frau Lori: Du weißt, Vati, daß du bei uns immer ein Heim haben kannst. Jeden Tag.

Oberndorfer (ergreift ihre Hand, küßt sie): Ich weiß es, mein Kind. Und weil ich das weiß, darum halt ich's aus. Das Bewußtsein,

daß ihr mich alle gern habt, das macht mich stark. Ja, wenn ich das nicht hätte! Sie hat so etwas nicht, und darum ist sie bissig. Ich aber hab' etwas, ich hab' etwas Heimliches, Liebes. Ich hab' meine Gedanken an die Mutter und an euch. (Er wischt sich rasch eine Träne ab.) So, jetzt ist mir leichter, und jetzt geh ich wieder. (Erhebt sich.)

Frau Lori: Willst du denn nicht bei uns zu Tisch bleiben, damit du auch Stephan wieder einmal triffst?

Oberndorfer: Ich? Ja, mögen tät ich wohl. Aber der „Puffi"! Ja, was glaubst du denn? (Sieht nach seiner Uhr.) Der wartet schon. Der hat vielleicht schon Baucherlweh. Na, das Frauerl, das Dracherl, wird schön schimpfen. (Er küßt Lori und Emmy.) Adjes, Kinder!

Frau Lori: Leb' wohl, Vater!

Emmy: Küss' die Hand, Großpapa!

Oberndorfer: Ich lass' alles schönstens grüßen. Den Herrn Hofrat nicht vergessen! Gratulier! (Ab. Frau Lori und Emmy gehen mit bis in das Vorzimmer, lassen die Tür hinter sich offen, man hört flüchtig fernen kreischenden Gesang, sie kommen wieder zurück.)

Frau Lori: Gib den Benediktiner wieder an Ort und Stelle. Und die Zigarren auch.

Emmy: Ja, Mutti. Aber hast du's gemerkt, die Flasche ist beinahe leer.

Frau Lori: Leer?

Emmy: Nicht ganz. Der Rudi und der Hans naschen jeden Abend d'ran.

Frau Lori: Dann speere ihn ein.

Emmy: Darf ich kosten?

Frau Lori: Du auch?

Emmy (schenkt sich ein bißchen ein, trinkt aus): Aaah, wie gut!

Frau Lori: Na, jetzt gib die Flasche aber mir. (Sie geht zur Kredenz und schließt die Flasche ein.) So!

Emmy: Ein bißchen kratzt er aber doch. (Läuft mit den Zigarren nach rechts ab.)

Frau Lori (während sie zum Erker geht, klingelt es): Wer denn? Ach, das wird der Hans sein. Oder schon das Telegramm?

Frieda (erscheint in der Tür. Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, sieht aber reifer aus. Dunkel, ernst, etwas herber Gesichtsausdruck. In die Stirn gescheiteltes Haar, sprechende Augen, karges Gebärdenspiel): Guten Tag, Mutter.

Frau Lori: Grüß dich Gott, Friedl! Du kommst heute? Das ist ja eine Überraschung.

Frieda: Ja, wer an einer österreichischen

Schule tätig ist, braucht sich um Ferientage nicht zu sorgen.

Frau Lori: Heute ist schulfrei?

Frieda: Hier riecht's nach Alkohol. Macht doch ein Fenster auf! (Zu Emmy, die verwundert eintritt:) Servus, Kleine. (Reicht ihr die Hand.) Du riechst nach Schnaps?

Emmy (wischt sich rasch den Mund ab): Ich? Der Großvater war hier.

Frieda (lacht): Ach so! Der alte Mann mit dem jungen Herzen!

Frau Lori: So nimm doch Platz, Friedl. Wirst du mit uns essen?

Frieda: Wenn du mir etwas gibst, gern... Mutter, hier riecht's auch nach dem Migränstift. Und du siehst sehr müde aus.

Frau Lori: Findest du? (Zu Emmy:) Sag der Resi, daß Frieda mit uns ißt. Und der Kathi melde es auch untertänigst.

Emmy: Die wird aber beißen . . .

Frau Lori: O nein, die singt ja. Hast du's nicht gehört im Vorzimmer?

Frieda (erstaunt): Die Kathi singt? Ja, hast du ihr denn gekündigt?

Frau Lori: Du hast es erraten. Also, geh, Emmy!

(Emmy geht. Wie sie die Mitteltür öffnet, hört man Kathi mit gewaltsam gesteigerter Lustigkeit singen. Emmy läßt die Tür ein wenig offen und horcht, lächelnd ab.)

Frieda (setzt sich zur Mutter): Dienstbotenmisere? Ah, das hab' ich gern. Was hat es denn gegeben?

Frau Lori: Nicht der Rede wert. . . . Du hast also heute frei?

Frieda: Der Direktor des Gymnasiums hat heute seinen Geburtstag. Was geht das die Welt an? Er aber gibt zweihundert Gymnasiastinnen den Tag frei. Ist das nicht zum Totlachen?

Frau Lori: Na, na, na!

Frieda: Na, na, na? Hahaha! Hahaha!

Frau Lori: Du wirst dich nicht sehr beliebt machen.

Frieda: Bei wem? Meine Schülerinnen schwärmen für mich. Und auf die anderen Leute pfeif' ich.

Frau Lori: Dein burschikoses Selbstbewußtsein mag dir sehr gefallen. Aber es kommen für jeden die Tage, wo er die Menschen braucht.

Frieda: Pah! Was macht Vater?

Frau Lori: Er ist unverdrossen im Amt.

Hat immer viel Ärger. Aber jetzt wird er ja doch wohl Hofrat werden. Dann geht's schon leichter.

Frieda: Er war das letztemal sehr wortkarg.

Frau Lori: Mit dir grollt er; das wird sich auch nicht so bald ändern. Er kann es nicht verwinden.

Frieda: Der Mann wird auch alt. Was soll ich hier? Ein Frauenzimmer wie ich muß selbständig sein und frei in seinen Entschlüssen.

Frau Lori: Ich habe begriffen, daß du viel näher beim Gymnasium wohnen mußt, aber deine Kollegin gefällt mir nicht.

Frieda: Vorurteil! Ich und Berta leben ganz feudal. Sie hat gestern den Professortitel erhalten. Wird jetzt Frau genannt.

Frau Lori: Schon?

Frieda: Sie ist mir um zwei Jahre voraus. Und zwei weibliche Professoren sollen sich vielleicht genieren, allein zu wohnen, allein Theater und Konzerte zu besuchen? Wer in seinem Beruf seinen Mann stellt, soll sich auch außerhalb desselben frei wie ein solcher bewegen. Und die Hauptsache? Ich bin dir aus der Tasche, ich erhalte mich selbst.

Frau Lori: Das ist doch wohl so wichtig nicht.

Frieda: Aber, Mutter! Seitdem ich weiß, daß Vater Vorschuß nehmen mußte, um Rudis Freiwilligenjahr sicherzustellen . . .

Frau Lori (sieht sich um): Davon spricht man nicht. . . . Sicher ist, daß du dir daheim dein halbes Einkommen erspart hättest.

Frieda: Aber ich wäre täglich zwei Stunden auf der Stadtbahn gesessen. Und sparen! Wozu? Ich werde nie heiraten, werde nie Kinder haben, und für mein Alter sorgt der Staat. Kannst du mir nachfühlen, wie stolz und frei das ein Mädchen macht? Was es heißt, ein Mensch zu sein, weiß nur der, der einen Beruf hat.

Frau Lori: Warten wir es ab. . . . Weißt du, daß Doktor Schumann sich noch immer sehr herzlich nach dir erkundigt?

Frieda (kalt): Das ist vorbei. . . . Es hat eine Stunde gegeben, wo es mich reizte. . . . Allen Philistern zum Trotz! Aber mein Beruf ist mir lieber als jede Ehe.

Emmy (mit einem großen Butterbrot, von dem sie abbeißt): Na, gebissen hat sie nicht. Aber eine halbe Stunde länger dauerts heute.

Frau Lori: Und da hast du vorgesorgt. . . . Was wird Vater wieder sagen?

Frieda: Und du, kleine Haustochter, kannst der Kathi noch nicht helfen?

Emmy: Spotte nur. Deshalb lerne ich doch lieber kochen und wirtschaften als Lateinisch. Gott, werde ich froh sein, wenn das Schulgehen ein Ende hat.

Frieda: Tja, es muß auch Weiber geben, die kochen und für die Erhaltung der Art sorgen.

Frau Lori: Willst du dich nicht mäßigen?

Frieda: Was habe ich denn? Ach so! Verzeih, Mutter, aber ich bin diese Familien-duckmäuserei nicht mehr gewohnt.

Frau Lori: Das macht der Umgang. . . . Mir ist diese Berta odios.

Emmy: Sag' mir, Friedl, was macht ihr denn in eurer großen Wohnung so allein, du und Berta?

Frieda: Arbeiten, lesen, plaudern, Klavier spielen. Wir haben sozusagen auch unser häus-liches Glück. Berta singt ein bißchen. Sechs Stunden haben wir übrigens fast täglich Schule. Gekocht wird nicht mehr. Unser Mittagessen nehmen wir bei der „Blauen Kugel“, und abends gehen wir auch oft aus. Und allein sind wir doch gar nicht, wir haben einen Bedienten.

Frau Lori (steht auf): Was habt ihr?

Frieda: Einen feschen Bedienten. Die Nachbarschaft ist außer sich. Tja.... Dreizehn Dienstmädchen haben wir in vier Monaten gehabt. Mit diesen degenerierten Frauenzimmern ist ja nicht auszukommen. Sie haben uns belogen und bestohlen. Und häufig Besuche gehabt . . . du weißt schon . . .

Emmy: Ja, jedes Dienstmädchen hat einen Cousin oder einen Bruder.

Frau Lori: Still, du!

Frieda: Da haben wir uns resolut einen Diener genommen, und seitdem geht alles wie am Schnürchen. Berta hat ihn entdeckt.

Frau Lori: Wirklich? Geht es jetzt?

Frieda: So sauber war es nie bei uns. So schön geputzte Schuhe haben wir früher nie gesehen. Und auch das Frühstück ist viel besser. Na ja, man sieht doch gleich, was eine männliche Hand ist.

Emmy (lacht): Er wischt Staub und macht euch den Kaffee?

Frieda: Wer sonst? Adolf war früher Offiziersbursche und versteht das vortrefflich. Berta hat da einen Fund gemacht. Und hübsch ist er auch.

Frau Lori: Adolf heißt er, und hübsch ist

er, und fesch? Das muß ich dem Vater sagen. Das geht zu weit. Er in seiner Stellung im Ministerium. Ich muß es ihm sagen.

Frieda: Meinetwegen. Aber bitte, wenn ich fort bin. Ein Auftritt hätte gar keinen Zweck.

Hans (rasch durch die Mitte; er hat eine aufgespannte Malerleinwand unter dem Arm): Da bin ich schon. Ich glaube, der Vater kommt auch . . . Oh, die Friedl!

Frieda: Servus, Hänschen. (Sie geben sich die Hände.)

Frau Lori (zu Emmy): Wir müssen Vater beschäftigen, bis . . .

Hans: Du hast es gut! Oh, wie ich dich beneide.

Frieda: Na, das kommt auch für dich. Hast du wieder schöne Sachen gemalt?

Hans: O ja. Willst du sie ansehen? Ja?

Frieda: Aber gern! (Sie folgt ihm. Links, rückwärts, gehen beide ab.)

Frau Lori: Wo hab' ich denn meinen Migränstift hingelegt?

Emmy: Hier, Mutti!

Frau Lori: An mir zittert alles von dem heutigen Vormittag. Und mein Herz, wie das arbeitet. (Sie streicht sich die Schläfen.) Daß

du nichts dem Vater sagst. Man darf ihm mit solchen Dingen nicht kommen.

Emmy: Nein, nein!

Resi (meldet): Der gnädige Herr ist schon in seinem Zimmer.

Frau Lori: Ja, ja. Hat er erfahren, wer hier ist?

Resi: Ja. Er hat mich gefragt.

Frau Lori: Also rasch aufdecken! Du hilf der Marie. Nur fix! Flink! (Sie geht vorn nach rechts.) Sie, Resi, ich erwarte ein Telegramm. Es ist nur für mich. (Ab.)

(Pause. Resi deckt, entnimmt alles der Kredenz; Emmy hilft mit Eifer. Der Tisch wird für sechs Personen sorglich gedeckt. Auf dem Teller der Hausfrau sämtliche Suppenteller. Unterdessen:)

Resi: So, Fräulein Emmy. Danke schön.

Emmy: Wird die Kathi aber auch fertig sein?

Resi: Die Weingläser, Fräulein Emmy! . . . Fertig ist sie wohl noch nicht. . . . (Leise.) Sie hat geweint.

Emmy: Gesungen hat sie!

Resi: Na ja, aus Gift und Gall' . . . Es tut ihr schrecklich leid . . . In einem halben Jahr heiratet sie ihren Bauschreiber. . . . Da ist's ja

gar nicht mehr der Mühe wert, einen neuen Platz zu suchen, meint sie.

Emmy: Sie war sehr keck mit der Mutter.

Resi: Ja, mein Gott, ein Wort gibt das andere . . . (Leise). Und wissen's, ein bisserl eine Ausstattung hat sie sich auch erwart't nach drei Jahren . . . Jetzt soll das alles futsch sein?

Emmy: Soll ich das der Mutter erzählen?

Resi: Ja, bitt schön; mir tut sie schrecklich leid.

Emmy (horcht, legt den Finger an den Mund).

Resi (lächelt, geht durch die Mitte ab): Gleich!

Frau Lori (von rechts, ihr folgt ihr Gemahl, Dr. Stephan Wimmer. Hohe Gestalt, leicht angegrautes, dunkles Haar, gestutzter Vollbart, Augengläser. Er ist sorgfältig gekleidet, etwas müde im Aussehen).

Emmy (fliegt ihm entgegen): Küss' die Hand, Vati!

Wimmer: Grüß dich Gott, Mädel. Nun, was hast du uns gekocht? Können wir bald essen?

Emmy: Gleich, Vati, gleich! Ich will nachsehen. (Eilt ab.)

Frau Lori: Ich sagte dir schon, daß wir heute etwas zurück sind.

Wimmer: Liebste Lori, warum? Warum heute wieder?

Frau Lori: Laß das. Es interessiert dich ja doch nicht. Auch bist du ein bißchen früher gekommen.

Wimmer: Ich? Nicht eine Minute! Was ist denn los?

Frau Lori: Lappalien. Aber wenn ich sie dir erzähle, wirst du böse.

Wimmer: Unangenehm? Dann nicht! Nur nichts Unangenehmes vor Tisch.

Frau Lori: Nun siehst du! Friedl ißt heute mit uns.

Wimmer: Die Ehre!

Frau Lori: Willst du ein Gläschen Benediktiner? (Er lehnt ab.) Stephan, ich glaube, du behandelst sie falsch. Sei gut mit ihr. Wir müssen sie auf irgendeine Weise wieder zu uns herüberziehen. Vielleicht im Sommer, auf dem Land . . . Sie wird immer überspannter. Man muß sie trennen von dieser Kollegin und Freundin.

Wimmer: Trenne sie! Aber ich bitte dich, verdirb mir nicht den Appetit. Was hast du

denn Angenehmes heute erlebt? Wer war denn sonst hier?

Frau Lori: Ange——? Oh, allerlei. Grete war hier. Sie läßt dir die Hand küssen.

Wimmer: Die ist wohl recht glücklich mit ihrem Max, nicht?

Frau Lori: Ich glaube wohl.

Wimmer: Aber ist denn noch immer nichts los bei den jungen Leuten? Hm?

Frau Lori: Gestanden hat sie mir noch nichts. Und auch der Großvater war hier.

Wimmer: Der alte Schwerenöter!

Frau Lori: Er läßt dir gratulieren.

Wimmer: Um acht Tage zu früh. Aber ich danke. Was macht er denn? Hätte er's nicht besser gehabt da bei uns?

Frau Lori: Stephan, ich glaube, er kommt eines Tages doch noch zu uns.

Wimmer: Wie? Du, das soll er nicht tun. Das nicht. Wer solch eine Dummheit macht, soll sie auch büßen. . . . Eine Rente müßte er ihr ja doch geben, ganz los käme er ja doch nie. Aber was ist's denn mit dem Essen? (Er klingelt stürmisch.)

Frau Lori: Gleich, gleich! (Sie geht nach

rückwärts, zur Tür links, öffnet sie.) Der Vater ist hier. . . . Hab' doch Geduld!

Emmy (durch die Mitte): Die Suppe kommt gleich.

Wimmer: Solch ein Apparat wird da erhalten, und er funktioniert nicht?

Frieda (langsam): Guten Tag, Vater! (Gedämpft.) Ich komme da gerade zu einer beliebten Familienszene.

Wimmer: Guten Tag, Frieda.

Frau Lori (leise): Spare dir solche Bemerkungen.

Resi (bringt den Suppentopf, Frau Lori teilt aus, Resi reicht die Teller herum und zieht sich dann zurück. Alles hat sich gesetzt.)

Hans (kommt als letzter): Küss' die Hand, Vater.

Wimmer: Grüß dich Gott, mein Junge. Du bist natürlich wieder der letzte. (Alles ißt. An einem Ende der Tafel Wimmer, am andern Lori. Hans und Emmy mit dem Rücken gegen das Publikum. Ihnen gegenüber Frieda. Der sechste Platz, neben Frau Lori, ist frei. Pause.)

Frieda: Geniert euch denn dieser leere Platz nicht?

Frau Lori: Rudi kann nicht pünktlich hier

sein. Er ißt gewöhnlich als letzter noch mit uns.

Frieda: Da könnte man doch auf ihn warten.

Wimmer: Das geht nicht. Die häusliche Ordnung aller kann nicht gestört werden zugunsten eines einzelnen. Auch würde es ihn genieren, wenn er das Gefühl hätte, daß alles wartet.

Frau Lori: Emmy, warum ißt du denn nicht?

Emmy: Leberknödelsuppe? Du weißt doch....

Frau Lori (läutet am Luster, was man nur sieht, nicht hört. Resi kommt, bringt Fleisch mit Gemüse, stellt die Platte abseits, nimmt Suppentopf und Suppenteller fort. Dann reicht sie jeden einzelnen Teller, Frau Lori teilt aus. Resi dann ab.)

Wimmer: Nun, Hans, hast du nicht heute Schularbeit gehabt. Mir war doch so. . . .

Hans: Ja.

Wimmer: Gut ausgefallen, Herr Repetent?

Hans (rasch): Ich glaube ja. (Er sieht die Mutter an.)

Frau Lori (lächelnd): Bitte, keine Schulgespräche!

Wimmer: Da hast du recht, Mutter. . . .
Und dir geht es immer gut, Frieda?

Frieda: Sehr gut, Vater . . . . Ich freue mich aber doch schon auf die großen Ferien. Mehr als zwei Monate Urlaub!

Wimmer: Ich habe immer nur vier Wochen gehabt.

Frieda: Das wäre etwas für dich, Mutter. Urlaub! Freiheit!

Frau Lori: Urlaub? Ein wunderliches Wort für eine Hausfrau.

Wimmer (zu Frieda): Du wohnst doch bei uns im Sommer?

Frieda: Danke, Vater, für die Einladung. Immer in Weidling, das ist recht fad. Ich werde zuerst reisen mit Berta.

Wimmer: Sooo. . . . Sage mir, Hans, warum du nicht ißt?

Hans: Kohlrüben habe ich doch nie gegessen.

Frau Lori: Es ist schrecklich mit diesen Kindern.

Frieda: Im August komme ich dann. Und da löse ich dich ab, Mutter.

Frau Lori: Mich? Du wolltest?

Wimmer (lacht): Unsre Wirtschaft führen? (Hans und Emmy lachen mit.)

Frieda: Na, endlich wird in diesem Hause gelacht. Ich muß öfter kommen.

Frau Lori: Das darfst du doch nicht übelnehmen. Hast du dich je um das Haus gekümmert? (Sie läutet; Resi wie früher. Bringt einen Apfelkuchen und ein paar Orangen.)

Frieda: Mit deinen geschulten Leuten wird das doch keine Kunst sein, dich vierzehn Tage zu vertreten.

Wimmer: Rede doch nicht solche Sachen, die Mutter geht nicht vom Hause weg. Und wenn ich fort bin, schon gar nicht.

Frau Lori: Gewiß nicht. Das ist doch undenkbar. Wo sollte ich hin!

Frieda: Ich habe gelesen, man will jetzt ein eigenartiges Ferienheim bauen, für müde Hausfrauen und Mütter . . . (Pause.)

Wimmer: Ein echt moderner Gedanke. . . . Soll ich dich anmelden, Mutti?

Frau Lori: Ich würde sterben an dieser Erholung.

Wimmer: Da hörst du's. (Frieda zuckt die Achseln.)

Emmy (greift nach einer Orange, wirft ein Wasserglas um; Wimmer springt auf.) Das Wasser!

Frau Lori: Emmy!

Wimmer: Jeden Tag! Jeden Tag tut sie das.

Emmy (tunkt das Wasser mit ihrer Serviette auf): Ich hab's doch nicht gern getan.

Hans (rückt weg von Emmy, tritt unter dem Tisch nach ihr, sie tritt zurück. Indessen kommt Rudi, in Dragoneruniform, mit dem Abzeichen der Korporalscharge, durch die Mitte.)

Rudi (salutiert): Küss' die Hand. Da bin ich schon. Krieg' ich noch etwas?

Frau Lori! Ja, mein Kind!

Wimmer: Grüß' dich Gott!

Frieda: Servus Rudi!

Rudi: Ja, die Friedl! Servus! (Legt den Säbel ab, setzt sich zwischen sie und die Mutter.) Das ist witzig.

Frieda: Gut siehst du aus. (Resi bringt ihm einen Teller Suppe, für Wimmer eine Schale schwarzen Kaffee.)

Rudi: Na ja, aber es ist eine Schinderei. Bin hundsmüde.

Emmy (bringt dem Vater die Zigarren und reicht ihm Feuer.)

Wimmer (rückt ein wenig weg vom Tisch und beginnt mit Behagen zu rauchen): Danke, mein Kind.

Rudi: Und Geld kostet das. . . Geld . . . (Resi bringt ihm das Fleisch.) Das ist witzig.

Frieda (rückt weg): Du willst mich doch nicht anpumpen?

Frau Lori (gibt ihm ein Zeichen, davon nicht zu reden).

Wimmer (der gar nicht zugehört hat): Es ist so selten, daß wir alle beisammen sind, Kinder. Wenn jetzt unsere liebe Gretl auch noch hier wäre. . . .

Frieda: Dann würde nur der Photograph fehlen. . . .

Wimmer: Sehr gut. Aber du meinst das wohl ironisch? Na, dir fehlt eben der Sinn für Behagen und Häuslichkeit. Ich wünschte allerdings ein Bild zu besitzen, auf dem wir alle vergnügt beisammen sind.

Hans: Das mach' ich im Sommer, Vater, ich porträtiere euch alle.

Wimmer: Du? Nach der Matura!

Hans (steht erregt auf): Ich mache überhaupt keine Matura. Ich will auf die Malerakademie!

Wimmer: Nur keine Exaltationen nach Tisch.

Frau Lori: Hans! Wie kannst du . . .? Geh' in dein Zimmer.

Hans (trotzig): Vor Tisch nichts Unangenehmes, nach Tisch nicht, ja, wann soll man denn reden? Ich mache keine Matura.

Frau Lori: Geh', sag ich.

Hans: Das kann ich ja tun. Mahlzeit! (Ab.)

Frau Lori: Solch ein Undankbarer! . . .

Wimmer: Laß ihn, laß ihn, den Taugenichts. Mich überrascht nichts mehr von ihm.

Frieda: Wenn er durchaus nicht will.

Rudi (hat seine Apfeltorte erhalten): Aber Mutti, Apfeltorte? Hast du nichts anderes für mich? Du weißt doch.

Frau Lori: Kinder! Kinder! Das ist nicht mehr auszuhalten!

Rudi (ruft): Resi! Ein Stück Butterbrot! (Resi ab.)

Frau Lori: Und dafür kocht man, dafür sorgt man sich . . . dafür, dafür . . .

Wimmer: Laß gut sein, Mutter! Das änderst du nicht. (Zu Rudi:) Was hast du im Dienst erlebt?

Rudi: Ausgeplündert bin ich worden. Das war witzig.

Wimmer: Im Dienst oder im Kaffeehaus?

Rudi: Im Dienst, oder doch knapp danach.

Frau Lori: Was wird denn das wieder sein?

Rudi: Wir waren fertig und wollten gehen. Da kommt der Korporal, der die Stallaufsicht hat, auf uns zu mit einer Ansprache. Er hält uns Einjährige nämlich alle für Grafen und Barone, besonders den Silberstein. Und an diesen hat er eine Rede gehalten. „Ihnere Pferd', gnädige Herren, (gnädige Herren hat er gesagt!) braucheten ein besser's Futter. Sein immer so abg'hetzt, die Viecher. Bitt', geb'n's was her für Futteraufbesserung." Und hält dem Silberstein die Hand hin. Der macht eine großartige Gebärde, greift in die Brusttasche und gibt ihm einen Blauen.

Wimmer: Was?

Rudi: Fünfzig Kronen. Der Baron Fredi auch. Und dann alle der Reihe nach. Das war witzig.

Wimmer: Du auch?

Rudi: Hab' ich denn anders können?

Wimmer (steht auf, zornig losbrechend): Fünfzig . . .? Duu . . . du!

Frau Lori: Vater!

Rudi: Aber Vater! (Er steht auf.)

Wimmer (faßt sich, legt seine Zigarre heftig weg und geht vorn rechts ab).

Frau Lori (steht auf, wischt sich eine Träne ab): So habe ich den Vater nie gesehen.

Rudi: Wegen fünfzig Kronen!

Frieda (erhebt sich zuletzt): Na, Rudi, für so einfältig hätte ich dich auch nicht gehalten.

Rudi: Du hast ja recht. Der Schuft hätte zehn Kronen auch genommen. Aber da heißt es, die Zähne zusammengebissen und mittun.

Frau Lori: Ich verstehe dich ja . . . Aber der Vater!

Rudi (zündet sich eine Zigarette an und geht achselzuckend in den Erker.)

Resi (durch die Mitte): Das Telegramm, gnädige Frau.

Frau Lori: An mich? Geh', Friedl', unterschreibe du den Schein. (Sie öffnet, liest, erschrickt, geht vor, liest noch einmal, leise:) „Mein Mann nicht gekommen. Brief geschickt, wenn ich bei meinen Eltern, gehe er zu den seinen. Was tun? Deine unglückliche Gretl."

Frieda: Was ist es denn?

Frau Lori: Ach, von Gretl. Und Antwort bezahlt. Sie wollen . . . verreisen . . . (Sie muß sich niedersetzen.) Ja . . . was tun? . . . Nach Italien wollen sie . . . ich soll ihr helfen . . . Resi, den Stift. (Sie schreibt mit zitternder Hand und liest leise mit: „Demütige dich. Gehe

zu seiner Mutter und versöhne ihn, da du selbst schuld an allem."

Frieda: Ich lasse Gretl grüßen!

Frau Lori: Danke! (Schreibt.) „Friedl hier, läßt grüßen!" Das wird wirken. (Gibt Resi das gefaltete Antworttelegramm, diese ab. Frau Lori will aufstehen, kann aber nicht.)

Frieda: Mutter, was ist dir?

Emmy: Mutti! Mutti!

Frau Lori: Ach ... Geht ihr doch hinein zum Vater. Laßt ihn nicht allein. Ich kann nicht. Ich kann nicht ...

Frieda (winkt Emmy fort, die, zögernd nach der Mutter zurückblickend, dem Vater folgt).

Rudi (an der Tür rückwärts): Küss' die Hand, Mutti; du wirst dich wohl ein bißchen niederlegen wollen. (Ab zu Hans ins Zimmer.)

Frieda: Verheimlichst du uns etwas?

Frau Lori: Nein, nein... Mein Herz, oh... mein Herz ... (Plötzlich:) Nur ausweinen möchte ich mich, dann ist's wieder gut.

Frieda (streichelt ihr die Wange): Weine, Mutti, weine ... Ich glaube, ich werde dich doch anmelden müssen in dem Ferienheim für müde Hausfrauen ...

# Andre G'sichter, andre Leut'...

„Franz, mach doch ein Fenster auf ... Laß die Sonne herein!" raunzte Frau Mali Huber und drehte sich noch einmal in ihrem ächzenden Bett herum.

„Ja, ja ... Nur Geduld ... Du weißt doch, mein Hals ... Er ist so empfindlich am Morgen."

Und er räusperte sich und hustete, während er seine Toilette vollendete. Lady kam hinter dem Ofen hervor, wo sie ihr Lager hatte, und wedelte um ihn herum. Und da er sie nicht beachtete, lief sie zur Tür und kratzte.

„Ja, ja. Nur Geduld," hustete er gegen das Tier hin. „Kannst es auch nicht mehr erwarten?"

Die Lady bellte und sprang gegen die Tür an; sie wollte hinaus, ihre Stunde war da.

„Ruhig, Mistvieh ... Wirst warten, bis ich fertig bin," brummte Franz Huber und legte

sich den Hemdkragen um, der ihn ein wenig würgte.

„Könnt' man die Arme nicht allein hinaus lassen?“ raunzte wieder Frau Mali.

„Um keinen Preis! Wo denkst du hin? Da könntest du etwas erleben mit der Frau Zipfinger,“ erwiderte der Franz. Und er herrschte die Lady an: „Wo gehörst du hin?“

Da flog sie mit einem Satz wieder hinter den Ofen und kauerte sich auf ihr Lager hin.

Franz Huber hatte es bei der Toilette nie eilig, sie war ihm stets wichtig gewesen im Leben. Und wenn er jetzt auch privatisierte und in einer Gegend der Großstadt wohnte, wo man ihn nicht kannte, sein Äußeres vernachlässigte er nicht.

„Der Husten! Der elende Husten ... Mich hat's heut wieder ... Ich glaub' immer, Mali, der ‚Nachtfalter‘ war mein Malheur. Den hätt ich nicht übernehmen sollen damals ... Ich war vorher schon nicht ganz wohl. Aber natürlich, am Schluß der Saison, da will man dem Alten noch zeigen, was man leisten kann ...

„Bei Tag, da bin ich hektisch,
Bei Nacht bin ich elektrisch,“

summte er im Polkatakt und band sich die Krawatte

kunstvoll. Wenn der Direktor nur nicht umschnappt . . . Abgereist ist er vor der letzten Vorstellung . . . Keinen einzigen Vertrag hat er bis heute erneuert . . . Die Geschichte ist sehr verdächtig . . .“

„Mach doch endlich das Fenster auf!“ rief Frau Mali gelangweilt. Denn es war die alltägliche Litanei, die er da vorbrachte. Die Angst um sein Engagement. Als ob es ihm je an einem solchen gefehlt hätte! Da war sie ganz sicher, die Frau Mali.

„Aber ja, aber ja,“ erwiderte Franz Huber und ging, das Rouleau aufzuziehen. Er wartete damit stets, bis er fertig war, und ließ sich nicht nötigen. Das Gefühl, daß sein alterndes Wesen das scharfe Morgenlicht nicht vertrage, verließ ihn auch gegenüber seiner Frau nicht. Sie blieb liegen, wenn er sich erhob, und blinzelte aus den Kissen nach ihm, während er Toilette machte. Und das genierte ihn. Aber es war einmal so eingeführt, daß er zuerst aufstand, mit der Lady einen kurzen Morgenspaziergang machte und dann zum Frühstück kam. Die Mali wollte es so, und er gehorchte.

Jetzt prallte die Morgensonne in das schmale Zimmer, dessen arme, graugetünchte Wände nur mit

einer Patrone ausgemalt waren. Der schleißige Laufteppich, die zersprungenen altmodischen Möbel, deren Politur erblindet war, die schreienden Öl-farbendrucke an den Wänden, das alles tat dem Huber Franzl weh . . . Er hatte nur eine ganz kleine Nische dort neben dem Fenster, die ihm gehörte. In der saß er ständig, wenn er daheim war. Ein kleiner, dunkler Schreibtisch — ein Möbel aus seinen Junggesellentagen — darauf ein paar Photographien und Rollenbilder, dar-über, an der Wand, einige verstaubte Lorbeer-kränze mit leuchtenden Bandschleifen, das war sein Plätzchen. Und auf dem Schreibtisch lagen auch seine Lieblingsbücher, ein paar Bände Dickens. Er las nur Dickens und behauptete, dieser Dichter erhalte sein Inneres flüssig, er besänftige seine Nerven.

„Na, endlich!" seufzte Frau Mali, als er jetzt auch das Fenster öffnete . . . Die früh korpulent gewordene Wienerin hatte ihre neunzig Kilogramm — mehr gab sie nicht zu — und war ein wenig asthmatisch. Sie lechzte stets nach frischer Luft. Daß sie es auch nur eine Nacht bei geschlossenen Fenstern in diesem Zimmer aus-hielt mit ihrem Mann und der Lady, sie begriff es nicht. Aber sie mußte wohl. Der Franz

hätte um keinen Preis bei offenem Fenster geschlafen, und da hieß es dulden und wieder auf bessere Zeiten hoffen.

Franz Huber tat noch einen letzten Blick in den Spiegel, pfiff der Lady, sagte Adjes und ging. Die hundert Fältchen seines bartlosen Gesichtes glätteten sich, als er durch die offene Küchentür das Fräulein Anna sah. Mit überlauter Stimme rief er ihr zu: „Guten Morgen! Guten Morgen!"

Das braunäugige Mädchen, das beim Herd stand und mit größter Behutsamkeit den schwarzen Kaffee aufgoß, damit er ja nur recht kräftig, dunkel und undurchsichtig werde, so wie ihn die Zipfinger Resi liebte, dankte mit leiser Stimme für den Gruß. Dabei glitt ihr sanfter Blick über die hohe Gestalt Hubers. Es gefiel ihr immer, daß der Mann so nett war. „Wenn Sie die gnädige Frau sehen, liebe Kollegin," sprach er mit erhobener Stimme, „bitte, meinen Handkuß!"

„Danke," sagte das Mädchen und blickte ihm ganz eigen lächelnd nach.

Frau Mali aber, die jedes Wort hinter ihrer Tür gehört hatte, warf sich noch einmal in ihrem Bett herum, daß dieses laut aufstöhnte. „Der Kalfakter!" brummte sie. Und sie fragte sich mit

stillem Ingrimm, ob er es nötig hätte, sich so zu demütigen vor dieser — vor dieser ehemaligen Choristin. Denn was war die Resi anderes, ehe sie der Zipfinger geheiratet hat? Aus dem Chor hat er sie herausgefischt, die Gnädige. Es war zum Lachen.

Aber auch die Zipfinger Resi hörte in ihrem Zimmer die überlaute Botschaft Hubers, die er der tauben Anna Vetter im Vorzimmer aufgetragen.

„O je! O je!" dachte sie, „da hapert's gewiß wieder mit dem Zins."

Und sie war recht ungnädig, die Gnädige, als die Anna ihr das Frühstück brachte und ihr lächelnd den Morgengruß des Herrn Huber ausrichtete. Vor der Anna genierte sie sich nicht. „Da hab ich schon g'fress'n, wann aner so zuckersüaß tut," sagte sie. „Es is a Kreuz mit die abgetakelten Kollegen. Das hat schon mei' Mann immer g'sagt. Aber er is so a guati Haut, der Huber, er tut ein'm leid."

Anna Vetter war ein wenig rot geworden bei den derben Worten über die gescheiterten Kollegen. Sie stand schüchtern neben dem Frühstückstisch und wußte nicht, durfte sie sich auch heute zur Frau Resi setzen oder nicht. Un-

aufgefordert nahm sie nie Platz. Endlich merkte es die Frau.

„Aber Fräul'n Anna, haben S' denn kein' Hunger?" fragte sie gutmütig. „Wollen S' mich allani frühstücken lass'n?"

Da setzte sich Anna Vetter rasch ihr gegenüber und bediente sich. Und sie erzählte, daß sie dem Turl (Artur) als Frühstück auch eine Schnitte Schinken von gestern zur Buttersemmel mitgegeben habe.

„Ja? Das wird ihm schmecken. Der arme Bub muß schon um Siebene aus'm Bett. Warum 's die Professoren so eilig haben in der Früh? Das Schönste vom ganzen Theaterspielen, hat mei' Mann immer g'sagt, ist, daß die Prob erst um zehn Uhr anfangt. Wenn wer schon um acht Uhr von ihm 'was wollen hat, da hat er immer geschrien: ‚Wer stört mich um Mitternacht?' Ich bitt Sie, könnten die Schulen nicht auch um Neune anfangen?"

Anna Vetter horchte angespannt, man sah, wie jede Muskel ihres Gesichts sich straffte, wie sie der Sprechenden jedes Wort vom Munde abzulesen suchte, denn diese gab sich keine Mühe, für die Schwerhörige zu reden. Und doch hatte sie, wenn sie ihren Seligen nachahmte oder sonst

etwas Spaßiges sagte, den Beifall sehr gern. Das wußte Anna Vetter, und sie lachte jetzt, obwohl sie den Zusammenhang zwischen dem Schulgang des kleinen Gymnasiasten und dem Probengang des verstorbenen Komikers Zipfinger nicht auffaßte.

Die Frau Resi hatte schon Eile, sie mußte ins Geschäft. Und sie gab dem Fräulein Anna nur schnell ein paar Andeutungen, was sie heute kochen solle. Sie hatte schon mit dem Hute auf dem Kopfe gefrühstückt, jetzt legte sie nur noch ein wenig Reismehl auf, schlüpfte in die Handschuhe und war fertig. Dabei prüfte sie sich im Spiegel und fragte, ob denn die Morgenpost noch nicht da wäre. Anna verneinte. „Wo er jetzt wohl sein mag? Und warum er mir gar nicht schreibt?“ fragte sie, vor dem Spiegel stehend, über die Achsel zurück.

„Wer denn?“ fragte Anna.

„Unser Doktor!“ lachte Frau Resi. „O, Sie Duckmäuserin . . . Mir geht er ab, ich sag's ganz offen . . . Und sein Kabinett bleibt reserviert, wann er's auch nit bezahlt übern Sommer . . . So — fertig. Pfirt Ihna Gott!“

Eine fesche, mollige Frau war sie, mit einem echt wienerischen Mundwerk, und man begriff,

daß sie es nach dem plötzlichen Tode ihres populären Mannes so rasch durchsetzte, eine kaiserliche Tabaktrafik zu bekommen. Die Referenten bei der Finanzlandesdirektion und der k. k. Tabakregie konnten ihr nicht widerstehen. Sie war mit so vielen Empfehlungen hochmögender Persönlichkeiten ausgerüstet und hätte doch gar keine nötig gehabt. Jeder dieser Herren verdankte dem Komiker Zipfinger so manche heitere Stunde, und sie konnten es einfach nicht ertragen, seine Witwe jetzt weinen zu sehen. Da wurde der Amtsschimmel in eine ungewöhnliche Gangart gesetzt, es ging alles im Galopp. Zwar gab es ungezählte Witwen und Waisen von Offizieren und Beamten, die redliche Ansprüche hatten auf eine k. k. Trafik, aber da waren so viele amtliche Erhebungen zu pflegen, da mußte erst genau erforscht werden, ob richtige Mittellosigkeitszeugnisse vorlagen, ob der verstorbene Vater oder Gatte auch die bestimmte Zahl von Dienstjahren gehabt hatte, die nötig waren, um einen unzweifelhaften Anspruch der Bittstellerin zu begründen. Und dann war die Frage stets so schwierig, für welche Klasse eines Tabakladens man sich in jedem einzelnen Falle entscheiden sollte. Es gab welche mit sechstausend Kronen

Jahresumsatz und solche mit sechzigtausend. Die Nebeneinkünfte durch Zeitungsverkauf, Ansichtskarten und ähnliche Dinge mußten ebenfalls abgeschätzt werden. Man wollte doch gerecht sein. Und das brauchte Zeit, da durfte nichts übereilt werden. Und überdies waren ja stets tausend Bewerber vorgemerkt. Bis da die Reihe an einen neuen kam . . .

Anders war es bei der Zipfinger Resi. Da lag alles so klar, es gab gar nichts zu erforschen — denn Anspruch besaß sie keinen. Darum hatte sie mit den kleinen Referenten, die auf ihren Akten sitzen und sie bebrüten, auch nichts zu tun. Sie ging mit ihren vielen Empfehlungskarten gleich zu einem Finanzrat, der begleitete sie zum Oberfinanzrat, dieser zum Finanzdirektor. Von da wurde sie zum Herrn Hofrat ins Ministerium empfohlen. Der aber erwog den Fall der trauernden Komikerswitwe nicht lange, er fragte einfach: „Haben Sie etwas Geld?" Sie zögerte mit der Antwort. „Na, drei- bis viertausend Kronen werden Sie doch aufbringen?"

„O ja, Herr Hofrat, auch mehr."

„Dann, schöne Frau," sprach der Galante, wählen Sie sich den Platz in Wien, auf dem

Sie selbst eine Tabakhütte bauen lassen wollen, oder die neue Gasse, um die herum vielleicht künftig ein belebtes Viertel entsteht, und wo noch keine Trafik ist. Ich verschaffe Ihnen die große Signatur. Der Herr Finanzminister hat für besondere Fälle stets ein geneigtes Ohr."

Und die Frau Resi wählte rasch. Sie besaß einen praktischen Blick und traf es gut. In einer neuen Gasse im Westen der Großstadt, wo die Baubewegung mit Macht hindrängte, hatte sie sich einen Laden gemietet und eingerichtet, und während noch an dem Hause gearbeitet wurde, ging sie als Volontärin zu einer befreundeten Tabaktrafikantin und schulte sich für den neuen Beruf. Denn das hatte ihr auch der liebenswürdige Hofrat gesagt, selbst zugreifen müsse sie, in eigener Person eintreten für das neue Geschäft. Sonst würde nie etwas Rechtes daraus. Zimperliche Frauen, die das nicht täten, werden hundertfach betrogen, und sie gehen in der Regel zugrunde. Damit dürfe sie ihm nicht kommen; wenn er sich für sie verwende, so müsse sie auch den Willen haben, sich eine neue Existenz zu begründen.

Ob die Zipfinger Resi den Willen hatte! Und zimperlich war sie nie. Sie war als braves

Vorstadtmädel zum Theater gelaufen, weil man ihr sagte, sie hätte eine so schöne Stimme. Aus dem Chor heraus wollte sie vorrücken in die erste Reihe, wie so manche andere. Aber sie kam nicht weit, der Zipfinger war verschossen in sie und machte sie zu seiner Frau. Und weg mußte sie vom Theater. Es schickte sich nicht, daß die Frau des ersten Lokalkomikers in der Komparserie mitwirkte. Und am Talent für die Vorrückung fehlte es der Resi. Na, da opferte sie ihre Karriere, da ging sie eben ab vom Theater. Sie hatte jetzt eine ganz andere Lebensaufgabe erhalten . . . Der rundliche, blonde Komiker, der Zipfinger, war so eigen. Er trank ein bißchen gern. Und war meistens melancholisch. Die Leute, die des Abends so herzlich über ihn lachten, die wußten nicht, wie er daheim war, und wie oft er schon zu den Proben angeheitert kam. Nicht gerade zum ersten Akt, aber in jeder Pause, wenn er auf der Szene nichts zu tun hatte, verschwand er, und zuletzt war es eben geschehen. Und für andere zahlte er auch. Das alles sah die Resi, das wußte sie ganz genau, und als er um sie warb, da nahm sie sich vor, ihn zu erziehen, ihn dem Publikum zu retten. Und ihr Plan gelang. Sie brachte den leichtlebigen Mann,

der bald Vater eines Buben geworden war, vollständig unter ihren Pantoffel; sie behob seine Gage, setzte ihm ein kleines Taschengeld aus und sparte für seine alten Tage. Von ihrer Wohnung vermietete sie immer einen Teil an Kollegen aus dem Theater, obwohl der Zipfinger so gern allein gewesen wäre. O nein, diesen Wunsch konnte sie ihm nicht erfüllen. Hatte er es versäumt, sich in eine Altersversorgung einzukaufen, so mußte sie das wettmachen. Es galt zu sparen und zu erwerben! Besaßen sie jetzt nicht einen Sohn? Und wie der Turl gescheit war, wie er brav lernte! Der mußte einmal etwas Großes werden.

Zehn Jahre blieben der Resi für diese Betätigung ihrer wirtschaftlichen Energie. Da starb Zipfinger ganz plötzlich. So gut hatte sie ihn erzogen; sie hielt ihn für einen Abstinenzler, weil sie ihm daheim nie Alkohol gestattete und sein Taschengeld so karg bemaß, daß er sich auch auswärts keinen bezahlen konnte. Aber er war kein Abstinenzler. Er hatte Verehrer, hatte Freunde. Und als es unter denen ruchbar wurde, daß er stets ohne einen Kreuzer Geld sei, hielt ihm jeder sein Glas hin, zahlte mancher gern, was er trank. Ob er auch etwas essen wolle, darnach

fragte ihn nie einer, das fiel keinem bei. Er trank aus fremden Gläsern, aber er war zu schüchtern, auch von fremden Gulyastellern zu essen. Und so wirkte das viele Trinken wie eine langsame Vergiftung. Und Schulden machen? Den Mut besaß er schon lange nicht mehr. Seine Resi machte ihm einen Riesenskandal, als das einmal vorkam. Er gewöhnte sich in dieser Ehe manches ab, auch das Rauchen, weil die Resi sparen mußte, und zuletzt auch den Humor. Er starb zur rechten Zeit.

Wie gut, daß sie gespart hatte! Sie hätte dem Hofrat ins Gesicht lachen mögen, als er fragte . . . Gewiß hatte sie dieses Geld. Der Herr war wohl gewohnt, mit armen Offiziers- und Beamtenwitwen und -waisen zu verkehren . . .

Jetzt besaß sie ihre Tabaktrafik, und Pensionäre hatte sie auch. Es ging ihr ganz gut, der Zipfinger Resi. Verkäuferinnen hielt sie sich keine, sie arbeitete am liebsten mit Volontärinnen, die sie abrichtete. Wie viele arme Frauen gab es nicht, die vorgemerkt waren auf Trafiken. Manche starb, ehe sie ihr Ziel erreichte; manche verheiratete sich wieder; manche gab ihre Hoffnungen auf und wendete sich einem anderen Beruf zu. Aber vorbereitet mußte man immerhin sein. Und diese

Frauen gaben der Frau Resi gern ihre hübschen Töchter zur Ausbildung. Aber sie nahm keine, die sich nicht verpflichtete, drei Monate ohne Entgelt bei ihr auszuharren. Anfänglich ließ sie sich bezahlen für ihre Mühe, jetzt forderte sie die längere Dienstleistung. Damit gewann sie einen Teil ihrer verlorenen Freiheit zurück, denn das Geschäft nahm sie ganz und gar gefangen. Die Finanzbehörde wachte streng darüber, ob die Tabakverschleiße auch ihre Stunden einhielten — von früh bis spät abends.

Heute hatte die Frau Resi es so eilig, weil eine Neue in der Trafik stand, eine Generalswaise, der einmal eine Haupttrafik auf der Mariahilferstraße in Aussicht stand. Die mußte tüchtig geschult werden. Eine „g'schnaufte Funs'n" beliebte sie die Frau Resi zu nennen, und das sollte so viel heißen wie hochmütige Gans. Aber die junge Dame war bildhübsch, und viele Herren kamen ihr zu Gefallen. Alte Herren, die immer Kuba geraucht hatten, kauften der vornehmen Volontärin jetzt Regalitas ab. Wie sie das nur machte? Die mußte sie sich warm halten, denn die teuren Sorten gingen nicht besonders gut in ihrer Trafik.

Als Frau Resi gegangen war — heiter, frisch,

resolut, das Bild einer lebensfreudigen Witwe — blickte ihr Anna Vetter vom Fenster aus noch lange nach. Dann wendete sie sich betrübt ihren häuslichen Arbeiten zu, räumte den Frühstückstisch ab und sann nach über ihr Schicksal. Am liebsten hätte sie sich in eine Ecke gesetzt und geweint ... Auch sie war beim Theater gewesen. Sie stand nicht in der ersten Reihe, aber sie spielte ganz schöne Rollen; sanfte bürgerliche Mädchen, passive Charaktere lagen ihr so gut. Wo man Herz zeigen mußte und Gemüt, da wurde sie hingestellt. Neben der stolzen Magda in der „Heimat" bestand sie als die häusliche kleine Schwester Marie rühmlich vor der Kritik. Und in mancher anderen Rolle, namentlich in Wiener Volksstücken, gefiel sie ungemein. Dann ging sie allmählich zurück. Sie litt an einer langwierigen Erkältung, die sie sich in einer fast unheizbaren Parterrewohnung zugezogen, mußte Urlaub nehmen, in eine Kuranstalt gehen, und als sie wiederkam, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß sie die Souffleuse nicht hörte. Sie hatte sie nie gebraucht, aber das Bewußtsein, hilflos auf der Bühne zu stehen, brachte sie um ihre Sicherheit, um ihre Ruhe, sie fieberte stets, wenn sie die Bühne betrat. Und das steigerte ihr Leiden, sie überhörte manches

Stichwort, es gab Verwirrungen. Sobald die Ursache dieser Vorfälle bekannt wurde, war sie entlassen. Und dann lief sie in namenloser Angst von einem Arzt zum anderen, machte alle Kuren, die es gab, verausgabte sich bis auf den letzten Heller und fand doch keine Hilfe. Ganz im Gegenteil, das Leiden steigerte sich. Eine Kollekte mußten die Kollegen für sie machen, damit sie nicht hungerte; denn was sie mit Handarbeiten verdiente, reichte kaum hin, ihr ein Obdach zu sichern.

So fand sie die Zipfinger Resi. Vor der Delogierung stand sie, und taub war sie.

Taub! Taub!

Und für keinen anderen Beruf vorgebildet, ohne Stütze, ohne Rat. In einer fernen Provinzstadt lebte ihr eine Tante, eine harte, kinderlose Person, die nie etwas von ihr wissen wollte. Sonst hatte sie niemanden. Ein paar gute Kollegen beschenkten sie ab und zu; andere Freunde hatten sich zurückgezogen, da ein Verkehr mit ihr unmöglich war.

Dankbar ergriff sie die dargebotene Hand der Frau Resi und zog zu ihr. Sie sollte das Haus hüten, auf ihren Buben achten und auf die Mieter; sollte sich auf jede Art betätigen und

die Hausfrau vertreten, die ja so wenig daheim sein konnte. So geriet sie in den Bann dieser praktischen Frau und kam nicht mehr los von ihr. Und da sie ein ganz besonderes Talent für die Küche bekundete, so ersparte die Frau Resi alsbald die Köchin an ihr und begnügte sich mit einer Aushelferin für die grobe Arbeit. Die Frau Piwonka scheuerte die Böden, spülte das Geschirr, trug das Essen in die Trafik, aber Köchin und Stubenmädchen in einer Person war die Anna Vetter geworden. Langsam glitt sie auf diese Stufe hinab. Aber sie erfreute sich der besten Behandlung, zählte zur Familie. Und „Koch-Fräulein" wurde sie scherzhaft von allen genannt. Als solches konnte sie noch Karriere machen, sagte die Frau Resi. Sie fände gewiß eines Tages einen gasthausmüden, wohlhabenden alten Junggesellen, dem sie die Wirtschaft führen könnte.

Alles hatte sie, nur Lohn bekam sie nicht. Und sie hätte auch keinen genommen. Ganz hinabsinken in die Schichte der Dienstboten wollte sie denn doch nicht. Der Bettelstolz der Intelligenz war ihr geblieben. Ab und zu erhielt sie von der Frau Resi ein Toiletteſtück — das war alles. Und das ganze Hauswesen lag auf

ihr; Frau Resi vertraute ihr alles an und verließ sich in allem auf sie.

Einmal, als keine Volontärin da war, durfte sie sich schön machen und in der Trafik aushelfen. Sie war selig. Vielleicht . . . Aber es ging nicht. Es ging ganz und gar nicht, denn sie verstand nie, was man von ihr verlangte; das Hörrohr zu gebrauchen, genierte sie, und es hätte die Kunden belästigt. Und mit Geld konnte sie auch nicht umgehen, sie wurde betrogen.

So fiel sie wieder zurück in die Hauswirtschaft, in das Milieu einer Deklassierten. Es war gerade ein neuer Mieter eingezogen, für den die Frau Resi ein ganz besonderes Interesse bekundete, dem sie den Hof machte, den sie abends manchmal auf eine Schale Tee einlud. Und er kam nicht ungern. Manchmal schien es Anna, als ob er die Schale Tee, und was dazu gehörte, sehr nötig gehabt hätte. Sie kannte das aus ihrer schlimmen Zeit . . . Er bewohnte das kleine Kabinett und war tagsüber fast nie daheim, gab Privatunterricht an Gymnasiasten. Das Doktorat hatte er gemacht, aber gut ging es ihm nicht, das merkte man. Anna verstand seine Lage nur zu wohl, und sie bemitleidete ihn im stillen. Der Frau Resi gefiel der Doktor

Baier ganz ausnehmend, und er merkte es. Allmählich aber zog er sich zurück, fast unmerklich; Anna Vetter empfand es deutlicher als die Frau Resi. Auch schien sich seine Lage zu bessern, vielleicht hatte er vornehmere Schüler gefunden. Und ihr selbst, dem Kochfräulein, schenkte er, was die vielbeschäftigte Frau Zipfinger nicht sah, immer mehr Aufmerksamkeit.

Warum nicht? Sie zählte fünfundzwanzig Jahre und konnte sehr hübsch aussehen, wenn sie wollte. Ihre sanften, braunen Augen konnten einst leuchten und blitzen auf dem Theater. Hatten sie es ganz verlernt? Ihre Gestalt war schlank und zierlich. Aber sie war taub! Und entgleist bis zu einer Stufe, von der sie wohl keiner mehr aufhob. Eintönig floß ihr Leben dahin, und sie sah kein Ziel vor sich. Der Doktor Baier war noch der einzige, der sich manchmal bemühte, ein Gespräch mit ihr zu führen. Jetzt war er fort mit einem reichen Schüler, hatte Ferien. Ach, wenn nur auch sie einmal loskäme von diesem Sklavendienst, wenn sie nur für ein paar Tage ihre Freiheit wieder hätte! Und fort könnte mit den anderen, den Glücklichen, die jedes Jahr einen Sommer haben, die wissen, daß es noch Berge gibt, Wälder und Seen.

Aber war sie nicht undankbar? Ging es anderen nicht schlimmer? Der arme Huber Franzl — da saß er und hatte Ferien. Länger als er sich's wünschte . . .

Ein wenig verweint kam sie in die Küche. Sie hatte sich doch wieder einmal hinreißen lassen von ihrem Trübsinn.

Die Frau Mali bereitete das Frühstück für sich und ihren Mann und dankte kaum für den Gruß, den ihr Anna bot. Diese Frau ihres einstigen Kollegen hatte nie ein gutes Wort für sie, erblickte eine Herabgekommene in ihr. Und sie eiferte sogar mit ihrem Manne und wollte auch ihm die Freundlichkeiten abgewöhnen, die er für Anna Vetter stets übrig hatte. Ein stiller Haß lag zwischen den beiden Frauen, und sie gingen aneinander vorüber, so gut es in den engen Verhältnissen möglich war.

Die Lady bellte vor der Tür. Und als Anna sie einließ, da bettelte sie, daß man ihr den Maulkorb nur rasch abnahm.

Franz Huber kam hinterdrein und brachte Briefe. Er hatte wieder einmal den Postboten abgepaßt. Das tat er gern . . . Er blickte ernst und mißgelaunt, und ein großer, schon geöffneter Briefumschlag zitterte in seiner Rechten. Aber

als er Anna erblickte, wie sie seine Lady bediente, lächelte er und streckte ihr einen schlanken, hellen Brief hin. „Für Ihnen hab ich auch etwas!" rief er. „Mir scheint gar, aus Italien!"

Ehe Anna, die freudig überrascht war, ihm danken konnte für seine Freundlichkeit, war er in seinem Zimmer verschwunden.

Frau Mali, die gemerkt hatte, wie das Wort Italien elektrisierend auf Anna wirkte, schaute ihrem Manne mit erstaunten Augen nach. Für sie hatte er kein Wort gehabt.

„Franzl, was hast denn?"

Sie beeilte sich, ihm mit dem Frühstückskaffee zu folgen. Aber so viel Zeit hatte sie doch noch, Anna eine bissige Bemerkung hinzuwerfen: „Schau, schau! Aus Italien . . . Am End gar vom Herrn Doktor . . . Hahaha!"

Sie hatte es erraten. Anna las den Brief mit Erröten. Warum schrieb er ihr und nicht der Frau Resi? Also in Venedig war er, der Glückliche. Zum ersten Male in Venedig, am Lido! Auch sie war einst dort gewesen, und er wußte es. Ob sie seinen Dackel, den Waldmann, auch gut behandle, wollte er wissen. Und ob das Tier traurig sei, fragte er. Und darum schrieb er ihr? Darum? Ach nein, er erzählte

ihr ja von Venedig, vom Lido, und wie sehr der Strand sich verändert habe, seitdem sie ihn nicht gesehen. Es sei ganz abscheulich dort, ein internationaler Jahrmarkt hätte sich da aufgetan. Er lasse seinen Grafen baden und flüchte sich in die Kirchen und die Paläste der Stadt. Vor den Meisterwerken der Kunst verrichte er jeden Morgen seine Andacht.

Wie er schwärmen konnte! Der Brief erquickte sie, gab ihr für Tage und Wochen neuen Lebensmut. Sie ging in sein Kabinett und las ihn auch dem Waldl vor, seinem Dackel, der in ihrer Pflege zurückgeblieben war. Er trauerte und wurde täglich runder, weil niemand mit ihm spazieren ging. Aber er hörte aufmerksam zu, als sie zu lesen begann, was das „Herrl" schrieb, er beschnupperte das Briefpapier und wedelte vor Freude. Sie mußte künftig doch den Herrn Huber bitten, daß er auch den gescheiten Waldl mitnehme, wenn er ausging mit der Lady.

Sie verbarg den Brief. So harmlos er war, sie wollte ihn allein besitzen, wollte ihr kleines Geheimnis haben. Sie war jetzt so viel allein. Auch der Turl ging fort in die Ferien; die Mutter hatte ihn zu einer Tante in die Steiermark geschickt. Nur die Huberischen saßen fest,

so wie sie selbst, und die Frau Resi hatte ihren Beruf, ihr Geschäft. So einsam war es oft im Hause. Anna hatte viel zu viel Zeit, jetzt über sich nachzudenken . . . Im Kabinett des Doktor Baier stand eine Schreibmaschine. Er hatte sie von seinem Grafen zu Weihnachten erhalten. Aber sie war fest verschlossen und verpackt. O, wenn es ihr doch erlaubt wäre, da in aller Stille einen Kursus durchzumachen . . . Da läge vielleicht ein Weg zur Befreiung vor ihr; es wäre die Erlösung von dieser ihrer unwürdigen Sklaverei.

* * *

Endlos dehnte sich der Sommer, der trostlos öde Großstadtsommer. Es war dem Franz Huber nicht möglich gewesen, auswärts ein Saisonengagement zu finden, und auch der Wiener Boden wankte unter seinen Füßen. Die Vorahnung täuschte ihn nicht, sein Direktor hatte sich nun ebenfalls entschlossen, zur Pflege der Operette überzugehen. So wie alle anderen Vorstadtbühnen setzte auch er das Volksstück vor die Tür, und damit war dessen letzte Zufluchtsstätte dahin. Von einer Erneuerung der Schauspielerverträge konnte vorläufig keine Rede sein.

„Vorläufig!“ Noch immer diese Heuchelei . . . Aus war's, aus! Nie war dem fröhlichen Huber Franzl bange gewesen um ein Engagement in seiner Vaterstadt. Er war ein echter Typus alten Wienertums; ohne ihn ging es gar nicht; wer Wiener Stücke gab, mußte ihn haben.

Aber man gab sie eben nicht mehr, mochte sie nicht mehr. Was das nur auf einmal war? Seine Theatererinnerungen reichten auf vierzig Jahre zurück, und damals spielte man noch ganzjährig, es waren im Sommer mehr Leute in Wien als im Winter. Es gab Hundstags-premieren unsterblich gewordener Stücke. Und die vornehmen Kreise, die in den Sommerfrischen des Wienerwaldes wohnten, kamen nach der Stadt zu solchen Ereignissen, um ihre Lieblinge in neuen Rollen zu sehen. Wie sich die Zeiten geändert haben! Schon Ende April ist man jetzt des Theaters müde und der Stadt; das Publikum wandert aus für Monate, nur die kleinen Leute bleiben zurück. Das Theater aber ist nicht so mobil, seinem Publikum folgen zu können, die Kunstbuden werden geschlossen, und die Schau-spieler liegen auf dem Pflaster. Da stehen Theaterpaläste, die Millionen kosten, und sie müssen ein Vierteljahr und noch länger aus-

geschaltet werden aus dem öffentlichen Leben. Wären sie doch auf Räder gestellte Karren, die man dem stadtflüchtigen Publikum nachschieben könnte; ach, wären wir doch wieder die Kunstzigeuner, die wir einst waren!

So seufzte Franz Huber und mancher Kamerad mit ihm. Kein Sommerbrot? Er wird auch im Winter keines haben. Alle Agenten prophezeien es. Denn er wurzelt in einer Kunstgattung, die niemand mehr mag. Das Wienerische auf dem Theater sei veraltet, sei vorbei, sagten sie. Aber er konnte es nicht glauben. Nur das Moderne gelte noch, nur mit der Operette sei noch Geld zu machen. Diese musikalische Massenkunst aber war ihm ein Greuel, und für die Moderne hatte er kein Verständnis. Die Wurzeln seiner künstlerischen Persönlichkeit gingen auf Raimund und Nestroy zurück. Und er konnte nur an eine Laune der Mode glauben, nicht an eine innere Umwälzung im Kunstleben seiner Vaterstadt. Aber überdauern mußte man sie ... Die hundertfünfzigjährige Blüte einer gemüt- und humorvollen Volkskunst sollte einfach untergehen? Den Schiller des Lokalstückes hatte man Raimund einst genannt, der Wiener Aristophanes hieß Nestroy. Und ihre Erben entfalteten sich

bis zu Anzengruber hinauf. Und diesen Besitz gab man preis? Nicht zu fassen war das . . . Aber freilich, wo war das Wienertum, das diese Kunst getragen, das sie gehegt und gepflegt? Wo war die Stadt, die diese schöne Blüte getrieben? Aus dreimalhunderttausend waren zwei Millionen Einwohner geworden. Waren das noch Wiener? Schon vor zwanzig Jahren hatte ein populärer Volkssänger melancholisch vom neuen Wien gesungen:

„Andre G'sichter, andre Leut' —
Pfirt di Gott, du alte Zeit!"

Nein, Franz Huber wollte nie daran glauben. Jetzt aber mußte er wohl. Ein Volkstheater nach dem anderen war gefallen; die internationale Massenkunst drang siegreich vor. Und seine besten Kameraden aus dem Wiener Volksstück wirkten allmählich in den Varietés. Dort ertrug man die altberühmte Wiener Lokalkunst noch. Als Rarität neben anderen exotischen Gaben wurde sie diesem fremden Publikum in kleinen Dosen verabreicht. Andre G'sichter, andre Leut' . . .

Endlos, endlos war dieser hoffnungslose Sommer. Man durfte sich nicht rühren, um nur ja keinen Heller auszugeben. Die Frau Resi, die so klar nicht in die theatralische Zukunft

sah, stundete wohl die Miete, aber Huber machte sich ein Gewissen daraus, sie im unklaren zu lassen darüber, daß er kein Engagement in Aussicht hatte. Vielleicht mußte er in die Provinz, an ein kleines Theater . . . Er nahm sich vor, es ihr zu sagen. Seine Frau verhinderte ihn daran, sie ließ es nicht zu. Und so mied er die Hausfrau daheim, und ihre Trafik betrat er schon lange nicht mehr, das Rauchen hatte er sich in diesem Sommer abgewöhnt.

Stundenlang lag er im Fenster und ergötzte sich an dem Spiel der Jugend. Die Wohnung war in einer jener stillen, noch ungepflasterten Seitengassen an den Grenzen großstädtischen Lebens. Hierher drang noch kein öffentliches Verkehrsmittel, man fühlte sich ausgeschaltet aus dem großen Netz der Weltstadt, die Gasse war ein Paradies der Vorstadtjugend. Wie tot lag sie im Winter da, wie in einem Tollhaus ging es im Sommer in ihr zu. Die ersten warmen Sonnentage im Frühling schon lockten die Jugend ins Freie, und im Sommer krochen auch die Alten aus ihren kleinen Wohnungen hervor und schnappten Luft. Alles lebte auf der Gasse, wie ein Ameisenhaufen sah sie an schönen Abenden aus, wenn die Sonne sich geneigt hatte und die

Arbeit ruhte. Die Indianerspiele der Jungen und ihre sportlichen Versuche mit alten Fahrrädern, Fußbällen und aufgelesenen Tennisrequisiten beherrschte abends nicht mehr allein das Feld, es gesellten sich Mädchenspiele zu ihnen, und aus einem Dutzend Fenstern wimmerten verstimmte alte Klaviere. Die Männer gingen plaudernd auf und nieder, die Frauen klatschten vor den Toren, viele hatten sich Stühle und Bänke ins Freie getragen und ruhten aus von des Tages Müh und Plage.

War das noch Wien? Oder war das eine Kleinstadt in Böhmen? Franz Huber fragte sich's wie oft. In fremden Zungen redeten die meisten dieser kleinen Leute. Die Großstadt zog sie an, sie fanden hier ihr Brot und blieben hängen. Da war eine ganze Welt, die von Wien nichts wußte, die kaum jemals in sein Zentrum vordrang. Nur wenn die Stadt beflaggt oder beleuchtet war, an des alten Kaisers Jubeltagen, wälzten sich diese Scharen gegen die Ringstraße hin. Dann aber verkrochen sie sich wieder in ihren kleinen Wohnungen und Werkstätten, in ihre Vorstadtwirtshäuser und Vereine, und diese große Stadt hatte nicht die Kraft, sie einzuschmelzen, sie zu verdauen. Früher wurden

aus allen Pospischils und Kratochwils deutsche Wiener, heute bleiben sie, was sie sind ... An solchen Beobachtungen sättigte sich der Huber Franz. Auch hier galt das Lied: „Andre G'sichter, andre Leut ..." Gebt diesen Massen deutsche Volksbühnen, billige, wienerische Theater, und ihr vollendet, was die Schule allein nicht imstande ist! So rief es in ihm. Und er hätte in seiner „stillen" Gasse am liebsten ein bretternes Gerüst aufgeschlagen und jeden Nachmittag ein Hanswurstspiel aufführen mögen, wie es einst die alten Komiker in Wien getan. Sie haben damals die halb verwelschte Stadt, die nur französisches Schauspiel und italienische Oper hatte, von der Straße aus der deutschen Sprache und der deutschen Kunst gewonnen. Und in dieser großen und mächtigen Stadt gab es volkreiche Bezirke, wo heute dasselbe zu tun wäre, aber niemand sah es, niemand hatte die Tatkraft, das Werk auszuführen. Kommt auf die Gasse, kommt zum Volke, hätte er seinen Kameraden in den öden Varietés zurufen mögen, die ihre Spassetteln vor den Übersatten und Stumpfen zum besten gaben, während die Hunderttausende des werdenden Wienertums nach ihrer bodenständigen Kunst dürsteten.

Das waren die schönsten Stunden des alternden Schauspielers, den niemand mehr mochte, wenn er im Fenster lag, das Volksgewühl unter sich, und Pläne schmiedete, Erkenntnisse gewann und sich als Weltverbesserer fühlte.

Die Frau Mali hatte nur Hohn und Spott für solche Ideen. Sie war an einen guten Jausen-Kaffee gewöhnt und wollte des Abends ihre zwei Krügel Bier haben. Es trug aber nur noch Milch und ein Seidel Bier. Und das nur für sie. Daß der Franz sich nun auch das Bier abgewöhnt hatte und Wasser zu seiner Knackwurst trank, das verdroß die Frau im Innersten. Es war darauf angelegt, auch sie um das letzte Vergnügen zu bringen, das ihr geblieben. Und nur Bosheit war das von ihm. Hatte der Franz nicht in jedem Sommer, wenn man nicht auskam, bei einem seiner vielen Verehrer eine Anleihe gemacht? Nur heuer wollte er nicht. Der Narr! Aber sie weiß jetzt, was sie zu tun hat, wenn er wieder ein gutes Engagement bekommt. So wie jetzt wird dann gelebt, und sie wird sparen. Genau so wie die Zipfinger Resi wird sie es machen. Die war gescheit, die hat etwas. Sie aber hat all die Jahre zugesehen, wie der Huber flott lebte und seine

Gage immer verjuxte. Jetzt sitzt sie da mit ihm und kann am Ende wieder Maschine nähen und Kleider machen für die Hausmeisterischen und solche Bagage. O Gott, o Gott, o Gott, hätte sie doch keinen Schauspieler geheiratet. Die Fannytant hatte ihr immer abgeraten.

Franz Huber hörte diesen Jammer Tag für Tag, Abend für Abend. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus hatte er seine Mali einst geholt, sie war so sauber, so lieb — und er wohnte bei ihrer Tante, war ihr Mieter, ihr Zimmerherr. Er wollte keine Frau vom Theater. Ehepaare zusammen kamen stets schwer unter, und getrennt sein — war das ein Leben? Brav und bürgerlich sollte sein Privatleben sein, und die Mali gefiel ihm; er nahm sie vom Fleck weg, sie sollte nicht mehr ins Nähen gehen und Schneidern lernen, er wollte es nicht. Nun war sie allmählich hart geworden und eigenwillig, früh verblüht im Nichtstun. Durfte er ihr zumuten, an jüngere Tage anzuknüpfen und selber etwas zu verdienen? Sie sah doch seinen Kummer, seine stille Verzweiflung. Warum tat sie nichts? Sie hatte doch das Beispiel der tapferen Frau Resi vor Augen und das rührende Schicksal der Anna Vetter. Sie regte keinen Finger. Und er

war innerlich wund von Selbstvorwürfen, daß er sie einmal unversorgt wird zurücklassen müssen.

Nach allen Seiten schrieb er Briefe, da und dort wollte er sich vorstellen. Man war nicht in Wien. Verreist! Und so sehnsüchtig er auch dem Briefboten stets entgegenging, er hatte nie etwas für ihn.

So kam der September. Und Frau Resi Zipfinger wurde ungeduldig. „Na, Huber, gibt's noch kein' Vorschuß? Wo sein S' denn heuer eigentlich ankaschiert?" rief sie ihm eines Morgens bei einer zufälligen Begegnung auf der Treppe rasch zu. Sie hatte aber Eile wie immer und merkte seine Verlegenheit wohl nicht. Ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte sie fort, ins Geschäft. Sie müsse heute „fassen", rief sie zurück, die besseren Leut kämen jetzt langsam wieder. „Da heißt's in Beutel greifen und sein Lager assortieren für d' Saison."

Saisonbeginn! Was war dieses Wort nicht sonst immer für ihn gewesen. Jetzt drückte sein Klang ihn nieder ... Er kämpfte seit Tagen mit sich. Ein Varieté hatte man ihm noch angeboten. Es war zweiten Ranges. Man suchte für eine kleine Verbrecherkomödie, von der man sich Erfolg versprach im Rahmen des Tingel-

Tangel-Programms, einen volkstümlichen Darsteller. Wie oft das Stück gegeben werden konnte? Nur ein Monatsgehalt wurde garantiert. Er hatte seiner Frau nichts davon gesagt, sonst hätte sie ihn getrieben, anzunehmen. Hoffte er doch immer noch auf die Provinz! Hundertmal schrieb er sein Rollenverzeichnis ab und ließ es durch den Agenten versenden, und sein Photograph machte ihm wieder Bilder auf Kredit, die zur Ansicht hinauswanderten und nie mehr zurückkamen. In Deutschland belächelte man sein Repertoire, in dem noch „Mönch und Soldat“, „Stadt und Land“, „Die Pfarrersköchin“, „Ein Judas von anno Neun“, „Der barmherzige Bruder“ und ähnliche Stücke vorkamen, in ersten österreichischen Provinzstädten war nichts frei, es blieb nur die kleine Donaustadt Krems. Als „Lokalkomiker und Chargenspieler“ wurde er in dem Vertrag bezeichnet, aber — mit „Ensembleverpflichtung in allen Operetten und sonstigen größeren Aufführungen“. Statieren sollte er auf seine alten Tage! Statieren in der verhaßten Operette!

Da lief er zum Varieté.

Im Vorzimmer des Direktors traf er mit manchem Kollegen zusammen von der Volksbühne.

Sie suchten alle ein Unterkommen nach dem großen Schiffbruch, aber die Stimmung war keine schlechte. Das Varieté zahle bessere Gagen und gebe weniger Arbeit. Eine gute „Nummer“ in jeder Saison, und man sei ein gemachter Mann. „Wähl' dir nur eine Spezialität. Es geht! Es geht!“ hörte er von allen Seiten. „Du bist ein famoser Tänzer, du singst brillant Couplet, du böhmakelst ausgezeichnet,“ sagte der Bauer Ferdl (Ferdinand), „um dich ist mir nit bang. Nur nit untertauch'n dürfen wir, oben miss'n m'r bleiben. Wie lang wird's denn dauern, diese Ibsenspielerei und die Operettentrottelosis? Eines schönen Tages is aus d'rmit, und wir kommen wieder an die Reih'!“

„So is,“ sprach der Birnegger Karl, ein Riese, mit einem Bauch wie eine Tonne, der das Fach der behäbigen Lokalkomiker jahrelang beherrscht hatte in der Wiener Vorstadt. „I hab' mir a Nummer als falscher Athlet ein-g'studiert in dem Sommer, denn leb'n muaß der Mensch. Aber dabei bleib'n m'r net. Mir miss'n diese Varietéter erobern für's Volk. Ich sihg (sehe) die Zeit kommen, wo wir obenauf san.“

Der Huber Franz schwieg und lächelte. Er

hatte viel nachgedacht über dieses Thema, so hoffnungsvoll war er nicht.

„Das, was der Birnegger sagt, glaub' ich auch," begann der Bauer Ferdl. „Was wollen s' denn eigentlich mit die modernen Stuck? Ich kenn an (einen), der schon dreimal den ‚Viehhändler aus Oberösterreich' vom alten Friedrich Kaiser abg'schrieben und modern hergericht't. Wie närrisch rennen die Leut' in seine Stuck' und meinen, das is was Neues. Ein Schwindel is es!"

„Nur die Op'rett, die Op'rett," sprach Birnegger, „die is g'fährlich."

Der Sekretär der Direktion erschien und hielt einige Besuchskarten, die ihm in sein Zimmer geschickt wurden, in seiner Hand. „Franz Huber" las er und blickte auf.

„Bitte," rief Huber und trat vor aus dem Kreise der wartenden Kollegen, „das bin ich."

Der Sekretär maß ihn prüfend vom Kopf bis zum Fuß, und nach einer Pause, in der es ganz ruhig geworden war, fragte er:

„Was arbeiten Sie?"

Huber schaute ihn betroffen an, dann wendete er den Kopf nach den Kollegen.

„Schauspieler is der Herr Huber!" riefen mehrere Stimmen dem Sekretär zu.

Erst jetzt verstand Huber. Man fragte hier nicht: was spielen Sie? Man fragte, in welcher Spezialität man „arbeite". Und er sagte lächelnd: „Ich komm' ja wegen dem ‚Gespenst im Konak', es soll in der Komödie, wie der Agent Menkes sagt, ein Wiener Koch zu spielen sein."

„Bedaure sehr, Herr Huber, aber die Rolle ist seit drei Tagen besetzt," antwortete kühl der Sekretär. „Sie haben uns zu lange warten lassen."

„Ach so! Ach so!" erwiderte Huber voll Verlegenheit. „Entschuldigen."

Und er trat wie vernichtet zurück. Als er unauffällig das Vorzimmer verlassen wollte, eilte Birnegger ihm nach, der Riese, und flüsterte ihm zu: „Franzl, brauchst was? I hab' schon an Vorschuß kriegt auf mei' Pflanznummer. Da — da . . ." und er drückte ihm zwei Zehnkronennoten in die Hand. Huber dankte mit einem festen, beredten Händedruck und ging rasch hinaus.

Also mußte er doch wohl nach Krems gehen . . . Mit Ensembleverpflichtung!

Die zwei so unvermutet erhaltenen Geldnoten brannten ihm wie Feuer in der Rechten, die er in der Rocktasche zur Faust geballt hielt. Und er ging zur Zipfinger Resi.

Lange hatte er ihren Tabakladen nicht mehr betreten, die ganze Gegend war indessen wieder verändert. Immer weiter breitete sich das neue Stadtviertel an der Grenze des Bezirkes aus, und die unternehmende Frau saß einstweilen allein da mit ihrer Trafik; sie allein hatte Zeitungen zu verkaufen und Ansichtskarten. Und was für Karten! Das ganze Schaufenster war behängt mit Serien der pikantesten Bilder. Viele hatten einen versifizierten Text. Die Dienstmädeln und die Soldaten liebten diese Karten, und die Schuljungen und halbwüchsigen Mädchen standen mit offenen Mäulern davor und buchstabierten sich die bombastischen oder witzigen Reime zusammen. Auch die berühmten Bilder großer Meister waren da zur erotischen Lockspeise erniedrigt.

Franz Huber trat in den Laden. Die blonde Verkäuferin, eine schlanke, stolze Erscheinung, lächelte ihn überrascht an. „Womit kann ich dienen, Herr von Huber?" fragte sie dienstbeflissen. Sie kannte ihn vom Theater, und das schmeichelte ihm heute ganz besonders.

„Was, der Huber is da?" ertönte eine Stimme aus dem Hintergrund, wo der Kopf der Frau Resi aus einer schmalen Tür, die nur ein Vor-

hang verschloß, auftauchte. „Ah, da steht die Welt nimmer lang!“

Und der Pultdeckel hob sich, die Volontärin ließ Franz Huber ein.

Schüchtern reichte Huber, nach den Worten der Begrüßung, die gewechselt wurden, seiner Hausfrau die beiden Geldnoten hin. Als erste, bescheidene Abschlagszahlung auf seine Schuld, sagte er.

„Nit mehr?“ fragte sie enttäuscht. „Aber, das macht nix,“ fügte sie sogleich hinzu. „Sie werd'n halt für 'n ersten Vorschuß an (eine) andere Verwendung haben. Mir werd'n schon wieder auf gleich kommen. Zahlen S' halt jeden Monat a bisserl 'was drauf. Ich wart' Ihnen schon, Herr Kollega.“

Er war gerührt. So weich war ihm die Zipsinger Resi niemals vorgekommen. Und als sie jetzt ihre Frage von neulich wiederholte, wo er denn eigentlich engagiert wäre, da sagte er ihr die Wahrheit.

„Was? Sie hab'n ka Ankaschman kriegt? Ja um Gotteswill'n, was wer'n S' denn da machen?“

„Was liegt an mir,“ sagte er betrübt, „aber denken Sie sich, unsere Wiener Volksbühne geht

unter, alles is aus; der Zipfinger hätt' heut' auch kein Engagement, er wär' auch obdachlos."

„Sie, Huber, das alles is mir ganz gleichgültig. Aber wo bleib' ich? Sie san mir hundertfufzig Kronen schuldig und bringen mir zwanzig?" sprach die Frau Resi mit erhobener Stimme.

Er wandte verlegen den Kopf nach der offenen Tür, hinter der die Verkäuferin die Kunden bediente. Dann zog er den schmalen Flügel resolut zu. Und jetzt brauchte sich die Frau Resi keinen Zwang aufzuerlegen. Sie sei eine arme Wittib, verdanke alles sich selbst. Was er denn glaube? Das hätte er ihr doch früher sagen müssen. Jedenfalls kündige sie ihm das Zimmer.

Er erzählte ihr von Krems, wo er eine erste Stellung haben werde.

„Nach Krems wollen S'? Schamen S' Ihnen nit? . . . Hätt' halt Ihre Frau 'was unternehmen sollen! Sitzt wie a Gnädige vier Monat da und wart't auf gebratene Tauben. Mir hätt' sie helfen können, für mich jede Woch'n fassen gehen können in die Großtrafik. Hab' drei Wochen keine Verkäuferin g'habt, weil mein Fräulein am Land war. Ganz allein war ich. Die törrische (taube) Anna hab' ich herumjagen müssen. Hätt'

der Ihrigen nit g'schad't, wann 's a bisserl ein Speck anbracht hätt'."

Huber schwieg. Er kannte die rücksichtslose Offenheit dieser Frau, aber er empfand immer eine gewisse Achtung vor ihr. Und die konnte er ihr auch jetzt nicht versagen. Unrecht hatte sie nicht.

„Glauben S', mir borgt das Finanzärar etwas?" fuhr sie fort. „Nit ein' Heller! Überwachen tun s' mi, ob ich mein Lager immer voll hab'. Nie darf's unter tausend Kronen sein. Und bar zahlen heißt's beim Fassen. Kein Mensch borgt mir etwas. Was ich einnehm', trag ich in die Großtrafik. Zehn Prozent bleiben mir, daß 's kracht. Bei die Briefmarken ein Prozent! Davon wird man nit fett, das können S' mir glauben. Und Zigarrendieb' gibt's auch. Wann m'r die Zeitungen nit hätt' und die Ansichtskarten, verhungern könnt' m'r bei dem G'schäft."

„Aber Frau von Zipfinger! Es geht Ihnen doch ganz gut," erwiderte Huber bescheiden.

„Na ja, weil ich jeden Kreuzer z'samm halt' wia der Teufel. Hab' ich denn nit mein' Bub'n? Der muß erzogen werden, der soll 'was lernen und auch einmal 'was haben. Haben!" betonte

sie noch einmal. „Und mei' ganz' Leben will ich in dem Loch da a nit verbringen. I bitt' Ihna, ich bin jetzt dreiunddreißig. Und kein' Mann! Nie ein' g'habt!" Sie lächelte ganz eigen. „Der Zipfinger — na, Gott hab' ihn selig."

Sie hatte sich in ihrer ganzen Stattlichkeit aufgerichtet bei den letzten Worten, und Huber empfing den Eindruck, als ob sie ihm jeden Augenblick ihre Verlobung mit einem Baron oder Grafen mitteilen werde.

„Darf man vielleicht gratulieren?" fragte er verschmitzt.

„Was fallt Ihnen ein?" lachte sie geschmeichelt. „So weit san m'r no nit."

„Also doch? Bravo!"

„Sie, Huber, daß Sie mir nicht plauschen! Das sein nur Pläne. Und er is gar nit in Wien. Weiß Gott, ob was d'raus wird."

Huber wollte die gute Stimmung der feschen Frau, in deren Seele es also doch auch noch etwas anderes gab als den Erwerbstrieb, für sich ausnützen. „Sie warten mir also, bis ich mit Krems in Ordnung bin, Frau Resi?"

„Mit der Schuld? Ich muß ja. Mit dem Zimmer wart' ich nit. Des wird morgen früh

am Haustor ang'schlagen. Größer derf die Schuld nit werden."

Huber biß die Lippen zusammen und schwieg. Er hatte sich erhoben und die Tür nach dem Laden wieder geöffnet, denn er meinte ersticken zu müssen in dem engen, von beißendem Tabakgeruch erfüllten Raum.

„Daß Sie von Wien fortmüssen, Huber, ich kann's nit glauben. Sie brauchten a Frau wie mich . . . Meiner Seel', ich telephonier' dem Menkes. Der hat für mein' Mann immer alles durchg'setzt."

Mit kurzem Gruß entfernte sich Huber. Das gute Herz der Frau, die ihn delogierte, und die sich gleichzeitig erbot, für seine Existenz zu sorgen, stieß ihn ab. Und doch dachte er auf dem Heimweg mehr an sie als an seine ziemlich trostlose Lage. Wer der Mann sein mochte, den sie begehrte? Er erriet es. Und er lachte laut auf. Da wird sie sich vielleicht doch täuschen. Da wird ihr vielleicht doch einmal etwas mißlingen im Leben, sagte er sich.

* *
*

Schöne, sonnige Herbsttage waren gekommen, die man da draußen, an den Grenzen der Großstadt, so recht von Herzen genießen konnte. Noch

grünte der Wald, der zu allen Fenstern herein lachte und die Traube reifte auf den Hügeln, die dem Kahlengebirge vorgelagert sind, ihrer letzten Süße entgegen. In hellen Scharen strömten die Menschen hinaus, zu genießen, was die Natur ihnen noch bot.

Es lag Abendsonne auf der Landschaft, und goldig schimmerte die Welt.

Und unter den Tausenden, die da plaudernd, von Kinderscharen umtollt, über die Stadtgrenzen hinausstrebten, befand sich auch ein stilles junges Menschenpaar, die braunhaarige Anna Vetter mit ihren sanften Augen und Doktor Fritz Baier, ein mittelgroßer, zäher, schwarzer Mensch mit scharfer Brille. Sein allzu wohlgenährter brauner Dackel keuchte neben ihnen her.

Lange war Anna Vetter eine solche Freude nicht widerfahren ... Gerne nahm sie die Einladung Baiers an zu einem kleinen abendlichen Spaziergang nach Neustift am Walde. Nicht vom Hause ab, erst draußen auf der Türkenschanze wollten sie sich aneinanderschließen. Und wenn das auch wie ein Rendezvous aussah, was lag daran? Anna war reif und welterfahren genug, zu wissen, was sie tat, und was sie sich selber schuldig sei. Und sonst hatte sie keine

Rücksichten zu üben. Ihr vereinsamtes Herz aber lechzte nach Aussprache, nach Teilnahme. Und die fand sie im Hause nicht. Sie machte sich unter irgendeinem Vorwande frei, kleidete sich nach der Jause sorgfältiger als sonst und ging der Abendsonne entgegen.

Fritz Baier war Mitte September mit seinem gräflichen Schüler, den er zweieinhalb Monate lang begleitet hatte, wieder nach Wien zurückgekehrt. Es waren keine Vergnügungsfahrten für ihn gewesen, denn er hatte es übernommen, den bei der Schlußprüfung in zwei Gegenständen Durchgefallenen bis zum Herbst derart zu präparieren, daß er seine Matura bestand. Auf Reisen und bei Hühnerjagden, in Städten und auf einsamen Schlössern, im Eisenbahnwagen und auf Dampfschiffen, hielt er seinem Pflegling Vorträge über Geschichte und deutsche Literatur von Opitz bis zu Goethes Tod. Vollkommen freie Station auf allen Wegen und zweitausend Kronen Honorar hatte man ihm zugesagt für das zu vollführende Meisterstück, wenn dadurch die freie Bewegung des Schülers, der schon militärpflichtig war und keine Zeit mehr zu verlieren hatte, nicht gehemmt wurde. Doktor Baier übernahm die Aufgabe und löste sie.

Und jetzt war er wieder hier. Sein Kabinett bei der Frau Zipfinger hätte er leicht aufgeben und den Betrag ersparen können, aber er tat es nicht. Seinen klugen Waldl hätte er dem Tierschutzverein in Pflege geben können, aber er empfahl ihn doch lieber dem Fräulein Anna. Er wollte in der Ferne an sein Zimmerchen in Wien denken können wie an eine Heimat.

Die beiden Wanderer sprachen wenig. Es lag eine stille Freude über ihnen, und ihre Augen glänzten. Anna hatte ihm längst ihre traurige Geschichte erzählt, und er sah ja Tag für Tag, was sie litt. So stark hatte er früher das Unwürdige ihrer Lage nie empfunden, wie jetzt, seitdem er wieder zurück war. Sie war ihm in diesen Monaten, da er fern gewesen, näher gerückt, er dachte viel an sie, nur zweimal hatte sie ihm auf seine vielen Karten und sein halbes Dutzend Briefe, die er schrieb, geantwortet. So fein, so zurückhaltend . . . Er erlebte allerlei, ihm drängten sich die Stoffe auf, über die man ihr schreiben konnte. Sie aber erlebte ja nichts. Und es war viel Mitleid in seinem Trieb, der Einsamen öfter einen Gruß von der Reise, aus neuen Städten und schönen Gegenden zuzusenden. Und sie nahm es auch nicht anders auf. Daß

er gut war, empfand sie am stärksten. Sein letzter Brief allerdings, den sie nicht mehr beantworten konnte, weil er bald darauf selber kam, der berührte sie viel tiefer und gab ihr zu denken. Darin hatte er seine Lebensgeschichte gebeichtet, seine Kindheit erzählt. Damit sie ihn ganz kenne, wenn er wiederkomme, damit sie nicht so fremd aneinander vorübergingen . . . Früh verwaist war er, arm und elternlos. Seine Pfleger aber hätten ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Schon als Knabe hatte er der Anstalt, in der er erzogen wurde, eine Urkunde unterzeichnet, daß er für den Fall, daß er am Ende doch nicht geistlich werden wollte, die Erziehungskosten zurückzuerstatten habe. Und das sei eingetreten. Er wäre eine zu fröhliche, weltliche Natur für den geistlichen Beruf. Gehungert habe er an der Hochschule, durch eigene Kraft sei er so weit gekommen, das Doktorat der Philosophie zu erwerben, und er hoffe, Mittelschullehrer, Professor zu werden. Vielleicht müsse er noch lange einsam leben und könne nicht heiraten, weil er eine Schuldenlast für seine Gymnasialerziehung zu tilgen habe, aber das bedrücke ihn nicht, ein freier Mensch sei er nun doch . . .

Warum er ihr das nur schrieb? Sie konnte es nicht ergründen. Wollte er etwaige stille Hoffnungen in ihr im Keime ersticken? Dessen bedurfte es nicht. Sie wagte nicht, Wünsche zu hegen und Zukunftsträume zu spinnen.

Und doch war sie so rasch bereit, diesen gemeinsamen Spaziergang zu machen mit dem Wiedergekehrten. Vielleicht klärte er sie auf, wie jener Brief gemeint war. Und es war auch Trotz in diesem Entschluß. Ihr schien, als ob die Frau Zipfinger jetzt immer viel länger zu Hause bliebe als früher und sich noch auffälliger von ihr bedienen lasse. Ihren zwölfjährigen Buben, den Turl, der bis jetzt das Schlafzimmer mit der Mutter geteilt hatte, quartierte sie einige Tage vor Baiers Ankunft plötzlich in seinem Kabinett ein. Diesen aber überraschte sie damit, daß sie ihm das Zimmer Hubers überließ, um denselben Preis überließ, den Baier vordem für sein kleines Kabinett bezahlt hatte. Doktor Baier war nicht wenig betreten bei der Heimkunft. Er errötete, als Frau Zipfinger ihm das Zimmer anwies; beinahe unwillig war er.

„Aber Herr Doktor!“ rief die Frau Resi. „Sie sind jetzt meine einzige Partei. Wenn Sie meinem Artur manchmal ein bißchen helfen, werden

wir keinen Richter brauchen wegen dem Preis. Zahlen Sie mir für das Zimmer, was Sie wollen." Hochdeutsch redete sie mit ihm. Und sie scherzte: „Mehr als der Huber mir bezahlt hat, zahlen Sie auf alle Fälle."

Mit schmeichelnder Gewalt hatte sie den Mieter in ein anderes Verhältnis genötigt, ihn sich näher bringen wollen.

Anna verfolgte diese Veränderung mit Mißtrauen. Wollte die Zipfinger Resi nur einen billigen Lehrer für ihren Sohn? Oder hatte sie Gründe, an eine andere Wendung zu glauben? Der Turl brauchte ja gar keine Nachhilfe, er lernte sehr gut ... Und ein Kistchen ihrer besten Zigarren stellte sie dem Doktor Baier vor der ersten Unterrichtsstunde auf den Tisch. Und einen viel besseren Frühstückskaffee als früher mußte sie, die Anna Vetter, ihm jetzt bereiten. Vordem bekam er nur Milchkaffee, jetzt Kaffee mit Obers, mit Sahne ... Grausam hatte die Frau Resi den Huber Franzl mit seiner Frau delogiert; sie konnte es nicht erwarten, daß sie packten, damit Raum werde für den neuen Mieter. Und diesen setzte sie in Verlegenheit durch ihre Großmut, ihre seltsame Fürsorge, die sich in hundert kleinen Zügen bekundete. Anna merkte gar oft in diesen

wenigen Wochen seines Hierseins, daß er sich fragte, was die Frau für Ziele habe . . .

Und heute morgen lud er sie ein zu diesem ländlichen Spaziergang. Ganz rot war er dabei geworden. Und sie nicht minder. Als täten sie etwas Verbotenes.

Der Weg führte am linken Steilrande des Krottenbachtales dahin, an dem schönen Friedhof auf der Türkenschanze vorbei und dann mitten durch Weingelände. Frei schweifte der Blick voraus nach den Bergen, und im Rücken der Wandernden, tief unten, lag Wien in einer dunstigen Wolke. Über dieser Wolke funkelte ein goldiger Punkt in der Abendsonne. Doktor Baier zeigte ihn seiner Begleiterin und erklärte ihr denselben. Es war das Kreuz von St. Stephan. Ganz Wien lag im Dämmer brauner Dunst- und Nebelwolken, aber sein höchster Gipfel glänzte im Abendsonnenschein.

„Wie schön!" lispelte Anna Vetter. Dieses einsame, goldige Licht über all dem trüben Dunst berührte sie wie eine symbolische Erscheinung.

Die vielen Spaziergänger waren ihnen nicht gefolgt, nur einzelne Paare und Gruppen gingen den Weg weiter. Da konnte Doktor Baier endlich reden, wenn er ihr etwas zu sagen hatte.

Sie wartete darauf. Den Waldl mußte er an die Leine nehmen in diesen Weingeländen, und das Tier lief fromm zwischen ihnen dahin; es beschnupperte bald ihn und bald sie, als wolle es sich versichern, ob es auch wahr sei, daß die beiden einmal gemeinsam mit ihm gingen, seine zwei besten Freunde. Doktor Baier sprach von diesem und jenem, und ihm war, als ob seine Begleiterin heute viel besser höre als sonst, sie verstand jedes Wort. Freilich konnte er hier seine Stimme auch freier erheben als daheim, wo man jedes mit Anna gesprochene Wort in allen Wohnräumen hörte. Er wolle sie zum Reden bringen, denn eigentlich hatte er ja noch nie ein rechtes Gespräch mit ihr geführt. Sie ging aber nicht aus sich heraus, ihr war so wohl wie schon lange nicht. Auch wenn er sich gar nicht bemüht hätte, ihr Angenehmes zu sagen, wäre ihr der Gang mit ihm doch wert gewesen. Sie lebte in einer großen Einsamkeit, seitdem sie ihr Gehör eingebüßt hatte, und er war der erste, der sie ein wenig aus ihr herausführte. Dafür empfand sie Dank.

In Neustift am Walde lud er sie ein, in den Garten einer Heurigenschenke mit ihm zu treten. Da saßen fröhliche Menschen bei heimatlichem,

gutem jungen Wein, ein Terzett (Geige, Klarinette und Ziehharmonika) spielte wienerische Weisen, ab und zu sang ein Gast ein Lied, und man war in all dem vergnügten Trubel erst recht allein. Ganz nahe zur Musik setzten sie sich, und Anna Vetter stieß beim ersten Glase freudig an mit ihrem Begleiter. Junge Herren aus der Stadt kamen im Fiaker angefahren und setzten sich geräuschvoll in ihre Nähe, suchten mit ihr zu kokettieren. Dann riefen sie ihren Rosselenker herbei, und dieser produzierte sich als Natursänger. Der Schorschl war ein fescher junger Mensch, wettergebräunt vom Leben auf dem Kutschbock und so elegant gekleidet wie seine Fahrgäste. Er schwang seinen Zylinder und sang seine G'stanzeln wie ein Volkssänger.

„Das Drah'n[1]), das is mei' Leb'n.
Kann's denn was Schönres geb'n,
Als Drah'n die ganze Nacht,
Bis daß ein' d' Sunn anlacht?"

Alte und neue Wiener Lieder sang er ihnen und unterhielt das ganze Publikum, die Musikanten begleiteten ihn.

---

[1]) Umdrehen, die Nacht zum Tage machen, die Nacht durchlumpen.

Anna glühte, ihr feines Gesicht war rosig angehaucht, und ihre Augen leuchteten. Aber nach einer Stunde schon mahnte sie zum Aufbruch. Und sie war nicht zu halten. Sie wollte daheim sein, ehe die Frau Zipfinger aus dem Geschäft kam. Nur keinen Verdruß!

Und so gingen sie denn in der Dämmerung denselben Weg zurück. Auf dem Hinweg hatten sie die sinkende Sonne vor sich, jetzt den aufgehenden Mond. Langsam stieg seine blutrote Scheibe aus den Donaunebeln des Marchfeldes empor. Fritz Baier hatte seiner Begleiterin den Arm gereicht, und der Waldl sprang vergnügt voraus.

„Jetzt muß ich Ihnen doch gestehen, Fräulein Anna, worauf ich heute mit Ihnen angestoßen habe," sagte er schalkhaft.

„So? Es gibt also ein Geheimnis?" fragte sie.

„Jawohl! Die heutige Frühpost hat mir mein Ernennungsdekret gebracht."

„Ach! Da gratuliere ich, Herr Doktor! Da wünsche ich herzlich Glück! Aber warum haben Sie mir das bis jetzt verschwiegen?"

„Hm! Ich hab' doch gar nicht gewußt, ob es Sie interessiert."

„So? Und jetzt wissen Sie es?"

„Jetzt bin ich ganz sicher!“ sagte er innig und preßte ihren Arm, der in dem seinen lag, ein wenig an sich.

Sie schwieg. Eine Blutwelle schoß ihr zu Kopf und hämmerte an ihren Schläfen. Am liebsten hätte sie ihm ihren Arm entzogen und wäre feldein gelaufen. Was wollte er von ihr, der Tauben, der Deklassierten?

„Täusche ich mich?“ fragte er.

Sie hatte sich wieder gefaßt. Und jetzt lächelte sie ihn an. „Wenn ich geahnt hätte, daß es zu solch einer Aussprache käme, Herr Doktor, da würde ich mein Hörrohr mitgenommen haben.“

„Gott sei Dank, Sie haben auch Humor!“ rief er. „Das ist eine himmlische Gabe.“

„Die Frau Zipfinger hat viel mehr Humor als ich,“ neckte sie.

„Wehe, wenn sie losgelassen!“ rief er.

Sie lachten beide herzlich und verstanden sich.

Aber Fritz Baier wurde wieder ernst. „Seit einem Jahr beobachte ich Sie, liebe Anna — ich darf Sie doch so nennen?“ Ihr Arm zuckte in dem seinen, aber sie schwieg, und er fuhr fort: „Sie sind in einer schiefen Stellung, sind die Ausgebeutete, die Mißbrauchte. Sie dienen einer Frau, die an Bildung tief unter Ihnen steht.“

Anna Vetter wehrte ab. „Die Frau war gut mit mir, ich bin ihr Dank schuldig. Niemand hat sich damals meiner angenommen."

„Sie haben das reichlich bezahlt!"

„Ja gewiß. Aber ich konnte nicht anders . . . Ich hatte nichts gelernt als Komödie spielen . . ." Sie stockte. Dann hub sie an: „Sie haben eine Schreibmaschine, Herr Doktor. Zeigen Sie mir die Anfangsgründe. Lassen Sie mich üben, wenn Sie nicht daheim sind. Ich will heraus aus meiner Lage, helfen Sie mir," sprach sie voll Wärme.

„Topp! Es gilt!" rief er. „Darauf geben Sie mir die Hand."

Sie reichte ihm die Rechte, und er führte sie rasch an seine Lippen.

„Oh — diese rauhe Hand!" sagte sie verlegen.

„Diese brave, liebe Hand . . . Übers Jahr wird sie vielleicht eine noch kleinere Wirtschaft führen als jetzt."

Sie zitterte im tiefsten, aber sie überhörte seine Andeutung und sagte: „Ja wenn ich Maschinenschreiben kann . . . Ich werde dann wieder selbständig sein. Werde für die Theater Stücke und Rollen, für die Schriftsteller Manuskripte ab-

schreiben. Und Sie werden mein Wohltäter geworden sein."

„Mehr nicht?"

„Mein Freund!"

„Mehr nicht?"

Sie lächelte. „Sie sind sehr anspruchsvoll ... Zuerst müßte ich doch einmal etwas anderes vorstellen."

„Morgen ist die erste Unterrichtsstunde!" rief er.

Unter solch scherzhaft-ernsten Reden, durch die Anna Vetter eine Erklärung Baiers, zu der er wiederholt den Anlauf genommen, verhinderte, kamen sie in bester Laune in ihren Wohnbezirk. Aber ehe sie in ihre Gasse einbogen, trennten sie sich. Ein warmer, kräftiger Händedruck, ein inniger Blick des Verständnisses, und sie schieden. Nur Baiers Dackel begleitete Anna heim, er selbst ging noch in eine Kneipe zu ein paar Freunden, um auch mit ihnen seine Ernennung zu feiern.

Frau Resi Zipfinger saß mit dem Turl schon beim Abendbrot. In bequemer Haustoilette, ungeschnürt, flossen ihre Formen auseinander, und da sah man erst, wie gewichtig sie ihren Platz ausfüllte in der Welt. Anna ließ den Waldl

still in Baiers Zimmer, aber gehört hatte man ihn doch. Der Turl rief verwundert:

„Da schau her, die Fräul'n Anna kommt mit dem Waldl? Der ist doch mit'm Herrn Doktor fortgangen und nit mit ihr!"

Die Frau Resi machte große Augen.

„So — so — so . . ." sagte sie.

Anna hatte das nicht verstanden. Aber sie merkte an den Mienen beider, daß sie einen Verdacht gegen sie empfanden.

„Ich bin auf der Hauptstraße dem Herrn Doktor Baier begegnet," sagte sie einfach. „Er geht noch in die Kneipe, und da hab ich den Dackel mitgebracht."

„So — so — so," sagte die Frau Resi wieder und musterte Anna. Sie kam ihr so verändert vor, so licht und hell, so jung . . .

„Die will bei einer ehemaligen Kollegin gewesen sein? Wer's glaubt! Da heißt's aufpassen, da brandelt's, mir scheint. Die törrische Gret'l glaubt am Ende gar, sie find't noch einen. Hahaha!"

So redete die Zipfinger Resi mit sich selber, und nur ihr Gelächter traf das Ohr Annas. Die bekümmerte sich nicht darum, vollführte ihre häuslichen Arbeiten und zog sich in das licht- und

luftlose Kämmerchen zurück, das ihr gehörte. Sie bewohnte den Raum derer, die sie in diesem Haushalt vertrat — der Magd. Aber sie beklagte sich nicht. Sie hatte vieles gelernt in dieser Stellung und war bescheiden geworden. Am Ende konnte sie doch noch als Kochfräulein zu einem alten Pensionisten kommen, um ihn zu pflegen und zu beerben und ihre Tage als bessere alte Jungfer zu beschließen. So hatte sich's die Frau Resi ja gedacht.

Geräuschvoll schloß Anna heute ihre Tür ab. Die Mißtrauische sollte nur merken, daß sie allein sein wollte, ganz allein . . . Und dann suchte sie die sommerlichen Ansichtskarten und Briefe Baiers hervor, um sie wieder einmal zu lesen. Wehte denn darin auch nur ein Hauch von wärmeren Gefühlen? Täuschte sie sich nicht? Meinte er es ernst mit ihr? Oder wagte er, andere Wünsche zu hegen?

Sie las und las. Das war alles so ernst, so achtungsvoll. Nur der letzte Brief — der war anders, in dem zitterte eine wärmere Blutwelle.

Übers Jahr — übers Jahr . . . Seine Andeutung war so bescheiden, so zurückhaltend. Und sie hatte eine Aussprache verhindert . . .

Sie war zufrieden mit sich und auch nicht . . . Aber mochte was immer kommen, der Abend war schön, er wird ihr unvergeßlich sein. Und glücklich schlief sie ein, wie ein Kind nach der Christbescherung.

* * *

Der Friede war aus dem Hause und dem Gemüte der Frau Resi verscheucht seit jenem Herbstabend, an dem die Anna so spät heimkam. Einen stillen Lebensplan sah sie in Gefahr. Fein hatte sie es angelegt, den armen Philosophen, der ihr so wohlgefiel, in eine Art Wohlleben einzuspinnen, ihn an ein behagliches Heim zu gewöhnen und allmählich an sich zu fesseln. Wurden nicht hundert Männer auf solche Art gefangen? Frau Professor wollte sie einmal werden, heraus wollte sie aus dem Leben, das sie jetzt führte. Von früh bis abends stand sie im Geschäft und die Plage mit den Volontärinnen rieb sie auf. Eine ständige, besoldete Verkäuferin trug es noch immer nicht, aber man konnte die Trafik verpachten, und sich mit einer kleinen Rente begnügen. Das würde sich auch gar nicht schicken, daß sie noch eine Trafikantin war, wenn er einmal Ernst machte. Aber durfte sie darauf noch

rechnen? Er wich ihr aus, er rauchte nicht mehr abends seine Zigarre bei ihr, noch trank er ihren guten Tee. Immer hatte er eine Arbeit, stets lag ein Berg von Schulheften vor ihm, und er saß allein bei seiner Lampe. Schickte sie ihm etwas durch den Turl, ließ er danken, er habe schon sein Abendessen eingenommen. Und die Anna lächelte. O, dieses Lächeln! Vielleicht hätte er von ihrer Hand etwas genommen ... Und unterrichten wollte er den Turl auch nicht mehr. Das sei ihm untersagt, seitdem er dessen Lehrer am Gymnasium war. Und den genauen Preis des Zimmers wollte er wissen ... War's nicht am besten, sie verlangte so viel, daß er seine sieben Sachen packte und auszog? Die Kraft zu diesem Entschlusse hatte sie nicht, sie ließ die Frage unbeantwortet. Das hatte ja Zeit ... Es brannte in ihr wie ein Fieber. Sie müsse nicht ganz gesund sein, sagte sie sich oft. So etwas empfand sie nie vorher.

Ihr größter Schmerz war, daß ihr jede Möglichkeit fehlte, den Verkehr zwischen Doktor Baier und Anna zu überwachen. Ihr Junge sagte ihr manches ... Heute hatte er eine Stunde geschwänzt, weil ihm der Kopf weh tat oder er nicht genügend vorbereitet war in der Mathe-

matik, und er kam früher heim. Da fand er das Fräulein Anna im Zimmer des Herrn Doktor, wie sie an der Schreibmaschine klapperte. Es war sonst niemand daheim. Sie stülpte das Gehäuse auf die Maschine und eilte in die Küche, als sie überrascht wurde. Der Bub aber war neugierig und untersuchte die Schreibmaschine. Ob die Anna etwas könne, wollte er wissen. Und da fand er, was sie geschrieben:

„Meinem Meister Dank und Gruß,
Dem Befreier einen Kuß!“

stand zehnmal auf dem Blatt. Das erste Mal noch sehr fehlerhaft, dann immer besser und sauberer. Ein Zitat! Gewiß aus einem Klassiker, sagte er sich. Aber er riß das Blatt ab und brachte es seiner Mutter in die Trafik. Das war doch einmal etwas Neues, daß das Fräulein Anna heimlich Maschinenschreiben lernte. Am Ende ruinierte sie dem Herrn Professor die Maschine, und man beschuldigte dann ihn, den Turl. Es kam ja immer alles auf ihn, was im Hause geschah.

Die Mutter rollte die Augen, und das Blatt zitterte in ihren Händen. Sie ahnte, was sich da vorbereitete. Die Schlange! Die Schlange! Während sie hier in der Tretmühle stand, schar-

muzierten die beiden wohl daheim. Und wenn sie ihnen Zeit ließ, flog sie eines Tages als fertige Maschinenschreiberin aus und kam nicht wieder. Das sollte sie doch lieber gleich tun. „Dem Befreier einen Kuß!“ War sie denn eine Gefangene? Bitte, wenn's gefällig ist — der Käfig ist offen . . . Einen Kuß . . . So weit waren die beiden schon?

Nein, sie konnte unmöglich warten, bis sie spät abends heimkam, und sie überraschte Anna Vetter am Nachmittag. Wie eine Bombe flog sie zur Tür herein und platzte gleich los: „Ja, wo ist denn das gnädige Fräulein?“ schrie sie im Vorzimmer. „Am End' beim Herrn Befreier?“

Anna stand in der Küche, wo die Aushelferin das Eßgeschirr spülte. Sie half der Frau Piwonka, wischte Teller und Gläser ab, damit die Frau bald fertig wurde und wieder heimkam zu ihren Kindern. Auch wollte sie sie forthaben aus der Wohnung, damit sie noch eine Stunde üben konnte, ehe Doktor Baier aus dem Gymnasium kam. Daß ihr Übungsblatt aus der Maschine gestohlen worden war, ahnte sie nicht.

„Jessas, die gnä Frau!“ rief die Piwonka. „Und wia S' schreit!“

Die Frau Resi, krebsrot im Gesicht, riß die

Küchentür auf, öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und schwieg.

„Küss' die Hand!" sagte die Piwonka, aber Frau Resi achtete nicht darauf. Dieses friedliche hauswirtschaftliche Bild machte sie betroffen. Sie hatte gehofft und gewünscht, die „Person" an der Schreibmaschine zu finden, mit dem „Meister" an der Seite. Jetzt schlug sie die Küchentür wieder zu und ging rasch in ihr Zimmer. Anna folgte ihr. Was war denn geschehen? Was hatte die Frau nur?

Die Zipfinger Resi bereute ihren Schritt schon halb und halb; sie suchte nach einer Ausflucht, nach einem Vorwand für ihre unvermutete Heimkunft und wollte gleich wieder gehen. Aber als sie jetzt ihr eigenes stattliches Bild im Spiegel erblickte und hinter sich die dünne Sentimentale stehen sah, dieses bettelarme, taube Nichts, da gab es ihr einen Ruck, und sie wandte sich der Verblüfften blitzschnell zu.

„Meinen Haushalt lös' ich auf, meine Liebe! Ich und mein Bub essen von morgen an aus'm Wirtshaus!" schrie sie ihr entgegen.

Anna Vetter wurde kreidebleich. Was war denn nur geschehen? fragte sie sich noch immer. Hatte sie ihr am Ende ein vergiftetes Mittag-

essen gekocht? Aber über ihre Lippen kam kein Wort, sie erstarrte unter dem Blick dieser Frau.

„Das ist mein Dank! Das!" schrie sie und hielt ihr das Blatt aus der Schreibmaschine hin. „Sein Sie meine Sklavin? Brauchen Sie einen Befreier? Ich halte Sie nicht! Nicht einen Tag! Nicht eine Stunde! Brauchen Sie heimlich das Maschinenschreiben lernen? Einen Kurs hätt' ich Ihnen gezahlt, wenn Sie 'was g'sagt hätten. Aber das Schreibenlernen is es nit, es is halt der Meister! Schamen S' Ihnen nit?"

Anna hatte sich gefaßt. Diese Sturzflut von bösen Worten, die sich über ihr Haupt ergoß, traf sie wie eine Katastrophe, aber in ihr lebte eine Zukunftshoffnung, die sie stark machte und trotzig. Und mit bebender Stimme sagte sie: „Wenn sich hier jemand zu schämen hat, meine Liebe, so sind S i e es. Ich war zwei Jahre Ihre Magd ohne Lohn, jetzt haben Sie mir ihn auf einmal bezahlt. Noch heute verlasse ich Ihr Haus. Adieu!"

„Pfirt Ihna Gott!" rief die Frau Resi ihr höhnisch nach, als sie das Zimmer verließ. Dann aber warf sie sich in eine Sofaecke und heulte auf.

Warum? Sie wußte es nicht, doch wurde ihr leichter dabei. Wie ein Gewitter sich ent-

lädt, weil es muß, so schluchzte sie, so flossen ihre Tränen nach vielen Tagen der Spannung und nahmen ihr einen Druck von der Seele. Sie hielt Einkehr und Rückschau. Sie kam sich wieder einmal recht dumm vor und unüberlegt. Alles, was sie in den letzten Monaten getan, ging gegen ihren Vorteil. Wie leicht wäre es gewesen, sich die Huberin für die Trafik abzurichten. Für ein Mittagessen täglich wäre die geblieben. Nein, sie stieß sie fort, und die ganze Forderung, die sie an die Leute hatte, hing in der Luft. Die voreilige Umquartierung des Doktor Baier war auch eine Dummheit. Sie verlor dabei die Einkünfte aus einem Wohnraum. Brauchte ihr Bub ein eigenes Zimmer? Und jetzt warf sie das billigste und willigste Arbeitsgeschöpf aus dem Hause. Torheit über Torheit beging sie. Was sie in Jahren erspart und errafft, das flog jetzt zum Fenster hinaus, und sie saß fester als je in dem Geschäft, das sie sich aufgeladen. Warum das alles? Warum? Fast schämte sie sich, es einzugestehen. Nie lag ihr etwas an einem Manne. Und just diesen bildete sie sich ein. Aber war das der Weg zum Ziel? Mußte er sich nicht jetzt erst recht der Ausgestoßenen annehmen? Trieb sie die beiden nicht

mit aller Gewalt einander in die Arme? Was sollte die Anna tun? Wohin konnte sie gehen? Sie besaß doch nichts ... Beinahe wurde die Frau Resi weich. Aber da hörte sie Schlüssel rasseln und den festen Tritt eines Mannes im Vorzimmer. Er war heimgekommen ... Jetzt konnte es nur noch Minuten dauern, und er erfuhr, was geschehen war. Es gab eine Auseinandersetzung ... Nein, der fühlte sie sich nicht gewachsen in dieser Stunde. Ein Fieber schüttelte sie bei dem Gedanken. Und als er die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, enteilte sie. Fluchtartig verließ sie ihr Haus und ging auf weiten Umwegen, nur um länger mit sich allein zu sein, in ihre Trafik.

Indessen saß Anna Vetter in ihrer dunklen Kammer und fragte sich wohl hundertmal: Wohin? Wohin? Sie zählte ihre Barschaft — es war zum Lachen! Wenn sie nicht im vorigen Jahre einen alten Theatermantel verkauft hätte, besäße sie nicht eine Krone. Aber fort mußte sie, und sie packte ihre Habseligkeiten. Dann rief sie die Piwonka herbei und beriet sich mit ihr. Die Frau war sogleich bereit, sie bei sich aufzunehmen für einige Tage, bis Rat geschafft war. Sie hatte nur Zimmer und Küche, und

zwei Kinder, die in der Obhut der Nachbarin blieben, wenn sie außer Haus beschäftigt war. Von ihrem Manne, einem Trunkenbold, lebte sie getrennt und bekam nur mit großer Mühe die ihr zugesprochenen Alimente. Zu dieser Armut gesellte sich die Anna Vetter.

Still verließ sie das Haus, in dem sie zwei Jahre ein Obdach und zuletzt ein kleines Glück gefunden hatte. Ohne Gruß ging sie von dannen. Daß Doktor Baier heimgekommen war, sagte ihr die Piwonka. Aber sie huschte nur um so behutsamer durch das Vorzimmer. Gerne würde sie ihm noch die Hand gedrückt haben. Aber sie konnte ihm ihre Lage nicht enthüllen, ohne sein Mitleid herauszufordern. Nicht einmal erklären konnte sie ihm, warum sie gehen mußte. Er war zwischen sie und diese Frau getreten und hatte ihre bescheidene Existenz untergraben. Sie mußte es jetzt darauf ankommen lassen, ob er sie suchen würde, um die Wahrheit zu erfahren . . . Weiß Gott, was die Eifersüchtige ihm sagen wird von ihr . . . Auch das konnte sie nicht ändern, ihr Stolz gebot ihr, schweigend von dannen zu gehen.

Früher als sonst kam an diesem Abend Frau Resi heim. Sie hatte sich wieder gefaßt. Auch mußte sie doch nachsehen, wie sich die Dinge ent-

wickelt hatten, ob die Trotzige in der Tat fortgegangen war. Dann stand ja ihr Haushalt still, und weder ihr Bub noch ihr Zimmerherr, der Doktor Baier, hatte seine Ordnung. Vielleicht brauchte er etwas, vielleicht konnte sie ihm gefällig sein ... Es mußte ein Vorwand gefunden werden zu einer Aussprache. Gewiß hat die Anna ihm eine Räubergeschichte erzählt, sie schlecht gemacht. Aber sie wird ihm die Augen schon öffnen. So redete sie mit sich auf dem Heimweg. Recht dumm war ihre Übereilung. Mit ein bißchen Klugheit wäre sie ihm gegenüber nicht in diese Verlegenheit gekommen. Aber sie war so nervös. Seit seiner unvermuteten Ernennung war sie nervös. Das kam ihr zu früh, sie hatte ihn noch nicht, er konnte ihr noch entwischen ...

Das Vorzimmer war dunkel, die Küche kalt und leer. Aus dem Zimmer des Doktor Baier nur drang ein Lichtschimmer durch eine Türritze. Der hatte sich seine Lampe wohl selbst angezündet? Wo war ihr Bub? Sie tastete sich zu seinem Kabinett, rief seinen Namen; es war dunkel, und er antwortete nicht. Da öffnete sich Baiers Tür; ein Lichtstrahl fiel in das dunkle Vorzimmer, und er fragte besorgten Tones: „Anna, sind Sie es endlich? Ja?“

Frau Resi stand auf der Schwelle des dunklen Kabinetts und hielt den Atem an. Er weiß noch nichts! war ihr erster Gedanke.

Und geräuschvoll kam sie hervor, klappte die Tür hinter sich zu und rief in ihrem wärmsten Ton: „Guten Abend, Herr Doktor! Ich bin es. Und ich suche den Artur. Wo der Bub nur steckt?"

„Habe die Ehre, Frau Zipfinger. Ich dachte, es wäre Fräulein Vetter gekommen."

„Geht sie Ihnen ab? Ja, das ist so eine Sache . . . Liebster Doktor, haben Sie Feuer?"

„Bitte, hier!"

Er reichte ihr ein Schächtelchen Zündhölzer, und sie brannte eine Kerze an. „Wo der Bub nur stecken mag . . ." Sie durchsuchte mit dem Leuchter in der Hand die ganze Wohnung, auch die Kammer Annas . . . Alles war leer. „Der Spitzbub wird wieder zu seinem Freund hinübergegangen sein. Wird ihm eine Aufgabe fehlen, weil er heute eine Stunde versäumt hat."

„Mag sein," sagte Doktor Baier, der befremdet zwischen Tür und Angel stehen geblieben war und der Frau Resi zusah, wie sie die leere Wohnung absuchte. „Das ist so eine Sache," hatte sie vieldeutig gesagt. Wo ist Anna? fragte er sich.

„Leer — alles leer ...“ sagte die Frau Resi. „Ja, ja! So wird einem gedankt.“

Sie ging ihrem Zimmer zu und sagte: „Brauchen S' vielleicht was, Herr Doktor? Bitte es nur zu sagen. Ich steh zu Diensten.“

„Ja, kommt denn Fräulein Anna nicht?“ platzte Baier heraus.

„O nein! Die hat uns verlassen. Wir sind jetzt ganz allein, lieber Doktor.“

Dabei trat sie in ihr Zimmer, entzündete die Lampe, legte Hut und Jacke ab, ließ die Tür aber offen, um über das kleine Vorzimmer hinweg das Gespräch fortsetzen zu können.

Doktor Baier war nicht wenig betroffen. Und wie an einem unsichtbaren Faden zog Frau Resi ihn hinter sich her; plötzlich stand er in ihrem Zimmer. Aber er wollte es nicht recht merken lassen, wie tief ihn ihre Worte berührten.

„Das interessiert mich, Frau Zipfinger ... Das ist ja ganz merkwürdig.“

„Nicht wahr? Aber nehmen S' doch Platz, lieber Doktor. Und ich bitt' Sie, nennen S' mich Frau Resi, Resi — nicht Frau Zipfinger. Ich bin das so gewöhnt von allen guten Freunden.“

„Bei Ihnen hier ist es auch kalt, so wie bei mir drüben,“ sagte Baier zerstreut.

„Soll ich bei Ihnen Feuer machen? Ja? Das ist gleich geschehen! War denn die Piwonka auch nicht da?“

Er wehrte ab. „Danke, danke. Es war niemand hier, gar niemand.“

„Da sehen Sie die Rücksichtslosigkeit! Zwei Jahre hab' ich die Anna bei mir gehabt. Aus dem Elend hab' ich sie geholt und wie eine Schwester gehalten. Und sie läßt mich momentan sitzen und geht fort.“

„Warum?“

„Eine Kinderei . . . Ein kleiner Streit, wie er ja vorkommen kann in einem Haushalt. Aber sie trotzt und geht ohne Adjes davon.“

„Wohin?“

„Was weiß ich! Und nicht einmal bei Ihnen hat sie sich empfohlen? Das hätt' ich nicht geglaubt. Mit mir war sie bös, das versteh ich, aber daß sie auch Sie so behandelt hat — ah, das ist stark!“

„In der Tat — es wundert mich auch.“

Frau Resi saß ihm gegenüber und fühlte, daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte mit ihren Worten. Er dachte nach, er grübelte, zweifelte an ihr.

„Lassen wir die Undankbare,“ sagte sie weg=

werfend. „Sie wird sich schon wieder melden, wenn es ihr schlecht geht. Ich brauche mir nichts von ihr bieten zu lassen. Wer ist sie denn?"

„Vergessen Sie nicht, daß sie eine Unglückliche ist," sprach Baier. „Das macht empfindlich."

„Unglücklich? Seit einiger Zeit ist sie verändert. Sie bildet sich irgend etwas ein. Vielleicht einen Mann. Hahaha! Ist taub und arm wie eine Kirchenmaus, hat nicht zwei Paar gute Schuhe und denkt an so etwas. So ein Hascherl! Das könnte doch nur ein reicher, unabhängiger Mann sein oder einer, der ‚hundsjung und gasnarrisch' ist, wie man in Wien sagt. Einem anderen könnt solch' eine Wahl doch nicht einfallen."

„Warum nicht?"

„Sie, Doktor, das weiß ich besser! Weil's nur Elend gäb! So leichtsinnig ist heutzutag kein Mann mehr."

„Ein Rittmeister", fuhr sie fort, „hat mir im vorigen Jahr einen Antrag gemacht. Ob ich die Kaution hab, hat der Fuchs wissen wollen. Fünfzigtausend Kronen! Nein, die hab ich nicht, aber Dreißigtausend, ja, die hab ich. Und meine Trafik könnte ich verpachten, die trägt auch zweitausend Kronen jährlich. Und schön eingerichtet bin ich;

eine Wohnung habe ich . . . Er wär zufrieden gewesen, hat mich nehmen wollen, aber ich hab es mir dann doch überlegt. In Pension wär er gegangen, und ich hätt' ihn erhalten können. So sein die Männer! Bitt' Sie, was tu ich mit einem Pensionisten? Ich bin dreißig Jahre alt und nehme nur einen Mann, der zu mir paßt, einen, den ich gern hab."

Doktor Baier saß wie auf Kohlen. Was ging ihn das alles an?

Da rumpelte der Artur in das Zimmer herein, war atemlos und hielt ein Schulheft in der erhobenen Rechten, um zu beweisen, daß seine Abwesenheit gerechtfertigt war.

„Küss' die Hand!" rief er.

Frau Resi erhob sich unwillig, gab ihm zwei Ohrfeigen und schrie: „Abends gehst du mir fort, du Mistbub? Marsch auf dein Zimmer!"

Doktor Baier hatte sich auch erhoben während dieser Szene, und als sie sich ihm jetzt wieder zuwendete und zu lachen versuchte, empfahl er sich steif und kalt.

Sie war betroffen. Hatte sie wieder eine Dummheit gemacht? „O, Sie wollen schon gehen? Wir hätten ja noch so viel zu besprechen . . . Aber morgen ist auch ein Tag . . . Haben S'

nur ein bisserl Geduld, wenn nicht gleich alles klappt. Solang kein Ersatz da ist für die Anna, bedien' ich Sie halt. Ich hab Sie ja so gern; Sie sein mir so viel sympathisch, lieber Doktor."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Frau Zipfinger. Gute Nacht," sagt er steif und ging.

„Gute Nacht . . ." stammelte sie.

Wie eine Furie raste sie dann durch ihre Wohnung, schlug die Türen zu, bereitete in der Küche mit lautem Geklapper noch ein Abendessen und sang einen Gassenhauer dabei. Dann rief sie ihren verheulten Buben drohend und kreischend zu Tisch.

Mit dem frühesten Morgen eilte sie fort in ihr Geschäft und überließ ihren Zimmerherrn der Piwonka. „Vielleicht g'fallt ihm die besser wie ich!" sagte sie mit einem befriedigten Blick in den Spiegel und schlug eine laute, spöttische Lache auf. Das war überwunden . . .

* * *

Seit Wochen lebte Anna Vetter bei der armen Geschiedenen auf Zimmer und Küche mit ihren Kindern. Aber ihr war wohl, wohler als seit vielen Jahren. Sie hatte da eine viel höhere Aufgabe zu erfüllen als je. Diese Kinder der

Armut fanden an ihr eine Pflegerin, eine Erzieherin. Der Bub war vier, das Mädel schon bald sechs Jahre alt und wurde nächstens schulpflichtig. Und die Mutter hatte zwei „Bedienungen", einen alten Junggesellen und die Frau Resi Zipfinger; sie war wenig daheim, mußte Brot erwerben für die Kleinen. Jetzt auch für Anna! Und die Frau tat es gern, denn ihre Kinder hingen mit Leidenschaft an dieser Tante, die sie wusch und pflegte, ihnen Geschichten erzählte und sie spazieren führte, was den kleinen Proletariern völlig neu gewesen. Die Nachbarin, die sie ehedem immer zu sich nahm, ließ sie mit den anderen Kindern laufen, wohin sie wollten; jetzt aber fühlten sie auf einmal eine führende Hand. Wie eine gütige Fee waltete die neue Tante über ihnen, fertigte dem Mädchen Puppen und trieb mit dem Knaben allerlei Possen. Es war zu Hause viel lustiger als auf der Gasse, seitdem das Fräulein Anna da wohnte.

Die Piwonka empfand diese Wandlung auch mit Dank. Ihr Zimmer war jetzt immer so nett, und auf ihrem Herd brannte wieder die häusliche Flamme. Sie war immer zu müde, wenn sie heimkam, noch etwas zu kochen, und was sie etwa mitbrachte, das teilte sie mit der Nachbarin, der

sie sich verpflichtet fühlte. Jetzt teilte sie ihren letzten Bissen mit dem Fräulein Anna, aber sie fand dafür einen gedeckten Tisch, ein geheiztes Zimmer und zufriedene, glückliche Kinder daheim. Das Obdach, das sie dem Gast gewährte, lohnte sich reichlich. Ein zweites Bett hatte sie für Anna herbeigeschafft, und die Kinder schliefen nebenan in der Küche. Man behalf sich; es ging ganz gut.

Am nächsten Tag schon war Fritz Baier gekommen, und es gab eine lange Aussprache unter vier Augen. Und einen Tag später brachte ein Dienstmann die Schreibmaschine . . .

Doktor Baier war nicht wenig bestürzt, Anna in solchen Verhältnissen zu finden; er wollte ihr ein kleines Monatzimmer suchen und ihr mit Geld beistehen. Sie lehnte es ab, wies jedwede materielle Unterstützung zurück. Aber ihr zu einer neuen Existenz behilflich zu sein, das durfte er. Und sie erbat sich seinen Unterricht, die leihweise Überlassung seiner Maschine, bis sie sich selber eine erwerben könne. Gerne hätte sie auch eine Kurzschrift gelernt, um nach Diktat schreiben zu können, aber sie war ja taub; ihre Verwendbarkeit beschränkte sich auf einen engen Kreis.

Nach vier Wochen schon konnte sie Proben

ihrer Schreibkunst versenden und um Arbeit bitten. Auch einem Zeitungsmann, der ehedem oft Gutes über sie als Schauspielerin gesagt hatte, vertraute sie sich an. Und der schrieb eine rührende Notiz in sein Blatt über eine arme, taubgewordene Künstlerin, die zu so schönen Hoffnungen berechtigte und plötzlich von einem Verhängnis betroffen wurde. Ihren Namen gab er nicht preis. Und zu den Theaterdirektoren und Autoren ging er für sie; aus einer Advokaturkanzlei schaffte er ihre Aufträge.

Wie mit einem Zauberschlag wendete sich ihr kleines Schicksal. Sie bekam Arbeit, sie verdiente wieder ihr Brot. Und aus den Kreisen des Publikums kam Geld, kamen Anfragen, ob sie dies oder jenes benötige für ihren Haushalt. Eine Kollegin schickte ihr ein neuerfundenes Hörrohr; andere wollten eine Wohltätigkeitsvorstellung für sie veranstalten, und alle Sanatorien, alle Spezialisten erboten sich, sie unentgeltlich in ärztliche Behandlung zu nehmen. Sie nahm mit Freuden das Hörrohr an; sie ließ sich das Geld unbekannter Wohltäter als Notpfennig anlegen, aber sie dankte für alles andere — nur Arbeit wollte sie.

Und so ward sie frei, so gewann sie zurück,

was sie verloren hatte: das Selbstbestimmungsrecht über ihre Person.

Fritz Baier stand der Stolzen in den schwersten Tagen ihres Lebens mit herzlicher Freundschaft zur Seite. Da lernte sie ihn erst kennen, da erprobte sich seine Zuverlässigkeit, seine Treue.

Und es kam der Tag, wo Anna Vetter ihre eigene kleine Wohnung hatte, Zimmer, Kabinett und Küche, die Piwonka aber war jetzt ihre Bedienerin und nicht mehr die der Frau Resi. Doktor Baier wollte diesen Tag feiern, schlug vor, daß irgend etwas unternommen werde. Sie aber wäre so gern daheim geblieben. Allein? Das kränkte den Freund. Mit ihm? Das war doch wohl gefährlich. Also möge er etwas vorschlagen, etwas recht Schönes, bat sie, so wie damals der unvergeßliche Abendgang nach Neustift am Walde.

Aber es war März, die Luft wehte rauh vom Wienerwald herein nach der Stadt. Und er schlug vor, irgendwo gut zu essen und dann ein Lokal aufzusuchen, wo es wienerische Musik gab und Gesang. So wie damals ... Es gab solche Lokale jetzt auch mitten in der Stadt.

Und sie machte sich schön und ging mit ihm zu den „Drei Zeiserln“. So wurde ein neues

Kellerlokal im Zentrum der Stadt genannt, um schon im Namen Altwiener Gemütlichkeit vorzutäuschen. Es war immer stark besucht; man ging nach dem Theater, oder wenn man aus einer faden Gesellschaft kam, dahin. Namentlich die Fremden wurden von ihren Wirten hingeschickt, da sie ja nach wienerischen Spezialitäten lechzten.

Anna stieg bei den „Drei Zeiserln" mit Doktor Baier die strahlend hell beleuchtete Kellertreppe hinab. Die Wände waren mit Tannenreisig verkleidet, das offenbar stets erneuert wurde, denn es war grün und frisch, man atmete den Harzduft fühlbar ein. In einem Vorraum gab man die Überkleider ab. Die Garderobierinnen trugen Altwiener Wäschermädelkostüme. Am Kassenpult saß eine breite Person in halbländlicher Vorortetracht, altmodisch frisiert und jugendlich geschminkt. Es war Frau Mali Huber! Beide erkannten sie zugleich, und sie schauten sich verlegen an. Ein böser Blick dieser Kassiererin streifte Anna von der Seite, dann aber, wie in Ausübung ihres Berufes, wurde das dicke Gesicht plötzlich freundlich und süß, und die Frau Mali sagte: „Ah, die Überraschung! Das is schön, daß uns die Herrschaften auch einmal die

Ehr' geben!" Und sie flüsterte vertraulich: „Man darf also gratulieren? Hab's ja gleich bemerkt . . ."

Anna war tief errötet, obwohl sie nur ahnte, was die Frau sagte. Doktor Baier wollte nicht unfreundlich sein und lächelte der Frau Mali zu. In ein Gespräch ließ man sich nicht ein. Wahrscheinlich war die Frau nach Krems nicht mitgegangen und hatte endlich auch zu einem Erwerb gegriffen, sagte sich Anna. Das Lokal schien schon vollbesetzt zu sein, die Heurigenmusik ertönte, und die Luft war dick von Rauch und Weindunst. Man kam durch einen langen Schlauch in einen größeren Raum, der sich nach beiden Seiten erweiterte. Die Form des Weinkellers war unverkennbar. An ungedeckten Tischen saßen die Gäste, und die ganze Ausstattung des Raumes täuschte Ländlichkeit vor. Die drei Zeiserln, das waren die Wirte. Zwei von ihnen gingen in blauen Schürzen umher und bedienten die Gäste oder taten so, denn sie animierten bloß zu guten Weinen, die dann von den Kellerjungen gebracht wurden.

Doktor Baier und Anna mußten sich in dem vorderen Schlauch niederlassen, sie fanden im größeren Raum, wo die Musik spielte, keine Plätze

mehr frei. Man tröstete sie damit, daß das Publikum stetig wechsele, es gäbe bald bessere Plätze.

Was lag ihnen daran? Sie genügten sich selbst. Ringsum saßen fröhliche Menschen, und man ahmte das Leben beim „Heurigen“ in gesteigertem Maße nach bei den „Drei Zeiserln“. Die Musik spielte wienerische Weisen, und die Wirte animierten die Gäste nicht bloß zum Trinken, sie stimmten selber auch Lieder an, in die die Gäste einfielen. Es schallte und hallte in dem Keller, als ob alle Dämonen einer ursprünglichen Lustigkeit entfesselt wären. Bald sang da, bald dort ein Gast ein Solo, Studenten, alte Weinbeißer und Vereinstenoristen wechselten ab mit ihren freiwilligen Vorträgen; es war beinahe wie beim echten „Heurigen“; fehlte nur der Sternenhimmel und die Landschaft, die dämmerige Lampionbeleuchtung und der Duft der Ackerscholle.

In dem Hinterkeller wurde jetzt ein Couplet gesungen; man verstand wohl den humoristischen Text, aber den Sänger sah man nicht. Die Stimme . . . Baier horchte auf, sah Anna an, horchte wieder und schüttelte den Kopf. Die Stimme war verbraucht, ohne Metall, der Vor-

trag brillant. Und so bekannt war diese Stimme ... Anna machte eine hohle Hand hinter dem linken Ohr, dem besseren, und horchte gespannt, dann wurde sie blaß und schaute Baier fragend an. Dieser nickte stumm.

„Bravo, Huber!" „Huber!" „Huber, Bravo!" riefen die Weinseligen, als der Sänger geendet hatte, und er gab Strophe um Strophe zu. Alle hielten ihm ihre Weingläser hin, tranken ihm zu und verlangten stürmisch einen populären Wiener Gassenhauer von ihm, den sie mitsingen konnten. Er begann sogleich wieder. Da viele Gäste sich erhoben und mit ihren Gläsern hindrängten, hörte man noch weniger als früher.

„. . . 's wird schöne Madeln geb'n,
Und wir werd'n nimmer leb'n,"

klang es melancholisch und schalkhaft zugleich, und die Leute sangen den Kehrreim mit. Dann kam die Steigerung zur höchsten Begeisterung und zur Rührung zugleich:

„. . . 's wird a' Wein sein,
Und wir werd'n nimmer sein."

Alles sang mit. Viele lachten und jubelten, waren vergnügt; die echten Weinbeißer aber

schienen bis zu Tränen gerührt, einzelne umarmten einander und küßten sich.

Und wieder schrie man „Huber! Huber! Huber!“

Anna Vetter fühlte ihr Herz hörbar klopfen; so erregt hatte sie schon lange nichts. Hier also war der Huber Franzl gelandet. Die altberühmte Wiener Volkskunst war wieder dort angelangt, von wo sie einst ausgegangen . . .

Und jetzt kam er selbst, Hubers schlanke, hohe Gestalt tauchte aus dem Gewühl auf. Er trug eine blaue Schürze wie die Geschäftsinhaber, er war also einer der drei Zeisige und spielte hier den Wirt. Seine Kunst aber übte er aus wie ein Natursänger, als ein zufälliges, ein selbstverständliches Können. Und seine Genossen waren wohl auch verkappte Komödianten, aus der Mode gekommene Volksschauspieler.

Er ging mit dem Teller, er forderte sein Trinkgeld nach der Hauptnummer.

Als Anna ihn herankommen sah, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Und sie bat ihren Begleiter, aufzubrechen, sie halte das nicht aus.

Ehe Franz Huber, der aus jedem Glas trinken und jeder Frage Rede stehen mußte, zu ihrem

Tisch gekommen war, hatten sie das Lokal verlassen.

An der Ausgangstür lehnte ein feister, elegant gekleideter Herr, vor dem alle Bediensteten sich neigten, der das Ganze mit seinen rollenden Augen zu leiten schien ... Seine Zeiserln leisteten heute wieder gute Arbeit . . .

Es war Mitternacht vorbei, und die Luft wehte scharf.

Schweigend ging das Paar durch die altersgrauen winkeligen Straßen der inneren Stadt. Baier drückte den Arm seiner Begleiterin fest an sich, und sie schmiegte sich wie Schutz suchend an ihn.

Ihr Weg war weit. Als sie eine halbe Stunde gegangen waren, standen sie vor den Stadtbahnviadukten am Währingergürtel. Und da winkte noch ein hell erleuchtetes Kaffeehaus. Sie ließ sich nicht lange bitten und trat mit ihm ein. In einer tiefen Fensternische nahmen sie Platz, ganz abgesondert von den lauten Gästen, die wohl sämtlich einen lustigen Abend hinter sich hatten. Und bei einem Glase süßen, heißen Eierpunsches, der den Durchfrorenen wohltat, reichten sie sich die Hände und verlobten sich.

„Übers Jahr — übers Jahr" hatte Fritz Baier seiner Begleiterin bei jenem schönen Mondspaziergang zugeflüstert. Und das Wort, das ihr damals wie ein Märchen ins Ohr klang, sollte sich erfüllen.

✚

Sämtliche Erzählungen [illegible] [illegible] Kleinen [illegible] Stücke.

1/10. 1913

nicht öde Tendenzschriftstellerei, die uns in diesem Werke entgegentritt, sondern was gesagt wird, ist auch versucht worden, in den Gestaltungsprozeß eng einzuzwängen.

. . . Unermüdlich verketten sich Worte und Taten, eine fortwährende Bewegung herrscht in diesem Buche, Handlung folgt auf Handlung: aber jede Einzelheit ist in den großen Zusammenhang eingeschmiedet. Das gibt dem Romane einen hohen sachlichen Wert, denn er überliefert uns neue, kulturhistorische Tatsachen, er macht uns mit der Atmosphäre unserer Zeit im Weltbilde eines Deutsch-Ungarn bekannt, er führt uns in die zeitgenössische ungarische Politik auf die fesselndste Weise ein.

Adam Müller-Guttenbrunn hat dieses Buch schreiben müssen; er mußte sich erst seinen Zorn und Grimm von der Seele reden, ehe er wieder freien Blick hatte. Und nun konnte er seine Kraft feineren, allerdings, was das reale Leben angeht, engeren Aufgaben mehr künstlerischer Natur zuwenden: er gibt uns in den Abenteuern eines Knaben „Der kleine Schwab" und in dem Roman „Die Glocken der Heimat" echte, aufrichtige Schilderungen aus dem Bauernleben des Banats. Hier erlebt die Heimatkunst, die, wie mir bisweilen scheinen will, schon auf dem Aussterbeetat wegen Überlastung steht, noch einmal frische, unerwartete Triebe und Blüten. Man bedenke: Schwaben aus Württemberg, dem Schwarzwalde, Elsässer und Rheinländer mit ihrer ganz urdeutschen Kultur in einer Gegend, wo Serben, Slawonen, Rumänen, Türken, Magyaren u. a. m. zusammenstoßen; im buntesten Völkergemisch, in einer Zone, die auf gleicher Gradhöhe wie Oberitalien, wie Triest und Venedig liegt, die schwäbische Volkstracht!

In allen Schüler- und Volksbibliotheken sollte auch des Dichters letztes Werk „Die Glocken der Heimat" sein. Auch hier haben wir wieder dieselben

Vorzüge wie im „Kleinen Schwab". Gegen die leidenschaftliche „Götzendämmerung" ist hier die Abgeklärtheit des beruhigten Künstlers vorherrschend: nur manchmal lodern die Flammen des Zornes noch auf, grollt noch verhaltener Grimm durch die anmutigen Bilder des südungarischen Bauernlebens, strahlen noch heftige Aufwallungen und entladen sich in den großgeschauten Symbolen der Naturereignisse.

... Und niemand wird sich der Gewalt und Größe des wilden Naturschauspiels am Schlusse des Romans verschließen können; da steigert sich des Dichters Kraft mit packender, hinreißender Sicherheit zu einer grandiosen Schöpfung in lebendigster und gemeisterter Anschauung: der Mensch im Kampfe mit den Elementen, denen er unterliegt. Echte dramatische Bewegtheit und Straffheit fassen das epische Gefüge zu machtvoller Wirkung zusammen; lange tragen wir diese Szenen und Bilder mit uns herum, und in dem ganzen Buch verstreut wie Blumen auf grünem Wiesengrund der feinste Humor, die überzeugteste Menschenliebe.

Möge es ihm beschieden sein, der an der Grenze des Mannesalters steht, uns noch recht viele solcher kraftvollen Werke zu schenken. Wir werden's ihm alle danken."

Hamburger Nachrichten.

„Wer nicht grundsätzlich auf dem törichten Standpunkte einer längst überholten Zeit: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied" stehen geblieben ist, der muß sowohl an der künstlerischen Gestaltungskraft wie an der mannhaften Gesinnung dieses Deutsch-Ungarn seine helle Freude haben."

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

---

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06453 3337


DO NOT REMOVE
OR
MU

